

# Die Sklaven

Wolfgang Wimmer  
Herr und Knecht -  
Eine Sozialgeschichte mit Gegenwart



sachbuch  
rororo

Wolfgang Wimmer  
**Die Sklaven**

Bücher über alte Völker, über Ägypter, Phönizier, Kelten, Griechen oder Römer sind in Mode. Sie erlauben eine Reise in die Vergangenheit ohne Verbindlichkeit für die Gegenwart. Dieses Buch hat anderes vor. Es beschreibt mit engagierter Anteilnahme Leben, Leiden und Denken der Sklaven und die Ideologie ihrer Herren. Epochen, die als Höhepunkte abendländischer Geschichte gelten, enthüllen sich als Höhepunkte der Barbarei. Der Glanz der Kunstschatzäume, der Ruhm von Dichtern, Philosophen, Wissenschaftlern und Feldherren macht blind für das Elend derjenigen, die nicht einmal sich selbst gehörten, deren Leib und Leben Eigentum ihrer Herren war. Sklaverei ist jedoch keine abgelegte Episode der Geschichte oder ein exotischer Rückstand am Rand der zivilisierten Welt. Die staatlich organisierte «Vernichtung durch Arbeit» in den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus berührt uns und unsere Gegenwart.

Europäische Geschichte, aus der Sicht ihrer Opfer geschrieben, erfährt also eine neue Bewertung. Sie erweist sich als Geschichte eines rassistischen Humanismus: Nur Mitglieder der eigenen Gruppe (Hellenen, Römer, Europäer) sind Menschen, alle anderen (Barbaren, Heiden, Farbige) sind es nicht. Der weiße Mann ist als Entdecker nicht Befreier, sondern Unterdrücker, das Verhältnis Herr - Knecht nicht Ausdruck natürlicher Überlegenheit, sondern Ergebnis brutaler Eroberungs- und Vernichtungspolitik. Die Hinterlassenschaft des Sklavenzeitalters ist heute offenkundig: Elend und Unterkunftswelt in Afrika und Lateinamerika. Überheblichkeit und rassistischer Hochmut bei vielen «kultivierten» Europäern, denen die Ausbeutung von Menschen und Natur ihr Wohlgehen garantiert.

Wolfgang Wimmer, 1937 in Halle/Saale geboren, ist Lehrer an einer Hauptschule in Freiburg und Autor von «Nicht allen das Gleiche, sondern jedem das Seine» (rororo Sachbuch 6996).

## Wolfgang Wimmer - **Die Sklaven**

Eine Geschichte der Sklaven

Rowohlt Taschenbuch Verlag 1979 - rororo Sachbuch 7169

780-ISBN 3-499-171694

ebook 2003 by BOOKZ 'R' US

(Layout: seiten- und zeilenidentisch mit pbook)

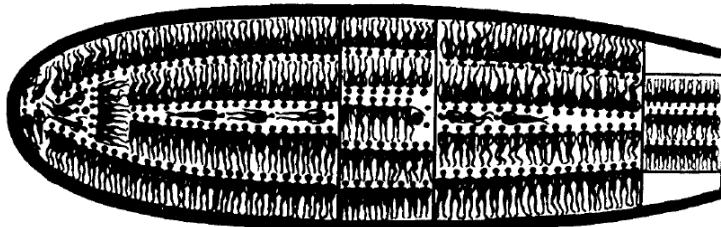
**Dieses Ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt!**

## Backcover:

Bücher über alte Völker, über Ägypter, Phönizier, Kelten, Griechen oder Römer sind in Mode. Sie erlauben eine Reise in die Vergangenheit ohne Verbindlichkeit für die Gegenwart. Dieses Buch hat anderes vor. Es beschreibt mit engagierter Anteilnahme Leben, Leiden und Denken der Sklaven und die Ideologie ihrer Herren. Epochen, die als Höhepunkte abendländischer Geschichte gelten, enthüllen sich als Höhepunkte der Barbarei. Der Glanz der Kunstschatze, der Ruhm von Dichtern, Philosophen, Wissenschaftlern und Feldherren macht blind für das Elend derjenigen, die nicht einmal sich selbst gehörten, deren Leib und Leben Eigentum ihrer Herren war. Sklaverei ist jedoch keine abgelegte Episode der Geschichte oder ein exotischer Rückstand am Rand der zivilisierten Welt. Die staatlich organisierte «Vernichtung durch Arbeit» in den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus berührt uns und unsere Gegenwart.

Europäische Geschichte, aus der Sicht ihrer Opfer geschrieben, erfährt also eine neue Bewertung. Sie erweist sich als Geschichte eines rassistischen Humanismus: Nur Mitglieder der eigenen Gruppe (Hellenen, Römer, Europäer) sind Menschen, alle anderen (Barbaren, Heiden, Farbige) sind es nicht. Der weiße Mann ist als Entdecker nicht Befreier, sondern Unterdrücker, das Verhältnis Herr - Knecht nicht Ausdruck natürlicher Überlegenheit, sondern Ergebnis brutaler Eroberungs- und Vernichtungspolitik. Die Hinterlassenschaft des Sklavenzeitalters ist heute offenkundig: Elend und Unterentwicklung in Afrika und Lateinamerika, Überheblichkeit und rassistischer Hochmut bei vielen «kultivierten» Europäern, denen die Ausbeutung von Menschen und Natur ihr Wohlergehen garantiert.

**Wolfgang Wimmer**, 1937 in Halle/Saale geboren, ist Lehrer an einer Hauptschule in Freiburg und Autor von «Nicht allen das Gleiche, sondern jedem das Seine» (rororo Sachbuch 6996).



Wolfgang Wimmer

# Die Sklaven

Eine Sozialgeschichte  
mit Gegenwart

Rowohlt

Originalausgabe  
Redaktion Kerstin Lorenzen  
Umschlagentwurf Werner Rebhuhn  
(Bildmotiv: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin)

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg, August 1979  
Copyright © 1979 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Satz Times (Linotron 404)  
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
780-ISBN 3-499-171694

# Inhalt

1.Kapitel: Athen	7
2.Kapitel: Rom	43
3.Kapitel: Sklaverei und Christentum	65
4.Kapitel: Indianersklaverei	77
5.Kapitel: Negerhandel	111
6.Kapitel: Die Karibischen Inseln	127
7.Kapitel: Die Vereinigten Staaten	149
8.Kapitel: Brasilien	183
9.Kapitel: Der Nationalsozialismus	209
10.Kapitel: Die Gegenwart	241
11. Kapitel: Die Zukunft	255
Geschichte der Sklaverei in Daten	260
Leselisten zu den einzelnen Kapiteln	272

[Leere Seite]

## 1.Kapitel: Athen

### 1. Die Lage in Athen

Zur klassischen Zeit im 5. und 4. Jahrhundert v. u. Z. hatten die Griechen oder Hellenen, wie sie sich selbst nannten, einen großen Teil des Mittelmeerraumes besiedelt. Der Philosoph Plato (427-347) schreibt: «Wir wohnen nur in einem kleinen Teil der Erde von Phasis (an der Ostküste des Schwarzen Meeres) bis zu den Säulen des Herakles (Straße von Gibraltar) rings um das Meer, so wie Ameisen und Frösche um einen Tümpel herum.» Die Hellenen bildeten nie eine politische oder territoriale Einheit, aber sie fühlten sich durch gemeinsame Sprache und Kultur miteinander verbunden. Sie lebten dem Meere zugewandt und bewohnten außerhalb des Mutterlandes nur einen schmalen Küstenstreifen. Dahinter wurde das Land unbekannt, und man konnte sich leicht verirren. Dorthin drangen hellenische Anwohner nur vor, um Nahrung, Metalle - oder Sklaven zu erbeuten, oder sie bereisten es als Händler. Aber leben wollten sie dort nicht.

Dort wohnten die Barbaren, deren Sprache nicht zu verstehen war und wie bar-bar-bar klang. Die Hellenen hielten nicht viel von ihnen. Sie meinten, daß die Barbaren im Norden, nach der europäischen Seite hin, mutig und frei seien, aber unbedarf im Denken und in der Kunst und unfähig, Staaten zu bilden. Die asiatischen Barbaren dagegen besaßen diese Vorzüge, seien aber dafür feige und mutlos. Insgesamt fühlten sich die Hellenen den Barbaren überlegen und hielten diese sogar für minderwertig, was sie selbst jedoch nicht hinderte, sich gegenseitig umzubringen. Ihre Vorurteile wurden dadurch bestärkt, daß sie Barbaren in den griechischen Städten in großen Massen als Sklaven sahen. So unterschieden schließlich die gewöhnlichen Hellenen genauso wenig wie die ungewöhnlichen, etwa Philosophen wie Aristoteles (384-322), nicht mehr zwischen Barbar und Sklave - beides wurde eins.

Im 7. Jahrhundert v. u. Z. hatten viele Menschen ihre Heimatstädte auf dem griechischen Festland verlassen, weil sie sich nicht mehr ernähren konnten, und sie versuchten, sich in anderen Landstrichen anzusiedeln. Häufig schlossen sich die Auswanderer zweier oder mehrerer Städte zusammen, denn sie mußten mit dem Widerstand der Einheimischen rechnen, denen sie das Land wegnahmen. Die neuen Gemeinden waren landwirtschaftliche Niederlassungen. Sie wurden nicht gegründet, um

Absatzmärkte zu erschließen, wenn sich auch oft ein reger Handel mit den Mutterstädten entwickelte.

Den zu Hause Gebliebenen ging es schlecht. In Athen, dessen Geschichte wir am besten kennen, gehörte der Boden zu Beginn des 6. Jahrhunderts wenigen Reichen. Der größte Teil der Bewohner, die Bauern des umliegenden Landes, waren bei den reichen Städtern verschuldet und mußten ihnen eine Rente entrichten. Konnten sie nicht zahlen, drohte ihnen und ihren Familien die Sklaverei. «Die Armen waren mit ihren Kindern und ihren Frauen die Sklaven der Reichen geworden.» - so beginnt Aristoteles seinen Bericht über die Athener. Sie hatten also ihre Freiheit verloren. Möglicherweise waren sie Privateigentum der Reichen geworden und ihnen in ihrer menschlichen Existenz vollkommen ausgeliefert, wie das Wort «Sklave» es andeutet.

Unter Solon (um 640-um 559) wurden die Schuldforderungen annulliert und die Schuldsklaverei, die persönliche Haftung bei Zahlungsunfähigkeit, für die Zukunft verboten. Der arbeitenden nichtsklavischen Bevölkerung im Athen gelang es in einem jahrhundertelangen Kampf gegen Verknechtungs- und Versklavungsversuche die Demokratie zu errichten. Ihre vollkommenste Ausformung fand sie unter Perikles, Mitte des 5. Jahrhunderts. Damals hatte Athen eine Ausdehnung von 1600 qkm, also ungefähr die Größe des heutigen Luxemburg. Auf dieser Fläche lebte eine Viertelmillion Menschen, davon zwei Drittel auf dem Lande außerhalb der Stadtmauern.

Das Wort Polis wird gewöhnlich mit Stadtstaat übersetzt. Die Polis von Athen reichte über das Stadtgebiet hinaus. Aber sie war auch mehr als Stadt und umliegendes Land. Sie war eine Gemeinschaft, in die man hineingeboren wurde. Nach einem Gesetz von Mitte des 5. Jahrhunderts mußten beide Elternteile Athener gewesen sein, wollte jemand Bürger der Polis werden. Später, vor allem gegen Ende des 4. Jahrhunderts, genügten besondere Referenzen, wovon der Reichtum gewiß die wichtigste war, und man kann sich vorstellen, wie die Altbürger die Nase rümpften, wenn ein Neureicher in ihren Zirkel aufgenommen wurde. Die Welt war nicht mehr in Ordnung, der Verfall der Polis hatte begonnen.

Die Polis war vor allem die Gemeinschaft der Bürger, die miteinander beredeten, was zu tun sei, und sich zu diesem Zweck versammelten. Sie reichte so weit wie die menschliche Stimme und endete, wo diese nicht mehr an das Ohr des Zuhörers gelangte. «Eine Stadt, die aus zu vielen Menschen besteht, ist keine echte Polis, weil sie kaum eine echte Verfassung haben kann. Wer kann der Heerführer einer so übergroßen Menge sein? Und wer kann Herold sein, wenn nicht ein Stentor?» (Name eines Griechen vor Troja nach Homer, der eine Stimme für 50 Männer hatte) schreibt Aristoteles. Genauso, wie ein Schiff nicht zu groß

und nicht zu klein sein darf, um seetüchtig zu sein, sollte auch die Anzahl der Bürger zwischen den Extremen liegen, damit die Polis regierbar bliebe. Für angemessen wurde die Zahl von 10000 Bürgern gehalten, doch hatte Athen zu seiner Blütezeit 30000 bis 40000 und das war gewiß das Maximum.

Die Volksversammlung, an der jeder Freie über 18 Jahren teilnehmen konnte, versammelte sich auf dem Pnyx, einem Hügel nahe der Akropolis. Dort hatten Tausende Platz. Die Versammlungen fanden häufig statt, viermal in einer 36-Tage-Periode. Wahrscheinlich kam regelmäßig nur ein kleiner Teil der freien Bürger, vielleicht 2000. bis 3000. Die Landbevölkerung war schwach vertreten. Die Bauern mußten arbeiten oder scheutn die Anreise. Man mußte in der Stadt wohnen, um am politischen Leben regelmäßig teilnehmen zu können. Wer abwesend war, konnte nicht mitstimmen, und die gerade Anwesenden bildeten jeweils den Demos, das Volk. Oft waren es jene, die man nicht zum einfachen Volk zählte. Sie hatten genügend Zeit und Geld, um immer dabei zu sein.

In Athen bestand eine unmittelbare Demokratie. Es gab keine gewählte Volksvertretung, keine Beamenschaft, keine Bürokratie. Aber die Regierung eines so großen und komplizierten Gemeinwesens verlangte Fachleute, also Menschen, die ihr Leben der Politik widmeten. Sie kamen vorwiegend aus reichen Familien, waren Rentiers, die nicht arbeiten mußten, zunächst vielfach Großgrundbesitzer und dann immer häufiger Männer, die in ihren Betrieben Sklaven arbeiten ließen.

Diese Einschränkung der Gleichheit wurde jedoch teilweise wieder ausgeglichen, indem die Reichen Steuern zahlten und militärische Pflichten hatten. Die Beteiligung auch der Ärmeren am öffentlichen Leben gewährleisteten die Wahl durch das Los und die Vergütung der Amtstätigkeit. Auch die Anwesenheit bei der Volksversammlung wurde später bezahlt und an den 60 Festen im Jahr erhielten alle Fleisch und Wein kostenlos. So konnte Perikles sagen:

Die Verfassung, die wir haben, richtet sich nach keinen fremden Gesetzen; viel eher sind wir für sonst jemand ein Vorbild als von andern abhängig. Mit Namen heißt sie, weil der Staat nicht auf wenige Bürger, sondern auf eine größere Zahl gestellt ist, Volksherrschaft. Es haben aber nach dem Gesetz in dem, was den einzelnen angeht, alle gleichen Teil, und der Geltung nach hat im öffentlichen Wesen den Vorzug, wer sich irgendwie Ansehen erworben hat, nicht nach irgendeiner Zugehörigkeit, sondern nach seinem Verdienst; und ebenso wird keiner aus Armut, wenn er für die Stadt etwas leisten könnte, durch die Unscheinbarkeit seines Namens verhindert.

Dann haben wir uns bei unsrer Denkweise auch von der Arbeit die meisten Erholungen geschaffen: Wettspiele und Opfer, die jahraus, jahrein bei uns Brauch sind, und die schönsten häuslichen Einrichtungen, deren tägliche Lust das Bittere verscheucht. Und es kommt wegen der Größe der Stadt aus aller Welt alles zu uns herein. So können wir von uns sagen, wir ernten zu grad so vertrautem Genuß wie die Güter, die hier gedeihn, auch die der übrigen Menschen.

Thukydides, II, S.37f

Perikles hatte recht. Die Bürger beteiligten sich in Athen in einem Maß am öffentlichen und politischen Leben, wie es vielleicht später nirgendwo wieder möglich war. Da jedoch die Volksherrschaft, wie er selbst sagt, nicht die Sache weniger, sondern der großen Mehrzahl ist, hatte er auch unrecht.

Das konnte er allerdings nicht sehen, sowenig wie seine berühmten Zeitgenossen, da er die Masse nicht sah.

Nur etwa jeder zehnte Einwohner Athens war auch Bürger der Polis. Die Bürger bildeten eine exklusive Gemeinschaft, gewissermaßen einen Herrenklub, von dem die Frauen und die Sklaven ausgeschlossen waren - jene, weil sie keine Männer und diese, weil sie zwar Männer, aber keine Herren waren. Erst recht ausgeschlossen waren die Sklavinnen, weil auf sie beides zutraf: Sie waren Frauen und unfrei. Außerdem hatten die Metöken, Zugereiste, die in Athen ansässig waren, nicht das Bürgerrecht, das allein zum Eigentum an Land und zur Teilnahme an der Politik berechtigte.

Die Frauen machten in der Regel die Hälfte der Bevölkerung der Stadt aus. Ein Drittel der Bewohner waren Sklaven, größtenteils Barbaren. Für sie herrschte nicht die Demokratie, sondern die Diktatur, die Unterordnung einer Mehrheit unter eine Minderheit.

Während es gelang, die Versklavung Einheimischer abzuschaffen, stellte man in Athen wie in allen antiken Staaten die Fremdsklaverei nie in Frage. Sie nahm im Gegenteil in dem Maße zu, wie sich die Athener selbst befreiten. Vollkommene Freiheit der Bürger ging einher mit der vollkommenen Versklavung der Barbaren.

Hinter dem neuen Gegensatz Sklavenhalter und Sklave verschwand der zwischen Reichen und Armen zwar nicht völlig, aber es kam zu einem gewissen Ausgleich. Auch die ärmeren Bürger besaßen wenigstens einen Sklaven und sie waren nicht an der Aufhebung der Sklaverei interessiert, sondern an ihrer Ausweitung, um stärker daran teilzuhaben.

Schließlich arbeiteten in vielen Bereichen der Produktion für lange Zeit in der Hauptsache Sklaven. Ohne sie wäre das Wirtschaftsgefüge zusammengebrochen. Man kann daher von einer Sklavenhaltergesellschaft sprechen, die zugleich mit der Demokratie und der höchsten

Form der antiken Zivilisation entstand. Die Versklavung von Menschen, vornehmlich von Barbaren, bildete ihre Grundlage. Wenn aber Sklaverei Barbarei ist, beruhte diese Zivilisation auf Barbarei.

## 2. Die Lage der Sklaven

Die wahren Lasttiere in der Antike waren die Sklaven. Das Fehlen von Kraftmaschinen, die sie hätten ersetzen können, war einer der Gründe dafür, daß es Sklaven gab. Man versuchte auch nicht, die Sklaven durch Tiere zu ersetzen. Vielleicht kam man gar nicht auf den Gedanken, da man ja an den Sklaven Tiere hatte. Zum mindesten waren sie keine wirklichen Menschen, sondern nur menschenähnlich. Das griechische Wort für Vollsklave, *andrapoda*, bedeutet ein menschenfüßiges Geschöpf und ist analog gebildet zu *tetrapoda*, dem vierfüßigen Vieh.

Ein Pferd zog in der Antike wegen des schlechten Geschrirrs nur die Last, die auch vier Menschen bewegten. Da es aber, wie römische Agronomen errechneten, genauso viel Nahrung zu sich nahm wie vier Menschen, sahen die Sklavenhalter keinen Grund, Sklaven durch Pferde zu ersetzen, solange es genügend Sklaven gab. Sie blieben Sklaven- und wurden nicht Pferdehalter, und die Sklaven mußten Lasten tragen und Wagen ziehen. Man stellte sich nicht die Aufgabe, ihnen die Arbeit zu erleichtern.

Zwischen den Siedlungen am Mittelmeer gab es einen regen Handel mit gesichertem Absatzmarkt. In seinem Gefolge entstanden in Athen mittlere und größere Betriebe, in denen ausschließlich Sklaven arbeiteten. Sklavenarbeit war weniger produktiv als die von Freien, da sie unter Zwang und ohne Interesse geschah, aber die Konzentration so vieler billiger Arbeitskraft glich den Mangel wieder aus.

Verbreitet waren in Athen die Töpferei, die Weberei sowie das leder- und das metallverarbeitende Gewerbe. Landwirtschaft und Gewerbe produzierten vorwiegend für die Ausfuhr. Aber auch die Einfuhr war bedeutend. Erze kamen aus Zypern und Italien, Getreide und Fische von der Schwarzmeerküste, Teppiche, Salben und Parfüme aus dem Orient und Sklaven vor allem aus Thrakien und Kleinasien.

Die Eigentümer an Boden und Sklaven bildeten eine Schutzgemeinschaft, die für Ruhe und Ordnung sorgte, wenn Unruhe unter den Sklaven aufkam, und die die Aufrechterhaltung der Sklavenverhältnisse erzwang.

Vor Piräus lag die Flotte, und in ihrer Reichweite lagen die Küsten anderer Hellenen und der Barbaren. Die attische Flotte tauchte vor ih-

nen auf und verbreitete Furcht und Schrecken. Die Athener waren den Nachbarvölkern wirtschaftlich, politisch und militärisch überlegen, und diese konnten sich oft gegen sie soweit wehren, wie 2000 Jahre später die Amerikaner und Afrikaner gegen die furchtbare Nachbarschaft der Europäer.

Die Kriege der Athener hatten viele Anlässe und ein wichtiger war die Zufuhr von Sklaven, Sklavenraub und Sklavenhandel. Das zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Geschichtsbücher. Hier sollen nur einige der von den Historikern erwähnten Kriege der Athener gegen andere Hellenen aufgezählt werden.

- Nach den siegreichen Perserkriegen (490-479 v. Chr.) nahmen die Athener Eion in Thrakien ein und verkauften die Einwohner in die Sklaverei. Sie segelten nach Skyros weiter, versklavten die Einwohner und siedelten dort Athener an.

- 430, zu Beginn des Peloponnesischen Krieges (431—404 v. Chr.) eroberten sie Argos Amphilochikon und verkauften die Einwohner in die Sklaverei.

- 427 unterdrückten sie einen Aufstand eines wichtigen Verbündeten, der Insel Lesbos. Die Volksversammlung in Athen verurteilte die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt Mytilene zum Tode, selbst jene, die für sie Stellung genommen hatten. Erst nach langen Diskussionen wurde die Entscheidung geändert. Nur die Anführer der Feinde wurden hingerichtet, 1000 Mann.

- 421 eroberten die Athener Torone und Skione. Sie verschleppten die Männer aus Torone nach Athen und versklavten die Frauen und Kinder. Auf Beschuß des attischen Demos wurde in Skione die männliche Bevölkerung ermordet.

- 416 unterjochten sie Melos, ermordeten die Männer, versklavten die Frauen und siedelten auf der Insel Kolonisten aus Athen an.

- Während des Feldzuges nach Sizilien segelte ein attisches Geschwader an der Nordküste der Insel entlang. Es lief in Hykkara ein, verschleppte die Einwohner und verkaufte sie in Katane.

Manchmal war die Volksversammlung milde gestimmt. So beschloß sie einmal vor einer Schlacht, den Feinden, wenn sie besiegt wären, die rechten Arme abzuhauen. Damit wollte sie offenbar verhindern, daß diese je wieder die Speere gegen Athen erheben würden. Da die Athener aber verloren, wurden 3000 von ihnen selbst umgebracht. Ein anderes Mal wollte sich der Demos mit den Daumen begnügen. Hier gingen Menschenfreundlichkeit und Geschäftssinn eine gute Verbindung ein. Der Feind behielt den Arm bis auf den Daumen und konnte als Ruder-sklafe verwendet werden.

Wie es den Athenern nach der Niederlage im Sizilienfeldzug erging, beschreibt Thukydides. 7000 Gefangene, Athener und Verbündete, wur-

den in die Steinbrüche verschleppt, wo viele umkamen. Die Überlebenden wurden in die Sklaverei verkauft.

Die in den Steinbrüchen behandelten die Syrakuser in den ersten Zeiten sehr unglimpflich. In eingeschnittenem und engem Raum viele, litten sie anfangs noch unter der Sonne und der Hitze, wegen des Schattenlosen, und die darauf folgenden kalten Herbstdnächte mit ihrem jähnen Umschlag brachten Krankheiten, und da sie wegen der Enge alles am gleichen Ort taten und außerdem die Toten ebendort übereinander geschichtet wurden, die an den Wunden und dem Umschwung und dergleichen gestorben waren, so waren die Gerüche unerträglich, und zugleich quälten sie Hunger und Durst - denn sie gaben einem jeden von ihnen acht Monate lang ein Maß Wasser und zwei Brote -, und von allen Leiden, die an solchem Ort Menschen zu gewärtigen haben, war keines, das sie nicht betroffen hätte. Etwa siebzig Tage lebten sie so beieinander, dann wurden außer den Athenern und wenn aus Sizilien und Italien welche den Kriegszug mitgemacht hatten, alle übrigen verkauft. Wieviel im ganzen gefangen waren, ist mit Genauigkeit schwer auszusagen, doch waren es nicht weniger als 7000.

Thukydides, VII, S. 87

Es war üblich, daß Unternehmer, die den Heeren folgten, die Sklaven und die sonstige Beute dem siegreichen Kommando abkaufen, um sie weiterzuverkaufen. Der Verkauf der Bevölkerung, wie unschuldig sie an einem Krieg auch war, galt laut Kriegsrecht als normales Schicksal. Daher war der Widerstand, um diesem Schicksal zu entkommen, erbittert.

Die Männer wurden in der Regel getötet, vor allem die griechischen Männer, denn sie galten als gefährlich und für die Sklaverei nicht geeignet. Die Männer, die man am Leben ließ, verwendete man nicht in den Haushalten, sondern in den Bergwerken, oder man ließ sie gegen ein Lösegeld frei. Frauen und Mädchen kamen häufig in die Bordelle.

Manchmal wurde das Wappen oder Abzeichen der siegreichen Stadt den Gefangenen mit glühenden Eisen ins Gesicht gepreßt.

So konnte man sie leichter nachzählen, erschwerte ihnen das Fortlaufen und hängte ihnen für immer einen Makel an.

Der Sklavenhandel war so selbstverständlich, daß ihn die antiken Schriftsteller kaum erwähnen. Wir wissen aus einer Inschrift aus dem Jahre 414 von einem in Athen lebenden Ausländer, der 16 Sklaven versteigerte. Sie brachten Preise zwischen 70 und 301 Drachmen. Ein Mann kostete durchschnittlich 168 Drachmen, eine Frau 144,5. Für einen Bohrer zahlte man 6, für einen Pfeil 7, für ein Wollkleid 20, für ein Lamm

ebenfalls 20, für einen Ochsen zwischen 50 und 80, für ein Reitpferd 1200 und für ein Haus zwischen 500 und 5000 Drachmen.

Die genaue Anzahl der Sklaven in Athen ist strittig. Wahrscheinlich hätte auch kein Zeitgenosse sie angeben können, da es kein Register und keine regelmäßigen Zählungen gab. Wahrscheinlich waren es 60000 bis 80000, also ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Das entspricht ungefähr dem Anteil der schwarzen Sklaven an der Bevölkerung im amerikanischen Süden vor dem Bürgerkrieg.

Die Herkunft der Sklaven war verschieden. Die meisten waren Barbaren. Sie kamen aus Thrakien, aus Karien, aus Syrien, aus Illyrien, aus Skythen, Malta, Lydien und Kolchis. Vorsichtige Käufer erwarben Sklaven aus verschiedenen Nationen, um eine Verständigung unter ihnen zu erschweren.

Die größte Konzentration von Sklaven gab es in den Silberminen von Laurion nahe bei Athen. Man schätzt, daß ein Drittel aller Sklaven in Attika dort arbeiteten, rund 25000. Im 6. Jahrhundert v. u. Z. hatte man begonnen, die Minen auszubeuten und mit der Entdeckung einer besonders ergiebigen Mine in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts nahm die Bergwerksindustrie einen großen Aufschwung.

Um die Erzgänge zu erreichen, gruben die Sklaven senkrechte Schächte und waagerechte Stollen. Man hat davon 2000 gezählt. Die Schächte hatten eine Weite von mindestens  $1,3 \times 1,9$  m und reichten durchschnittlich 25 bis 55 m tief. Der tiefste Schacht maß 120 m. Die Stollen liefen 30 bis 40 m in den Berg hinein und waren nur  $0,6 \times 0,9$  m weit. Daher mußten die Hauer in gehockter Haltung arbeiten. Ihre Werkzeuge, Hammer, Meißel, Haken, Brechstange und Schaufel waren einfach, aber zweckmäßig. Sie hatten Grubenlampen, die 12 Stunden lang brannten; solange, wie sie hintereinander schafften. Es wurde Tag und Nacht ohne Unterbrechung gearbeitet, und ein Hauer benötigte eine Schicht, um den Stollen 10 bis 12 cm voranzutreiben. Er brach das Erzgestein in kleinen Stücken los. Kinder transportierten es in Ledersäcken durch die engen Gänge, sie waren wegen ihrer Größe hierzu besonders geeignet. Für den Transport durch die Schächte benutzte man Seilwinden und Seile.

Das taube Gestein wurde auf Halden nahe den Grubeneingängen gebracht, das Erzgestein zu den Klaubeplätzen. Dort arbeiteten vor allem Frauen und alte Männer. Sie zerkleinerten das Erzgestein in Mörsern, bis es zuletzt nur noch die Größe von Hirsekörnern hatte. Das Material wurde dann auf einer schießen Ebene, ähnlich einem Waschbrett, mehrmals gewaschen und dadurch das Metall vom Gestein getrennt. Das Metall wurde zu den Schmelzöfen gebracht, wo Blei als Nebenprodukt abfiel. Die Männer, die dort arbeiteten, hatten von den Bleidämpfen eine bleiche Hautfarbe.

Die Sklaven arbeiteten nackt oder waren mit Schurz oder Hemd be-

kleidet. Sie wurden manchmal gefesselt, weniger um sie zu strafen als sie an der Flucht zu hindern und seltener während der Arbeit als danach. Denn während der Arbeit mußten sie sich möglichst ungehindert bewegen können. Auch hätten die Aufseher bei Unruhen einfach die Leitern herausziehen können, und die Sklaven wären in den Gruben gefangen gewesen. In einem eingestürzten Stollen hat man einen Fußknochen gefunden, der von einer Fessel umschlossen war. Wahrscheinlich war hier ein Sklave bei der Arbeit verunglückt.

Entlaufene und wiedereingefangene Sklaven sowie Kriegsgefangene wurden durch Brandmarkung auf der Stirn gekennzeichnet. Die Bergwerkssklaven wie später die sizilianischen Latifundiensklaven (Latifundium = von Sklaven bewirtschaftetes Landgut im Römischen Reich) trugen private Kenn/eichen, damit man sehen konnte, wem sie gehörten.

Die Sklaven wohnten in der Nähe der Arbeitsstätte, manchmal in Familien, denn auch Kinder, Frauen und Alte wurden bei der Arbeit gebraucht. Die Siedlung war von einer 2,25 m hohen Umfassungsmauer umgeben. Sie war halb Burg, um die Sklaven vor Raub zu schützen und halb Gefängnis, um sie an der Flucht zu hindern.

In einem Grubenbetrieb arbeiteten rund 50 Sklaven, in einem Aufbereitungswerk 30 bis 35 und in einem Hüttenwerk 20. Die laurischen Bergwerke galten als ungesund. Noch bei der Wiederaufnahme der Bleiverhüttung an einem dieser Orte im vergangenen Jahrhundert wurden schädliche Auswirkungen in einem Umkreis von 4 bis 6 km festgestellt. Man muß sich die Gegend voll vom Rauch der Hochöfen vorstellen. Xenophon berichtet, die schwere Luft war für einen vornehmen, jungen Athener wie Platons Bruder Glaukon «ein ausreichender Grund, nie dorthin gekommen zu sein».

Ein eindrucksvoller Bericht über die Bergwerksarbeit stammt von Diodor. Er ist einer der wenigen gewesen, die es wagten, so tief hinabzusteigen, daß sie des Elends ansichtig wurden, auf dem ihre Zivilisation beruhte. Er beschreibt die Goldbergwerke in Ägypten im ersten Jahrhundert v. u. Z. Da sich die Bergwerkstechnik kaum verändert hatte, ist seine Schilderung auch für das Leben in den Silberminen von Laurion aufschlußreich.

An den Grenzen Ägyptens und des benachbarten Arabiens und Äthiopiens liegt eine Landschaft mit vielen ausgedehnten Goldbergwerken, in denen das Gold unter großer Mühsal und mit vielen Kosten gewonnen wird. Der Fels ist von Natur aus schwarz und hat Gänge und Adern eines Marmors von solcher Weiß, daß er alle von Natur aus weiß glänzenden Körper an Leuchtkraft übertrifft. Hier fordern die Aufseher der Bergwerke mit Hilfe einer großen Zahl von Arbeitern das Gold zutage. Die ägyptischen Könige schicken nämlich die wegen eines Verbrechens Verurteilten und die

Kriegsgefangenen, aber auch diejenigen, die einer falschen Be- schuldigung zum Opfer gefallen oder beim König in Ungnade geraten sind, und nicht nur diese selbst, sondern auch manchmal deren ganze Verwandtschaft dorthin, und indem sie auf diese Weise die Verurteilten bestrafen, ziehen sie gleichzeitig großen Profit aus de- ren Arbeitsleistung. Die Zahl der dorthin Verbannten ist sehr groß, und alle sind an den Füßen gefesselt und müssen ununterbrochen Tag und Nacht arbeiten; denn es gibt für sie kein Ausruhen und keine Möglichkeit zur Flucht. Denn die Wachsoldaten stammen aus barbarischen Völkerschaften und sprechen ganz andere Sprachen, so daß keiner durch freundliches Gespräch oder gelegentliche Ge- fälligkeiten bestochen werden kann. Die härtesten Stellen des gold- haltigen Felsens werden zuerst durch Anwendung von Feuer gelök- kert, bis es mit der Hand weiter bearbeitet werden kann. Das mür- be gewordene Gestein, das mäßiger Gewaltanwendung nachgibt, wird von Tausenden und aber Tausenden dieser Unglücklichen mit dem Brecheisen bearbeitet. Die Leitung haben dabei sachverständige Handwerker, die das Gestein untersuchen und Anweisung er- teilen, wo angefangen werden soll. Die stärksten von denen, die dieser unglückseligen Arbeit überantwortet sind, zertrümmern den Marmor mit eisernen Picken. Dazu braucht man keine besondere Befähigung, sondern nur Kraft. Die Stollen werden nicht in gerader Richtung durchgebrochen, sondern folgen den Adern des schim- mernden Gesteins. Wo aber das Tageslicht wegen der Krümmung der Stollen nicht hingelangen kann, tragen sie Lampen, die an ihrer Stirn angebracht werden. Und indem sie ihre Körperhaltung je- weils der Lage des Gesteins anpassen, werfen sie die losgehauenen Gesteinsbrocken auf den Boden. Diese Arbeit verrichten sie ununterbrochen und unter der gnadenlosen Peitsche des Aufsehers.

Die noch nicht erwachsenen Knaben müssen durch die Schächte in das Erdinnere kriechen, die herabgeworfenen kleinen Felsstücke mühsam auflesen und sie durch die Schachtöffnung ins Freie tragen. Dort übernehmen die über dreißig Jahre alten von ihnen eine be- stimmte Menge der gebrochenen Steine und zermalmen sie mit eisernen Keulen in Mörsern aus Stein, bis sie nicht größer als Erbsen sind. Von ihnen übernehmen dann die Frauen und älteren Männer die erbsengroßen Steine und schütten sie auf Mühlen, die zu mehreren in einer Reihe stehen. In Gruppen zu zweien oder dreien zermahlen sie sie dann, bis die übernommene Menge die Feinheit besten Weizen- mehls erreicht hat. Da aber alle diese Menschen ihren Körper nicht reinigen können und nicht einmal so viel Kleidung besitzen, um ihre Scham zu bedecken, kann man nicht ohne Mitgefühl auf die Unglück- seligen blicken, die von einem solchen Übermaß an Jammer betroffen

wurden. Denn da findet keiner Nachsicht oder Erholung, mag er nun krank, gebrechlich, alt oder eine schwache Frau sein. Alle werden in gleicher Weise durch Schläge zur Arbeit angetrieben, bis sie endlich, von ihrer Mühsal überwältigt, an ihren Leiden zugrunde gehen. Ihr Elend ist so groß, daß sie zukünftiges Leid mehr als gegenwärtiges fürchten, die Strafen sind hart, daß ihnen der Tod wünschenswerter als das Leben erscheint.

Diodor Sic., 3, 12 f, nach Thomson, S. 202 f

Die Arbeiter in den Bergwerken waren bis auf ganz wenige Ausnahmen Sklaven, meist Barbaren. Sie konnten auf Sklavenmärkten gekauft werden. Manchmal bot auch der Staat Kriegsgefangene zum Verkauf an.

Die Bergwerkssklaven gehörten oft reichen Bürgern aus Athen. So besaß Nikias, von dem wir noch hören werden, 1000 Sklaven, Hipponekos 600 und Philemonides 300. Der Philosoph und Schriftsteller Plutarch (46-nach 120) schreibt, daß der Reichtum des Nikias aus den Bergwerken stamme. Aber auch ärmere Bürger leisteten sich einen Bergwerkssklaven. Ein gewisser Diokleides zum Beispiel besaß wenigstens einen. Es ist überliefert, daß er in einer Nacht des Jahres 515 v. u. Z. unterwegs nach Laurion war, um die Ertragssumme eines ihm gehörenden, dort beschäftigten Sklaven abzuholen. In jener Nacht wurden die Hermesstatuen auf der Agora (Markt, auch die dort stattfindende Volksversammlung) beschädigt, was große Empörung hervorrief, und Diokleides, der Beobachtungen gemacht haben wollte, trat im nachfolgenden Prozeß als Ankläger auf.

Die Sklavenhalter vermieteten ihre Sklaven an Unternehmer in den Bergwerken, was ein helles Licht auf ihre Wirtschaftsgesinnung wirft. Sie dachten gar nicht daran, ihren Lebenssinn in der Produktion und deren Steigerung zu suchen, sondern diese diente nur dazu, ihnen ein erfülltes Leben zu ermöglichen oder was sie dafür hielten. Die Sklavenarbeit befreite die Bürger von der täglichen Sorge um ihr Leben und das ihrer Familie, und sie konnten ihre Tage mit politischer Arbeit, in Muße oder mit Müßiggang verbringen. Sie nutzten die Sklaven nicht allein aus, sondern teilten sich die Ausbeutung mit den Unternehmern.

Ein Sklave kostete zwischen 150 und 200 Drachmen. Er brachte seinem Herrn, der ihn an einen Bergwerksunternehmer vermietete, täglich einen Obolus ein, im Jahr 360, das sind 60 Drachmen. In etwa drei Jahren hatte ein Sklave sich selbst bezahlt, und bei einem Lebensstandard von drei Obolussen pro Tag boten schon wenige Sklaven eine ausreichende Rente. Dem Nikias brachten seine 1000 Sklaven jährlich 60000 Drachmen ein.

Die Minen gehörten dem Staat, und er gab an einzelne Bürger gegen Bezahlung Konzessionen aus. Aristoteles unterscheidet zwei verschiede-

ne Arten, eine für schon betriebene Minen für die Dauer von drei Jahren, die andere für noch nicht oder für geraume Zeit nicht mehr betriebene Minen. Sie galt für sieben Jahre.

Obgleich die Preise für die Konzessionen niedrig waren, wurden sie fast ausschließlich an reiche Männer vergeben, die häufig auch Werkstätten und Grundstücke im Minenbereich besaßen. Einige von ihnen waren bekannte Politiker und fast alle freie Athener Bürger. Das ist insofern erstaunlich, als sonst die Metöken einen großen Teil der industriellen und kommerziellen Aktivität der Stadt in ihren Händen hielten.

Eine Ausnahme bildete vielleicht der Thraker Sosias, den Nikias für eine gewaltige Summe, die 30- bis 40fache eines gewöhnlichen Sklaven, gekauft hatte. Offenbar war er Bergwerksspezialist. Nikias überließ ihm seine 1000 Sklaven, aber es ist ungewiß, ob Sosias sie als Manager des Nikias oder als Unternehmer führte.

Die Pächter der Gruben verstießen manchmal gegen die einfachsten Sicherheitsbestimmungen, so daß der Staat eingreifen mußte.

In einem Gerichtsurteil aus dem 4. Jahrhundert ist der Name eines habgierigen Konzessionärs, Diphilos, überliefert worden. Er hatte eine Erzsäule, die den Gang sichern sollte, angreifen lassen und dadurch den Einsturz riskiert. Daraufhin wurde er zum Tode verurteilt. Vielleicht war die Säule auch nur die Grenzmarkierung zwischen den Besitzungen verschiedener Unternehmer. Aber ihre Beseitigung war gewiß auch dann ein todeswürdiges Verbrechen gewesen.

Es kam vor, daß ein Konzessionär seine Sklaven unter persönlicher Führung gebrauchte, wenn es sich um eine kleine Mannschaft handelte, unter Führung von einem oder mehreren Regisseuren dann, wenn sie größer war.

Aber die verbreitetste Form war doch die Sklavenmiete durch den Konzessionär, und der Vorteil dieses Systems ist leicht einzusehen. Der Konzessionär, der ein Bergwerk ausbeuten wollte, konnte sich Arbeits-sklaven verschaffen, ohne sie gleich kaufen zu müssen, der Sklavenhalter aber bezog aus dem Vermieten seines Eigentums ein gesichertes Einkommen. Für beide arbeiteten die Sklaven.

Der Geschichtsschreiber Xenophon (um 430-nach 355), dem man sonst eine menschenfreundliche Haltung gegenüber den Sklaven nachsagen kann, war von diesem System so entzückt, daß er dessen Ausweitung zu Staatssklaverei vorschlug. Der Staat sollte Bergwerkssklaven aufkaufen, drei auf jeden Bürger, also rund 100000, da es 30000 bis 40000 Bürger gab. Die Staatssklaven sollten dann zu ähnlichen Bedingungen wie bisher vermietet werden. Der Plan ist nie ausgeführt worden, aber offenbar hatte Xenophon die Vorstellung, das ganze freie und demokratische Athen könne auf den Rücken dieser Sklaven ein angenehmes Leben führen.

Jetzt will ich auseinandersetzen, durch welche Methode der Bearbeitung die Silbergruben dem Staate am nützlichsten sein würden. (...) Nach wie vor verdingen viele ihre Sklaven zur Arbeit in den Silbergruben. (...) Neu wäre nur, wenn der Staat (genauso wie die Bürger, die sich durch ihre Sklaven in den Gruben ein nie versiegendes Einkommen verschafft haben) auch öffentliche Sklaven hielte, bis auf jeden freien Athener drei Sklaven kämen. Ob das im einzelnen ausführbar ist, mag von den Kennern, wer da will, selbst beurteilen. Daß der Staat den Kaufpreis für die Sklaven eher aufbringen könnte als Privatpersonen, ist klar. Der Rat könnte leicht durch den Herold bekanntmachen, daß man Sklaven bringen solle, und diese aufkaufen. Sind sie erst gekauft, warum sollte man sie vom Staat weniger mieten als von Privatleuten, da man sie ja unter den gleichen Bedingungen erhalten würde? Mietet man doch auch Tempelländereien, Heiligtümer, Häuser und pachtet die Einziehung von Abgaben vom Staat!

Xenophons Plan ist nie ausgeführt worden. Etwas Ähnliches machten erst die deutschen Nationalsozialisten wirklich, aber sie übertrafen bei weitem das, was sich Xenophon vorstellen konnte.

Die KZ-Häftlinge waren Sklaven in Staatsbesitz, die oft an private Unternehmer vermietet wurden. Sie wurden, wie es auch der Plan von Xenophon vorsieht, mit einem Siegel gekennzeichnet. Doch mußten die Unternehmer nicht für sie bürgen, auch das hatte Xenophon vorgeschlagen. Es lag nicht im Interesse des nationalsozialistischen Staates, seine Sklaven zu erhalten, er war auf ihre Vernichtung aus.

Damit aber die öffentlichen Sklaven erhalten bleiben und nicht in den Bergwerken zugrunde gehen, kann der Staat Bürgschaft nehmen von denen, die sie mieten, ähnlich wie von den Steuerpächtern. Ja, für letztere ist es sogar leichter, unrecht zu handeln, als für den, der Sklaven mietet; denn beim Gelde - wie sollte man erforschen, ob das für den Staatsschatz bestimmte Geld verschoben wird, da das Privatgeld ihm ja gleich ist? Öffentliche Sklaven hingen kann man mit einem Siegel kennzeichnen und eine strenge Strafe für ihre Ausfuhr und ihren Verkauf festsetzen. Wer wollte sie dann noch stehlen?

Mit der folgenden Voraussage allerdings sollte Xenophon vollkommen recht behalten.

Soweit also wird es für den Staat möglich sein, öffentliche Sklaven zu kaufen und zu schützen. Wenn dagegen jemand auf den Ge-

danken kommt, der Staat werde für seine vielen Sklaven nicht genug Abnehmer finden, so ist das eine grundlose Befürchtung. Er bedenke nur, daß viele Silbergrubenunternehmer gern noch Sklaven mieten werden, denn Arbeit gibt es in Hülle und Fülle; außerdem werden viele bei der Arbeit alt und müssen durch andere ersetzt werden; schließlich gibt es viele, Athener wie Fremde, die körperliche Arbeit nicht ausführen wollen oder nicht können, als tüchtige Aufsichtsbeamte aber gern ihren Lebensunterhalt verdienen würden.

Wenn fürs erste 1200 Sklaven zusammenkämen, würde der Staat schon durch den Ertrag in fünf oder sechs Jahren nicht weniger haben als 6000. Wenn von dieser Anzahl jeder einen ganzen Obolus Reingewinn täglich einbrächte, wäre der Ertrag 60 Talente im Jahr. Wenn von dieser Summe 20 Talente jährlich verwendet werden, um neue Sklaven zu kaufen, wird der Staat schon die vierzig übrigen für eine andere dringende Arbeit verwenden können. Und wenn es volle 10000 Sklaven sind, wird der Ertrag jährlich hundert Talente sein.

Xenophon, Von den Staatseinkünften IV, nach Hentig (Hg.),  
S.120f

Während die Sklaven in Laurion arbeiteten, entstanden in Athen die heute noch bewundernswerten Bauwerke. Auch an ihnen arbeiteten Sklaven. Durch einen Zufall sind Rechnungen für die letzte Bauphase des Erechtheon auf der Akropolis aus den Jahren 409-404 erhalten geblieben. Von 71 Männern, die auf einer Rechnung aus dem Jahr 409 erwähnt sind, waren 20 Bürger, die übrigen Sklaven und Metöken. In 6 Arbeitskolonnen, die auf derselben Rechnung aufgeführt sind, findet man 7 Bürger, 6 Metöken und 21 Sklaven. 3 Bürger, 2 Metöken und ein Sklave mit Namen Onesimos waren Vorarbeiter.

Die Anzahl der Sklaven bei den öffentlichen Bauten war also verhältnismäßig groß, aber nichts erinnert an die Zwangsunternehmungen, durch die die Pyramiden gebaut wurden. Bürger, Metöken und Sklaven erhielten denselben Lohn, doch behielten die Sklaven nicht alles, sondern mußten einen beträchtlichen Teil ihren Herren abgeben.

Manchmal arbeitete ein Sklave an der Seite seines Herren oder dieser ließ ihm die Freiheit, sich selbst zu vermieten. Die Arbeiter, Steinmetze, Zimmerleute, Schmiede erhielten einen Lohn, der von vornherein festgelegt war. Er wurde täglich ausbezahlt oder für eine begrenzte Aufgabe, zum Beispiel das Kannelieren (mit Rillen versehen) einer Säule. Am Anfang des 5. Jahrhunderts betrug der tägliche Lohn eine Drachme, am Ende des 4. Jahrhunderts 1,5.

Neben den Sklaven, die Privatleuten gehörten, gab es auch Staatssklaven

ven. Sie erhielten eine Entschädigung in Nahrung von 3 Obolussen täglich. Aber in der Hauptsache griff man bei öffentlichen Bauten während der gesamten klassischen Periode auf Privatunternehmen zurück. Daher unterschied sich der Bau eines Tempels trotz seiner Wichtigkeit für den Staat, und obgleich dieser die Kontrolle ausübte, nicht wesentlich von anderen Aktivitäten.

Eine weitere Konzentration von Sklaven gab es in den mittleren und großen Betrieben der Stadt. Der Betrieb befand sich möglichst in der Nähe des Wohnhauses des Herren. Eine Arbeiterschaft von Sklaven arbeitete unter einem Vorarbeiter, der selbst Sklave war. Er verteilte die Arbeit und beschäftigte sich mit der Organisation von Nahrung und Unterhalt für die Sklaven. Diese Sklaven erhielten keinen Lohn, im Gegensatz zu denen, die bei öffentlichen Bauten beschäftigt waren. Sie waren Eigentum des Herren, der sie jederzeit verkaufen oder verleihen konnte. In einigen Fällen arbeitete der Herr im Betrieb mit.

Große Betriebe gab es bei der Rüstungsherstellung. Im Betrieb von Kephalos, dem Vater des Redners Lysias, arbeiteten 120 Sklaven, in dem des Vaters von Demosthenes 30. Der eine ließ Schilde herstellen und der andere Schwerter. Ein gewisser Pistias, mit dem sich Sokrates unterhielt, war bekannt für die Qualität seiner Rüstungen, die er deshalb sehr teuer verkaufte. Er war einer von jenen, die die Arbeit ihrer Sklaven direkt überwachten. Die Waffen wurden nicht bloß auf Bestellung, sondern auf Vorrat hergestellt. Bei einer Durchsuchung der Werkstatt des Kephalos fanden seine politischen Gegner 700 Schilde. Es mag zweifelhaft sein, ob der Krieg der Vater aller Dinge ist, aber gewiß der von Schilden, Schwertern und Panzern. Doch gilt hier auch das Umgekehrte, und die Waffen sind Vater des Krieges. Aristophanes läßt die Waffenhändler lamentieren, als die Bauern Frieden machen wollen.

Eine wichtige Rolle in Athen spielte die Töpferei. Die Werkstätten lagen auf der Nordseite der Agora. Die Produktion war so groß und permanent, daß man von einer Keramikindustrie sprechen kann. Attische Erzeugnisse waren über den ganzen Mittelmeerraum verbreitet.

Einige Vasenmalereien zeigen selbst die Werkstätten: der Meister arbeitet an der Scheibe, während die Sklaven den Ton anrühren, den Lack bereiten oder den Brand der Vasen überwachen. Manchmal bemalte der Töpfer die Vasen. Er war in der Regel wie die Maler ein freier Mann. Die Maler signierten als erste Künstler der Geschichte ihre Werke selbst.

Große Textilwerkstätten gab es für Lederverarbeitung und Kleiderherstellung. Die reichen Eigentümer der großen Betriebe überwachten nur von fern den Arbeitsprozeß und beschäftigten leitende Angestellte. Es sind uns allein 3 Gerber bekannt, deren Einkommen aus ihren Werk-

stätten es ihnen gestattete, ohne Arbeit in der Produktion am Leben der Stadt führend teilzunehmen: Kleon, der Demagoge am Anfang des 5. Jahrhunderts, Anytos, der Ankläger des Sokrates und einer der Restauratoren der griechischen Demokratie am Anfang des 4. Jahrhunderts und Timarchos, der Freund des Staatsmannes Demosthenes.

Neben den Bergwerks- und Handwerkssklaven gab es noch eine Unzahl von Haussklaven. Sie wurden nicht immer produktiv beschäftigt und dienten oft nur als Dekor, um den Reichtum ihrer Herren zu unterstreichen. Plato hatte 5, Aristoteles 14 und der Universalgelehrte Theophrast 7 Haussklaven.

Der größte Teil der freien Athener allerdings mußte sich um seinen Lebensunterhalt selbst kümmern. Viele waren kleine Handwerker, die in ihren Häusern nahe der Agora arbeiteten, allein oder mit ein oder zwei Sklaven. Sie verkauften ihre Waren auf dem Markt oder in ihrem Laden, der der Werkstatt angeschlossen war.

Über die handwerklichen Berufe läßt Xenophon Sokrates sagen:

Die sogenannten handwerklichen Berufe sind verschrien und werden aus Staatsinteresse mit Recht sehr verachtet. Sie schwächen nämlich den Körper des Arbeiters, da sie ihn zu einer sitzenden Lebensweise und zum Stubenhocken zwingen, oder sogar dazu, den Tag am Feuer zuzubringen. Wenn aber der Körper verweichlicht wird, leidet auch die Seele. Auch halten diese sogenannten banassischen Beschäftigungen am meisten davon ab, sich um die Freunde und um den Staat zu kümmern. Daher sind solche Leute ungeeignet für den Verkehr mit Freunden und für die Verteidigung des Vaterlandes. Deshalb ist es in einigen Städten, am meisten aber in denen, die den Krieg lieben, keinem Bürger erlaubt, sich einer handwerklichen Arbeit zu widmen.

Xenophon, Oikonomikos 3, nach Bux (Hg.), S. 249

Wenn auch viele nicht nach dieser Ideologie leben konnten, so wird sie nicht ohne Einfluß geblieben sein. Indem die Muße zur Tugend erklärt wurde, fand auch die Arbeitsscheu ihre Entschuldigung, nicht jeder wurde Peripatetiker (<Schüler des Aristoteles> nach der Straße *peripatos*, an der die Schule lag) und erging sich nachdenkend in den Wandelhallen der Philosophenschule, mancher wurde nur ein Schlendrian. Es galt als, großes Unglück, keine Sklaven zu haben, und die Athener mühten sich nach Kräften, jede Arbeit auf die Sklaven abzuwälzen.

Freie und die Sklaven in der Stadt waren gleich gekleidet, daher schlecht voneinander zu unterscheiden, und sie lebten Seite an Seite. Es gab Sklaven, die außerhalb des Hauses ihres Herrn lebten und einen Beruf ausübten. Plato erwähnt einen Schmied, der reich genug war, um

sich freizukaufen und um die Hand der Tochter seines ehemaligen Herrn anzuhalten. Und aus einer Verteidigungsschrift ist bekannt, daß mitten im wimmelnden Leben der Agora ein Sklave eine Buche hatte und Parfüm verkaufte.

Man darf nicht vergessen, daß ein beträchtlicher Teil der attischen Bevölkerung Landwirtschaft betrieb. Sie wurde als eines freien Mannes würdige Beschäftigung angesehen, und obgleich das Ideal der Autarkie nur noch eine ferne Erinnerung war, strengten sich die Landwirte an, soweit wie möglich von den Produkten ihrer meist kleinen Wirtschaft zu leben. Ein Land von 10 Hektar war das übliche, eine Domäne von 300 Hektar die Ausnahme. Die Landwirte waren häufiger spezialisierte Winzer und Gärtner als Ackerbauern. Sie hatten etwas Getreide, Oliven und Feigen, besaßen Schweine, Hühner, manchmal Bienenvölker, Ziegen für Milch und Käse, die reicheren einige Hammel, ein paar Kühe oder Maultiere.

Trotz ihres oft kärglichen Lebens hatten sie wenigstens einen Sklaven. Er half seinem Herrn bei der Arbeit und war zugleich Diener. Der Sklave verrichtete die härtesten Arbeiten, aber im täglichen Leben teilte er mit dem Herrn die Mahlzeit und war in das Leben des Hauses integriert.

In der Zeit harter Arbeit lieh der Herr manchmal die Dienste eines Landarbeiters, einer jener freien Männer, die nichts besaßen und so elend und unglücklich daran waren, daß sie auf dem Boden eines anderen arbeiten mußten. Aber häufiger kam es vor, daß er die Sklaven seines Nachbarn auslieh, und dies beruhte auf Gegenseitigkeit.

Der Überschuß der Güter wurde auf dem Markt verkauft. Der Bauer begab sich selbst dorthin oder schickte seine Frau oder seinen Sklaven.

Die rechtliche Gleichstellung *aller* Sklaven, ob sie im Bergwerk, in der Werkstatt, im Haus oder auf dem Felde arbeiteten, verdeckt leicht die tatsächliche wirtschaftliche und soziale Verschiedenheit ihrer Lage. So kontrollierte der Aufseher in der Wirtschaft des Perikles, ein Sklave namens Euangelos, als Vertrauter seines Herrn alle Wirtschaftsangelegenheiten. Aufseher und Vorarbeiter genossen gegenüber den Arbeitstieren eine Vorrangstellung wegen der Wichtigkeit ihrer leitenden und kontrollierenden Funktion.

Der Sklave des Wechslers Archestratos, Pasion, zeichnete sich durch Fleiß und Geschäftstüchtigkeit aus. Sein Herr schenkte ihm die Freiheit und überließ ihm das Geschäft. Pasion wurde reich und der erste Bankier von Athen. Er besaß auch eine Schildfabrik. Er war angesehen und erhielt für sich und seine Nachkommen das Bürgerrecht. An seinem Sklaven Phormion handelte er selbst in ähnlicher Weise wie sein Herr an ihm gehandelt hatte.

Zwischen dem Schicksal Euangelos, Pasions und Phormions und dem der zahllosen Bergwerkssklaven bestand zweifellos ein gewaltiger Un-

terschied. Dazwischen aber lag ein ganzes Spektrum von Unfreiheit und Elend. Entsprechend verschieden war auch die Behandlung der Sklaven.

Das übliche Verhalten der Sklavenhalter gegenüber ihren Sklaven beschreibt Xenophon so:

Die Herren bändigen die Üppigkeit der Sklaven durch Hunger, das Stehlen durch Verschluß des Verschließbaren, das Davonlaufen durch Fesseln, die Trägheit durch Schläge.

Xenophon, Memor. II, nach Burckhardt, S. 153

Die Griechen sahen in ihren Sklaven keine vollwertigen, menschlichen Wesen. Sie waren ihnen gegenüber roh und bestrafen auch geringe Vergehen äußerst hart. In jedem Sklavenhalterhaushalt gab es Instrumente der Züchtigung: Rohrstock, Karbatsche, Lederriemen, Geißeln. Man peitschte die ungehorsamen Sklaven aus, räderte Sklaven für Fluchtversuche, man schmiedete ihnen Fesseln an die Füße und legte ihnen Handschellen an. Man legte ihnen Ringe zur Kennzeichnung um den Hals oder, in einer Küche oder Bäckerei etwa, Holzscheiben, die so groß waren, daß sie mit der Hand den Mund nicht erreichen konnten. Auf diese Weise wurde ihnen die Achtung vor dem Eigentum beigebracht und zugleich das Laster der Naschhaftigkeit abgewöhnt. Man stellte sie an die Getreidemühlen, schickte sie in die Minen oder zwang sie auf die Ruderbänke der Kriegs- und Handelsschiffe.

Es ist traurig, sich vorzustellen, die Marterwerkzeuge hätten auch in den Häusern von Sokrates und Aristoteles gehangen und sie hätten sich ihrer bedient. Angenehmer ist die Vorstellung, Aristoteles hätte beim Umgang mit seinen Sklaven seine Theorie über das Weltall aufgestellt. So wie er ohne körperliche Einwirkung, nur durch seinen Willen die Sklaven in Bewegung setzte und lenkte, so der «erste Beweger», der «göttliche Herr» das Weltall.

Xenophon schreibt allerdings auch, daß die körperliche Züchtigung und Einwirkung nicht immer geholfen, ja sogar das Gegenteil bewirkt habe.

Der eine Herr fesselt sozusagen alle, und doch laufen sie ihm häufig davon. Der andere hält sie ungefesselt und doch arbeiten sie und bleiben.

Xenophon, Oikon. 3,4, Burckhardt, S. 151

Das Eigentum an Sklaven ist zu allen Zeiten eine schwierige Sache gewesen. Es handelte sich bei diesem Besitz nicht einfach um das Problem der richtigen Menschenführung, da ja Sklaven nicht als Menschen ange-

sehen wurden, aber auch nicht um das Problem der richtigen Tierhaltung, da ja Sklaven zweifellos Menschen waren. Jedes für sich wäre schon schwierig genug gewesen, aber nun mußte man sogar eine Synthese von beidem finden. Plato schreibt:

Es ist deutlich, daß, da das Geschöpf Mensch ein störrisches ist und zu der notwendigen Unterscheidung, nämlich in der Tat den Sklaven, den Freien und den Gebieter zu unterscheiden, offenbar keineswegs bereit ist dienlich zu sein und zu werden, dieses Besitztum wahrlich schwierig ist.

Plato, Nomoi 777b

Die Sklaven sind offenbar nicht ohne weiteres bereit, die Unterscheidung Herr und Knecht und damit ihren Sklavenstatus anzuerkennen. Es gibt zwei sich ausschließende Möglichkeiten, sie zu behandeln.

[. . .] die einen [trauen] dem Geschlechte der Sklaven in nichts und machen die Seelen ihrer Sklaven, die sie, wie die Tiere, mit Stacheln und Geißelhieben behandeln, nicht allein dreifach, sondern vielfach sklavisch; andere dagegen tun von diesem allen das Gegen teil.

---777a,

Wie soll man sich verhalten?

Nur zwei Mittel bleiben übrig, teils daß diejenigen, welche leicht der Sklaverei sich unterwerfen sollen, nicht Landsleute und soviel wie möglich durch die Sprache geschieden seien, und daß man sie nicht allein ihret-, als vielmehr des eigenen Vorteils wegen gut behandle. Die richtige Behandlung solcher Menschen besteht aber darin, daß man nicht irgendwie übermütig gegen seine Sklaven verfahre, sondern ihnen womöglich noch weniger als den Gleichgestellten ein Unrecht zufüge. Denn derjenige, welcher seiner Natur nach und nicht zum Scheine das Recht ehrt und wahrhaft das Unrecht haßt, gibt unter solchen Menschen, gegen die es ihm leicht ist, ungerecht zu verfahren, sich kund. Wer also in seinem Verhalten und Handeln gegenüber den Sklaven von aller Unfrommheit und Ungerechtigkeit sich rein erhält, der dürfte wohl am geschicktesten sein, eine Saat auszustreuen, aus der die Tugend hervorwächst.

---777c-e,

Das bedeutet jedoch keineswegs, daß man dem Sklaven nur mit Milde begegnen soll.

Bestrafen muß man, wenn das Recht es heischt, allerdings die Sklaven und nicht etwa, indem man sie wie Freie ermahnt, sie zum Übermute reizen. Fast jedes an einen Sklaven gerichtete Wort muß aber ein Befehl sein, und scherzen darf man durchaus nicht mit Sklaven, weder männlichen noch weiblichen, wodurch viele höchst unbesonnen, indem sie in ihrem Verhältnis zu den Sklaven übertrieben milde sind, das Leben schwieriger machen, nämlich für jene sich beherrschen zu lassen, sich selbst aber sie zu beherrschen.

---777f

Plato rät den goldenen Mittelweg an. Der Sklavenhalter durfte nicht zu unmenschlich, aber auch nicht zu menschlich sein. Ein Sklave durfte nicht zu schlecht behandelt, zu schlecht genährt, zu oft geschlagen werden, denn das hätte seinen Ertrag gemindert. Man sollte die Sklaven nicht allein ihretwegen, sondern vielmehr des eigenen Vorteils wegen gut behandeln. Man mußte ihnen immer wieder zeigen, daß sie Menschen waren und gleichsam auf halbem Wege mit der Unmenschlichkeit stehendenbleiben. Wenn man den Sklaven zu sehr mißhandelte, starb er vielleicht, der Herr verlor sein Eigentum, mußte vielleicht selbst arbeiten und war kein Herr mehr. Wenn also nicht bereits die Menschlichkeit die Mißhandlung verbot, dann tat das die Liebe zum Eigentum und zum Wohlleben. Offenbar haben viele Sklavenhalter ihre Sklaven auf diese Weise geliebt, denn Xenophon schreibt auch:

Freunde läßt man kaltblütig notleiden und untergehen, dem kranken Sklaven aber führt man den Arzt zu, pflegt ihn sorgsam. Stirbt er, so klagt man und hält es für einen Schmerz.

Xenophon, Memor. II, 4, 3, nach Burckhardt, S. 145

Das gute Verhalten nahm den Sklaven für seinen Herrn ein und dieser konnte ihn dann besser ausnehmen. Man konnte den Sklaven auch nicht immer bewachen, also mußte man ihm Vertrauen schenken können. Man durfte allerdings mit der guten Behandlung nicht zu weit gehen und mußte dem Sklaven immer wieder zeigen, daß er ein Sklave war, also kein richtiger Mensch. Das machte sicher oft Mühe und die Europäer hatten es später leichter. Da ihre Sklaven von Natur aus schwarz waren, nahmen sie einfach an, daß Schwarze von Natur aus Sklaven waren. In Griechenland fehlte das unterscheidende Merkmal, wenigstens so lange, als man es den Sklaven nicht eingearbeitet hatte. Auf jeden Fall mußte man mit der guten Behandlung und der Menschlichkeit auf halbem Wege stehendenbleiben, denn sonst wäre der Unterschied fortgefallen, der Sklave hätte nicht mehr verstanden, warum er für einen anderen arbeiten sollte.

Es gab Leute, die über die Zügellosigkeit der Sklaven in Athen klagten und die strenge Ordnung und Disziplin Spartas als vorbildlich hinstellten. Sie meinten offenbar, daß es den Sklaven zu gut ginge. Tatsächlich war das Los der Sklaven in Athen besser als in anderen antiken Staaten. Vielleicht brachte die hohe politische und wirtschaftliche Entwicklung der Stadt auch für die unterste Klasse etwas Vorteilhaftes.

Wenn allerdings Athener mit ihren Sklaven ordentlich umgingen, so handelten sie aus ökonomischer Weitsicht und gewissermaßen nach einer Maxime, die der Jesuitenpater Anatol 2500 Jahre später so formulierte, als er Zuckerfabrikanten in Brasilien einen christlichen Rat gab:

Den Verwaltern hat man keineswegs zu gestatten, Fußtritte vor allem schwarzen Frauen auf den Bauch zu versetzen, noch auf die Sklaven mit Knüppeln einzuschlagen; denn in der Wut mißt man die Schläge nicht und kann mit ihnen einen tüchtigen Sklaven, der viel Geld kostete, den Kopf verletzen und ihn so verlieren.

Furtado, S. 52

Sklaverei war zu allen Zeiten äußerste Menschenverachtung, <gemildert> durch die Liebe zum Eigentum und den Wunsch nach dem eigenen angenehmen Leben.

### 3. Die Herrenideologie

Nächstdem, sprach ich, vergleiche dir unsere Natur in bezug auf Bildung und Unbildung folgendem Zustande. Sieh nämlich Menschen wie in einer unterirdischen, höhlenartigen Wohnung, die einen gegen das Licht geöffneten Zugang längs der ganzen Höhle hat. In dieser seien sie von Kindheit an gefesselt an Hals und Schenkeln, so daß sie auf demselben Fleck bleiben und auch nur nach vorne hin sehen, den Kopf aber herumzudrehen der Fessel wegen nicht vermögend sind. Licht aber haben sie von einem Feuer, welches von oben und von ferne her hinter ihnen brennt.

Plato, Politeia 514a-b

So beginnt das Höhlengleichnis, einer der bekanntesten Texte der abendländischen Philosophie. Ungewiß ist, woher das Bild der Höhle genommen ist. Einige meinen, das Feuer, das hinter den Höhlenbewohnern brennt, sei das Bild der Sonne, und das Höhlengewölbe stelle das Himmelsgewölbe über der Erde dar, an die die Menschen gefesselt sind. Andere glauben, daß das Vorbild die Bergwerke von Laurion gewesen

seien. Das Feuer seien die Grubenlampen oder das Licht, das von außen durch den Stollen dringt. Das Höhlengewölbe sei das Bergwerk und die Höhlenmenschen die gefesselten Sklaven, gefesselt, damit sie nicht fliehen können.

Der Fortgang des Gleichnisses ist bekannt. Hinter den Gefangenen werden Gegenstände entlanggetragen, von denen sie nur die Schatten sehen. Da sie den Kopf nicht umwenden und nie etwas anderes sehen können, halten sie die Schatten für die wahren Gegenstände. Nun wird angenommen, daß einem von ihnen die Fesseln gelöst werden. Er kann sich umdrehen, erkennt die ihm bisher verborgenen Gegenstände und sieht nach einer Zeit der Umgewöhnung seinen Irrtum ein. Er gelangt sogar nach draußen in das Freie und sieht die Sonne. Dann kehrt er wieder in die Höhle zu seinen gefesselten Kameraden zurück. Er berichtet ihnen von der wahren Welt draußen, stößt aber nur auf Unglauben und wird, als er ihnen die Fesseln lösen will, umgebracht. Plato will damit an das Schicksal seines Lehrers Sokrates erinnern.

Das Höhlengleichnis beschreibt den Aufstieg zu den Ideen und verdeutlicht zugleich nach Platos eigenen Worten «unsere Natur in bezug auf Bildung und Unbildung». Der Übergang von der Unbildung zur Bildung als Aufstieg zu den Ideen geschieht als Ab- und Umwendung der Seele von der zeitlichen und sinnlich wahrnehmbaren Welt zur überzeitlichen und unsinnlichen. Jener entspricht das Schattenreich der Höhle, in der die Gefangenen leben, dieser die Dinge, die außerhalb der Höhle Sichtbarwerden.

In den frühen Dialogen beschreibt Plato den Aufstieg zu den Ideen und die Umwendung der Seele, indem er mit seinen Gesprächspartnern das Wesen einzelner Tugenden diskutiert. In dem Dialog «Laches» ist von der Tapferkeit die Rede. Einer der Gesprächspartner gibt folgende Definition: Sie sei die Erkenntnis des Gefährlichen und Ungefährlichen im Krieg sowohl als in allen Dingen. Diese Definition ist nicht so schlecht, wie es zunächst vielleicht aussieht. Der Tapfere muß um die Gefährlichkeit der Sache, auf die er sich einläßt, wissen, der Tollkühne weiß nichts davon, daher ist er auch nicht tapfer, sondern bloß tollkühn.

In einem längeren Gedankengang gibt Sokrates der Definition einen anderen und neuen Sinn.

Diese Sinnänderung zeigt sich an einer neuen Zuordnung und Zusammenstellung der Wörter. Der Tapfere ist anfangs derjenige, der sich auf das Gefährliche einläßt, während der Feige ihm aus dem Wege geht. Jetzt scheint der Tapfere dem Feigen zu gleichen. Beide gehen dem Gefährlichen aus dem Weg. Ihre Verschiedenheit aber ist offensichtlich. Sie unterscheiden sich durch das Wissen, was das Gefährliche und das Ungefährliche (Unbedenkliche) ist.

Das Gefährliche ist nicht mehr das für den Leib, sondern für die Seele

Bedrohliche. Es ist nichts Innerweltliches. Gefährlich ist die sittlich bedenkliche Handlung, ungefährlich die sittlich unbedenkliche, mag sie auch für den Leib gefährlich sein.

Wer auf diese Weise tapfer ist und aus Einsicht in das Richtige richtig handelt, ist notgedrungen auch gottesfürchtig, besonnen und überhaupt rundum tugendhaft und anständig. Es ist besser, nicht zu leben, als nicht anständig zu leben, meint Sokrates. Von Ferne klingt hier das Jesuswort an:

«Was hülfe es, du hättest die ganze Welt gewonnen und hättest doch Schaden genommen an deiner Seele.»

In einem späteren Dialog ist Sokrates bei Menon zu Gast. Anwesend ist auch Anytos, der reiche Gerber. Sie sprechen über die Unsterblichkeit der Seele.

Sokrates befragt einen im Hause aufgewachsenen Sklavenjungen nach der Verdoppelung des Quadrats. Dieser findet nach mehreren Fehlversuchen die Lösung. Man muß ein Quadrat über der Diagonalen errichten.

Natürlich geht es Sokrates nicht darum, dem Sklavenjungen Geometriunterricht zu erteilen. Dieser ist tatsächlich bloß, entsprechend einer Definition des Sklaven, ein lebendes Werkzeug. Indem Sokrates ihn nicht belehrt, sondern nur ausfragt, will er dem Menon zeigen, daß der Sklavenjunge alles Wissen aus sich selbst schöpft, Lernen also ein Wiedererinnern an schon Gewußtes, bloß Vergessenes ist. Da der Sklavenjunge nicht Geometrie konnte, muß er sein Wissen in einem Leben vor dem jetzigen erworben haben. Daraus zieht Sokrates den Schluß auf die Unsterblichkeit der Seele. Allerdings unterrichtet Sokrates den Sklavenjungen nicht davon, daß er eine unsterbliche Seele hat.

Menon, bei dem Sokrates zu Gast ist, ist ein reicher Sklavenhalter. Von Anytos haben wir bereits gehört. Er ist Eigentümer einer Werkstatt mit vielen Sklaven. Sie erlauben es ihm, sein Leben der Politik zu widmen und mit Sokrates tiefsinngige Gespräche zu führen.

Ein Gesprächspartner von Sokrates, mit dem er über die Tapferkeit redet und der sie zu definieren versucht, ist Nikias. Er ist der Feldherr der unglücklichen Sizilienexpedition und, wie wir gehört haben, Herr über 1000 Sklaven, die in den Bergwerken von Laurion schuften.

Sokrates verkehrt in den Kreisen der reichen Sklavenhalter. Allerdings spricht er auch gern mit den kleinen Handwerkern, die ihre Läden rings um die Agora haben, um von ihnen etwas zu erfahren. Denn er war ja bekanntlich der Ansicht, daß er nur wußte, daß er nichts wußte. Aber es ist nicht wahr, daß Sokrates mit allen Menschen philosophische Gespräche geführt hat, wie oft behauptet wird. So hat er mit den Sklaven nicht gesprochen; es ist ihm einfach nicht eingefallen, oder er konn-

te sich nicht vorstellen, daß sie vielleicht etwas wußten, was er nicht wußte.

Wenn Sokrates mit Nikias spricht, will er diesen von den Fesseln befreien, nicht seine Sklaven. Er steigt nicht hinab in die Höhle, um die Leiber zu befreien, ganz im Gegenteil. Die Seelen sollen sich aus der sinnlichen Welt lösen und in die jenseitige hinübersteigen. Nikias soll den richtigen Ideenblick bekommen. So soll er aus der Unbildung zur Bildung überführt werden. Später nennt man das Metaphysik. Die Metaphysik scheint einherzugehen mit der Abstumpfung und Blindheit gegenüber dem physischen Leid. Sokrates war ein sehr großer Mann. Aber bald wandten sich die Gebildeten immer mehr der Ethik zu. Das war das Wissen, das man besitzen mußte, um ein möglichst ungetrübtes, mit intellektuellen Beschäftigungen ausgefülltes Leben zu führen. Sklaven, für deren Leid sie unempfindlich waren, sorgten für sie.

Unbildung wird von Aristoteles mit Barbarei gleichgesetzt, der Barbar mit den Sklaven. Die Römer setzen den *homo humanus* dem *homo barbarus* entgegen. Der gebildete Mensch unterscheidet sich und hebt sich ab vom ungebildeten. Er ist der humanisierte Mensch, der sein Leben nach Ideen und Werten ausrichtet, und sich nicht um das Materielle kümmert. Oft tun das für ihn andere.

Es wird noch zu fragen sein, ob ein Humanismus, indem er sich von der Barbarei abhebt, nicht auf Barbarei beruht und ob nicht dieser Ursprung zuletzt unverhüllt an den Tag kommt. Die Zivilisierten, Kultivierten erscheinen den Barbaren und Wilden gegenüber wie Barbaren und Wilde. Der Herr enthüllt sich als Sklave, von dem er sich doch unterscheiden wollte.

Plato schreibt zur Kriegsführung gegenüber Hellenen und Barbaren:

Sollten Hellenen, hellenische Bürgerschaften zu Sklaven machen dürfen und nicht viel eher auch Andere hindern dies zu tun? Sollten sie es nicht überhaupt zur Sitte machen, daß man des hellenischen Geblütes schone, τοῦ Ἑλληνικοῦ γένους φείδεοθαι aus Besorgnis unter die Knechtschaft der Barbaren zu fallen? Sollte man nicht überhaupt keine Hellenen zu Sklaven haben dürfen?

Man müßte auch die Gefallenen nicht plündern, sondern den Feinden erlauben, die Leichen der ihrigen wegzutragen; keine Waffen besieger Griechen dürften in Tempeln aufgehängt werden; in Feindesland sollte man bloß die Ernte des Jahres wegnehmen und auf Baumfällen und Brandlegung verzichten; Kampf zwischen Hellenen und Hellenen ist kein Krieg, da sie von Natur Freunde sind, sondern eine Krankheit, ein Aufruhr; den Namen Krieg verdient nur der Kampf zwischen Hellenen und Barbaren, weil nur hier ein Geschlecht dem andern fremd und entgegengesetzt ist; gegen Bar-

baren mag man sich benehmen, wie jetzt leider Hellenen gegen Hellenen tun.

Plato, Politeia 469ff, nach Burckhardt, S. 283f

Plato beklagt Greuel, die Hellenen einander antaten, und er beklagt sie, weil Hellenen sie sich einander antun. Dieselben Handlungen seien aber gegenüber Barbaren gerechtfertigt, da diese fremd und andersartig seien.

Die Kriegsführung gegen Hellenen soll bestimmten Regeln unterworfen und humanisiert werden. Gegenüber den Barbaren braucht es keine Regeln. Nicht die Handlung ist an und für sich beklagenswert, es kommt darauf an, gegen wen man sie ausübt. Gegenüber Hellenen ist sie barbarisch, aber nicht gegenüber Barbaren. Gegenüber Barbaren kann man nicht barbarisch sein, oder: Barbarei gegenüber Barbaren ist keine.

Die Griechen sollen untereinander menschlich sein. Die Barbaren aber sind keine vollwertigen Menschen. Daher kann man ihnen gegenüber auch nicht unmenschlich sein. Sie sind zwar keine Tiere, aber offenbar verhält es sich mit ihnen ähnlich wie mit den Tieren. Den Tieren gegenüber kann man zwar auch unmenschlich sein, indem man sie unnötig quält. Aber das Schlachten eines Tieres ist nicht unmenschlich, sondern dient der Erhaltung der eigenen Art. Die Tötung eines Menschen dagegen wäre ein Verbrechen und unmenschlich.

Der deutsche Philosoph Nietzsche (1844-1900) bezeichnet als einen Grundsatz der Herrenmoral, die bei den Griechen noch lebendig gewesen sei, daß man

[. . .] nur gegen seinesgleichen Pflichten habe; daß man gegen die Wesen niedrigeren Ranges, gegen alles Fremde nach Gutdünken oder <wie es das Herz will> handeln dürfe und jedenfalls <jenseits von Gut und Böse> - hierin mag Mitleiden und dergleichen gehören.

Nietzsche, S. 203

Menschlichkeit gegen die eigene, aber nicht gegen die andere Art, diese Haltung kann man als rassistischen Humanismus bezeichnen.

Die wohl für alle Zeiten berühmteste Rechtfertigung der Sklaverei hat schließlich Aristoteles geschrieben. Sie steht in der «Politik», einem berühmten Buch, aus dem häufiger andere Stellen zitiert werden. Das macht aber nichts. Denn diese Rechtfertigung wird über Jahrhunderte hinweg immer wieder von Sklavenhaltern und ihren Anhängern, die ja nicht alle Aristoteles lesen, mit wenigen Modifikationen so getreulich wiedergegeben, als hätten sie sie gelesen. Daher kann sie mit Recht als unsterblich angesehen werden.

Aristoteles definiert den Sklaven als Befehlsempfänger und als dem Lebensvollzug dienliches Werkzeug.

Denn was mit dem Verstand vorauszuschauen vermag, ist von Natur das Regierende und Herrschende, was aber mit seinem Körper das Vorgesehene auszuführen vermag, ist das von Natur Regierte und Dienende. Darum ist auch der Nutzen für Herrn und Diener derselbe.

Der Sklave besitzt den Logos (logisches Urteil, Vernunft) nicht, kann ihn aber vernehmen. Das erste trennt ihn vom Menschen, das zweite vom Tier. Es fehlt ihm jede Selbstbestimmung. Er ist passiver Befehlsempfänger. Er ist, nach Aristoteles, auch für eine Straftat, die er auf Befehl seines Herrn begeht, nicht strafbar. Ein Sklave, der auf Befehl tötet, tut kein Unrecht, er führt, was als Unrecht gilt, nur aus. Er ist so wenig verantwortlich wie eine Mordwaffe.

Wegen seiner kindlichen Natur liegt es im Interesse des Sklaven, als Sklave behandelt zu werden. Auch der Herr erweist ihm gewissermaßen einen Dienst.

Der Mensch, der seiner Natur nach nicht sich selbst, sondern einem anderen gehört, ist von Natur ein Sklave; einem andern Menschen gehört, wer als Mensch ein Besitzstück ist, das heißt ein für sich bestehendes, dem Handeln dienendes Werkzeug.

Aristoteles führt aus, daß der Sklave ein besonders wertvolles Werkzeug sei, da er sich selbst und andere Werkzeuge in Bewegung setzen kann, so, als würden sie sich von selbst betätigen. Der Sklave ist gewissermaßen ihre Automatisierung.

Das Herrschen und Dienen gehört nicht nur zu den notwendigen, sondern auch zu den zuträglichen Dingen. Einiges trennt sich gleich von Geburt an, das eine zum Dienen, das andere zum Herrschen. Es gibt viele Arten von Herrschenden und Dienenden; und immer ist jene Herrschaft besser, wo Bessere regiert werden, also besser diejenige über einen Menschen als diejenige über ein Tier. Denn was von Besseren zustande gebracht wird, ist auch eine bessere Leistung.

[...]

Aristoteles sagt auch, warum die Sklaverei eine nützliche Einrichtung ist:

denn beide helfen dazu, mit ihrer körperlichen Arbeit das Notwendige zu beschaffen, die Sklaven wie die zahmen Tiere.

[...]

Nun gibt es aber Menschen, die Sklaven von Natur sind, aber sich nicht fügen wollen. Offenbar handeln sie unnatürlich. Aristoteles erklärt, was man mit ihnen machen soll und warum man es tun darf. Dazu bemüht er eine ganze Teleologie (philosophische Lehre von der Zielgerichtetheit einer Entwicklung):

In gleicher Weise ist augenscheinlich anzunehmen (was auch gilt, wenn sie erwachsen sind), daß die Pflanzen der Tiere wegen da sind und die Tiere der Menschen wegen, die zahmen zur Verwendung und zur Nahrung, von den wilden, wenn nicht alle, so doch die meisten zur Nahrung und sonstigem Nutzen, sofern Kleider und andere Ausrüstungsgegenstände aus ihnen verfertigt werden. Wenn nun die Natur nichts unvollkommen und nichts zwecklos macht, so muß die Natur all dies um der Menschen willen gemacht haben. Darum ist auch die Kriegskunst von Natur eine Art von Erwerbskunst (die Jagdkunst ist ein Teil von ihr), die man anwenden muß gegen die Tiere und gegen jene Menschen, die von Natur zum Dienen bestimmt sind und dies doch nicht wollen. Denn ein solcher Krieg ist von Natur gerecht.

[...]

Besser ist es, wenn man Sklaven hat, die sich nicht widersetzen und die man daher nicht zwingen muß.

Man könnte aber erstens beim Sklaven fragen, ob es bei ihm neben seinen Vorzügen als Werkzeug und Diener auch noch eine andere, höhere Tugend gibt, wie Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und die andern derartigen Haltungen, oder ob es für ihn nichts gibt außer der körperlichen Dienstleistung. Die Schwierigkeit besteht nach beiden Richtungen. Wenn nämlich jenes gilt, worin unterscheidet sich dann der Sklave vom Freien? Daß aber jenes nicht gelten soll, ist auch unsinnig, da sie doch Menschen sind und an der Vernunft teilhaben,

[...]

Der Philosoph ist in einer schwierigen Lage. Der Sklave ist kein richtiger Mensch, weil ihm etwas fehlt, aber er ist auch kein Tier. Er muß also die Tugend besitzen und auch wieder nicht. Die Tüchtigkeit und Tugend des Herrn kann er nicht besitzen, denn sonst wäre er einer.

Er besitzt die Tüchtigkeit und Tugend des Sklaven, er hat eine Sklaven-moral.

Ganz im allgemeinen ist bei dem von Natur Regierenden und Regierten zu untersuchen, ob sie dieselbe Tugend besitzen oder nicht. Wenn nämlich beide an der Vollkommenheit teilhaben sollen, warum soll dann der eine ein für allemal befehlen und der andere gehorchen? (Einen Unterschied des Mehr oder Weniger kann es da nicht geben. Denn Regieren und Regiertwerden unterscheiden sich der Art nach, was ein Mehr oder Weniger keineswegs tut.)

[...]

Aristoteles gibt ein plastisches Beispiel und zitiert einen Dichter: «Des Weibes Schmuck ist das Schweigen». Das gilt aber nicht für den Mann, bei dem züchtiges Schweigen keine Tugend ist.

Ebenso ist die Tugend des Sklaven auf seinen Herrn bezogen. Wir haben gesagt, daß der Sklave nur für die Arbeiten des Lebensbedarfs gebraucht wird, so daß er auch nur geringer Tugend bedarf, gerade genügend, damit er nicht aus Zuchtlosigkeit oder Trägheit den Dienst versäumt.

[...]

Alle Aristoteles, Politeia 1252a, 1254a, 1254b, 1256b, 1259b, 1260a

Ein tüchtiger, tugendhafter, anständiger Sklave ist gehorsam, fleißig, pünktlich und ehrerbietig. Verhält er sich anders, muß es ihm anerzogen werden. Er ist faul, also muß ihm die Faulheit ausgetrieben und der Fleiß eingebläut werden. Er ist störrisch, also nicht so, wie er sein müßte. Also muß er bestraft werden. Die Strafe ist gut, da sie Gutes in ihm bewirkt. Man veranlaßt ihn, seiner Natur gemäß zu sein. Man behandelt den Sklaven so, daß er schließlich wird, wie er angeblich von Natur aus war. Er willigt ein, ein Sklave zu sein, und das Vorurteil sieht sich bestätigt.

Nun gibt es aber Sklaven, die es zweifellos von Haus aus nicht sind. Bekanntlich ist sogar Plato eine Zeitlang Sklave gewesen. Aristoteles beklagt, daß man einem den Sklaven oder den Herrn nicht ohne weiteres ansehen kann. Wie kann man erkennen, ob einer wirklich Sklave ist? Wer ist Sklave von Natur aus? Aristoteles führt einige Philosophen an:

Allgemein gesagt, halten sich einige an ein gewisses Recht, wie sie meinen (denn das Gesetz ist ein gewisses Recht), und erklären, die Sklaverei auf Grund von Kriegen sei gerecht und auch wieder nicht.

Denn der Ausgangspunkt von Kriegen kann ungerecht sein, und wer, ohne es zu verdienen, in Sklaverei gerät, den kann man in keiner Weise einen Sklaven nennen. Andernfalls könnten die anerkannt Adligsten zu Sklaven werden und zu Kindern von Sklaven, wenn sie eben gefangengenommen und verkauft werden. Darum wollen jene auch nicht solche Menschen als Sklaven bezeichnen, sondern nur die Barbaren.

Aber wenn sie so reden, suchen sie nichts anderes als das natürliche Sklaventum, von dem wir am Anfang gesprochen haben. Denn man muß sagen, daß es Menschen gibt, die unter allen Umständen Sklaven sind, und solche, die es niemals sind.

Aristoteles, Pol. 1255a

Die Verfechter dieser Ansicht sind der Meinung, daß Kriege gegen Barbaren immer gerecht seien. Aristoteles steht ihnen nahe. Sklave von Natur aus ist für ihn vor allem der Barbar. Wenn Aristoteles vom Sklaven von Natur aus und von der Sklaverei als einer natürlichen und notwendigen Einrichtung spricht, sagt das vor allem etwas über die Natur der athenischen Gesellschaft aus und darüber, was für sie notwendig war. Sie war eine Sklavenhaltergesellschaft, deren Fortdauer auf Sklavenarbeit beruhte, die Sklaven brauchte. Die Athener hätten es allerdings nicht verstanden, wenn man ihnen gesagt hätte, daß sie in einer Sklavenhaltergesellschaft lebten, da sie sich eine andere gar nicht vorstellen konnten. Daher konnten sie es auch nicht sehen. Sie lebten wie jede herrschende Klasse in einer fast notwendigen Selbsttäuschung und hielten das Gewordene und Geschichtliche für das immer Seiende und Natürlichie. Da die Ungleichheit in der Natur lag, brauchten sie sich über ihre Entstehung keine Gedanken zu machen. Im 4. Jahrhundert lebten sie mehr oder weniger von dem unverdienten Einkommen aus Sklavenarbeit, und Platos Schüler Herakleides Pontikos meinte ganz unphilosophisch:

Genießen und Wohlleben ist Sache der Freien; denn dieses erhebt und steigert die Seelen. Schuftens dagegen ist Sache der Sklaven und kleinen Leute, daher verkümmern diese auch in ihrer Natur.

Athenäus XII, nach Schulz, S. 55

Sogar die Gesellschaft der Gleichheit aller, den Kommunismus, konnte man sich nicht ohne Sklaven vorstellen, allerdings müßte jeder Bürger gleich viele davon besitzen.

Die Geringschätzung der Sklaven kommt auch in den Gesetzen zum Ausdruck: Der Herr konnte seine Sklaven verkaufen, vermieten, testamentarisch vermachen und verpfänden. Bei Vermietung war der Mieter

für Ausfälle verantwortlich und mußte die Stückzahl wieder auffüllen. Der Eigentümer hatte keine sozialen Verpflichtungen gegenüber den Sklaven. Es hing von ihm ab, ob der Sklave heiraten durfte. Kinder von Sklaven wurden wieder Sklaven und sein Eigentum. Die Sklaven hatten keinen gesetzlichen Anspruch auf Besitz, wohl auch nicht die selbständigen arbeitenden. Da dem Sklaven in der Regel nichts gehörte, konnte man ihm bei einem Vergehen auch nichts zur Strafe wegnehmen, und es blieb vor allem die Prügelstrafe übrig.

Gefährlich wurde es für einen Sklaven, wenn er vor Gericht erscheinen mußte und sei es nur als Zeuge. Seine Aussage wurde in der Regel nur als gültig angesehen, wenn er sie unter Folterungen gemacht hatte. In Prozessen, sogar in privatrechtlichen, durfte der Herr seinen Sklaven zur Folterung anbieten, um den Gegner zu belasten oder die des Gegners verlangen, um sich selbst zu entlasten. Der gefolterte Sklave war also ein Werkzeug zur Wahrheitsfindung. Daß man die eigenen Sklaven anbot, galt als höchster Beweis eines guten Gewissens, mußte man doch annehmen, daß sie ihren Herrn haßten und versucht waren, gegen ihn auszusagen.

Mord oder Mordversuch wurde mit dem Tode bestraft, aber offenbar reichte auch der bloße Verdacht aus. Antiphon erzählt, daß ein 12jähriger Sklavenjunge seinen Herrn ermorden lassen wollte. Hätte er nicht die Nerven verloren und wäre geflohen, so hätten alle Diener, die im Haus waren, ihr Leben lassen müssen, da man dem Jungen nicht die Tat zugetraut und alle anderen eher verdächtigt hätte.

Die Strafgewalt des Herrn war durch den Staat kaum begrenzt, und wenn, dann wohl eher, damit der Herr nicht <verwilderte>, als um den Sklaven zu schonen.

Bestimmte Altäre und Tempel boten verfolgten Menschen Schutz. Sklaven konnten hierhin vor den Schikanen eines grausamen Herrn flüchten und die Bitte äußern, an einen anderen Herrn verkauft zu werden. Doch wird das selten vorgekommen sein. Wer Sklaven kaufen wollte, fand sie anderswo und nahm kaum denjenigen, der einem anderen Herrn entrinnen wollte.

Die Sklaven hatten kein Notwehrrecht, doch waren sie gegen Tötung und Notzucht geschützt. Allerdings wurde der Herr wegen einer solchen Tat nur selten tatsächlich bestraft. Die Tötung eines Sklaven war mehr religiöse Schuld als strafbare Handlung. Es gab eine entsprechende schützende Bestimmung in der Sklavenhaltergesellschaft dann auch lange nicht mehr, erst wieder im Rom der Kaiserzeit.

Die Sklavengesetze sollten den Eigentümer schützen. Da das Eigentum Sklaven waren, konnte es nicht ganz ausbleiben, daß auch sie einmal geschützt wurden. Die Institution des Eigentums an Menschen brachte eine moralische Norm hervor und zeigte damit, daß auch das

Schlechte etwas Gutes hat: Der Sklave durfte von seinem eigenen Herrn verprügelt werden, aber nicht von einem Dritten.

#### 4. Die Sklavenideologie

Die Sophisten waren Wanderlehrer, die junge Leute gegen Geld in Philosophie, Staatskunst, Literatur und Redekunst unterrichteten. Das vermittelte Können und Wissen sollte praktischen Nutzen haben. So wandten die Sophisten die für das Denken des 5. Jahrhunderts wichtige Antithese zwischen dem bloß vom Menschen gemachten Nomos (Brauch, Gesetz) und der Notwendigkeit der Natur auf die soziale Ordnung an. Sie gewannen dabei auch zur Sklaverei eine überaus kritische Stellung, die fast einzigartig in der gesamten Antike ist. Der Philosoph und Mathematiker Hippias von Elias sagt in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts:

Nach der Natur ist das Gleichartige dem Gleichartigen verwandt.  
Das Gesetz aber, das ja der Tyrann der Menschen ist, vergewaltigt vieles wider die Natur.

Plato, Politeia 337d

Trasymachos behauptet, daß Recht und Gerechtigkeit nichts anderes als der Vorteil des Stärkeren seien:

Und jegliche Regierung gibt die Gesetze nach dem, was ihr zuträglich ist, die Demokratie demokratische, die Tyrannie tyrannische und die andern ebenso. Und indem sie sie so geben, zeigen sie also, daß dieses ihnen Nützliche das Gerechte ist für die Regierten. Und den dieses Übertretenden strafen sie als gesetzwidrig und ungerecht handelnd. Dies nun, o Bester, ist das, wovon ich meine, daß es in allen Staaten dasselbe Gerechte ist, das der bestehenden Regierung Zuträgliche. Diese aber hat die Gewalt, so daß also, wenn einer alles richtig zusammennimmt, herauskommt, daß überall dasselbe gerecht ist, nämlich das dem Stärkeren Zuträgliche.

.. .338f

Von Alkidamas stammt der berühmte Satz:

Die Gottheit hat alle als freie Menschen in die Welt gesetzt; die Natur hat niemanden zum Sklaven geschaffen!

Aristoteles, Rhet. Schol., nach Schulz, S. 68

Von dem Redner Antiphon (480-411) ist überliefert:

Die von vornehmen Vätern stammen, achten und verehren wir; die dagegen nicht aus vornehmem Hause sind, achten und verehren wir nicht. Hierbei verhalten wir uns wie die Barbaren; denn von Natur sind wir alle in allen Beziehungen gleich geschaffen, Barbaren und Hellenen. Das geht aus den allen Menschen von Natur notwendigen Dingen hervor, . . . in allen diesen ist weder ein Barbar von uns geschieden noch ein Hellene. Atmen wir doch alle insgesamt durch Mund und Nase in die Luft . . .

Diels, S. 135

Erwähnenswert ist an dieser Stelle auch der Eid des Hyppokrates, der bei der Behandlung keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven macht:

Welche Häuser ich betreten werde, immer will ich eintreten zum Heile des Kranken, mich enthalten jeder vorsätzlichen und verderblichen Schändung, auch aller Werke der Wollust an den Leibern von Frauen und Männern, Freien und Sklaven. Was ich bei der Behandlung oder auch außerhalb der Behandlung im Leben der Menschen sehe oder höre, werde ich - soweit man es nicht ausplaudern darf- verschweigen und solches als Geheimnis betrachten.

nach Schulz, S. 69

Es wäre erstaunlich, wenn nicht auch Sklaven so gedacht hätten. Was sie aber tatsächlich gedacht haben, ist unbekannt. Sie bleiben so stumm wie die Tiere, die auch ihr Leid nicht ausdrücken können, oder als hätte man ihnen die Zungen ausgerissen. Ihre Herren haben ihnen nach ihrem Leben auch noch das Nachleben gestohlen, während sie selbst überlebten. Die Sklaven haben zu ihren Lebzeiten keinen gebührenden Platz in der Gesellschaft gefunden und sie haben auch in der Geschichte nicht den gebührenden Platz, der ihrem Leiden angemessen wäre. Da sie namenlos sind, sind sie ständig in der Gefahr, ganz vergessen zu werden. Dann aber wäre denen, die heute unterdrückt sind, die Tradition genommen. Sie wäre allein, während es stark macht, im Namen so vieler zu kämpfen. Um etwas über die Denkweise der Sklaven zu erfahren, müssen wir aus dem Mund ihrer Herren das verstümmelte Echo ihrer Stimmen entnehmen. So schreibt Plato:

Die Reichen in den Städten, . . . welche viele Sklaven haben, leben furchtlos, indem die ganze Stadt jedem Einzelnen zur Hilfe bereit ist. Wenn aber ein Gott etwa einen Besitzer von fünfzig Sklaven aus

der Stadt hinweg in eine Einöde versetzte samt Familie und Habe, an einen Ort, wohin ihm kein Fremder zu Hilfe kommen würde, in welcher Furcht würde er leben aus der Welt geschafft zu werden durch die Sklaven! Er wäre genötigt, einigen von ihnen schön zu tun und Versprechungen zu machen, auch Freilassungen ohne Grund vorzunehmen; er würde Schmeichler seiner Knechte oder ihr Opfer.

Platon, Politeia 578 d-e, nach Burckhardt, S. 149f

Xenophon meint:

«Die Bürger dienen sich gegenseitig als Leibwache.»

Xenophon, Hieron IV 3, nach Burckhardt, S. 149

Was Sklaven gewöhnlich dachten, zeigt sich in einem Gespräch des Xanthias und Aeakos in den «Fröschen» des Aristophanes:

man mischt sich in allerlei, horcht auf das, was die Herrschaft spricht und bringt es weiter herum; nach erhaltenen Schlägen wird draußen gebrummt; die höchste Wonne ist dem Herrn heimlich zu fluchen.

Aristophanes, Frösche V 738ff, nach Burckhardt, S. 149

Je größer die Anzahl der Sklaven war, desto schärfer die Unterdrückungsmaßnahmen und damit wuchs auch der Wunsch, ihnen zu entrinnen. Die Unsicherheit, die in Friedenszeiten von den Sklavenmassen ausging, steigerte sich in Kriegszeiten zu einer Gefahr. Die Stadt hatte nicht bloß von außen Feinde, sondern auch im Innern und das Eigentum war nicht allein von außen, sondern auch von innen bedroht, weil der Geist des Ungehorsams und der Aufsässigkeit in ihm selbst wohnte. Der Sklave war Eigentum, das sich bewegen, sogar fortlaufen konnte. Er konnte nicht bloß gestohlen und geraubt werden, er konnte sich selbst wegstehlen. Der Herr sah sich um sein gutes Geld betrogen, der fliehende Sklave beging an ihm ein Eigentumsdelikt, aber indem er ihn enteignete, eignete er sich sich selbst an. Das verschärfte sich dort, wo der Sklave seinen Herrn umbrachte, was häufig vorkam. So schrecklich der Mord an dem Herrn war, der Sklave tötete zugleich den Sklaven in sich. Flucht von Sklaven war schon im Frieden häufig. Im Krieg riefen beide Seiten die Sklaven des Gegners zum Desertieren auf, und es gab ständige Klagen darüber, daß der Feind entwichene Sklaven bei sich aufnahm. Um einem drohenden Überfall zu entgehen, wich man aus und nahm wie sonstiges Eigentum auch die Sklaven mit. Man versuchte auch, durch plötzliche gute Behandlung die Sklaven von einer mögli-

chen Flucht abzubringen, doch wird das auf sie keinen sehr großen Eindruck gemacht haben. Nach der Besetzung von Dekelia durch die Spartaner im Jahre 413 entflohen 20000 Sklaven von Laurion, zum erheblichen Teil Handwerker, die in den Werkstätten über Tage arbeiteten. Sie hofften, bei den Spartanern die Freiheit zu erlangen, doch diese verkauften sie billig an die Boioter. Von zwei Aufständen der Sklaven in Laurion hören wir aus den Zeiten der beiden großen sizilianischen Sklavenkriege (136-132 und 104-101 v. u. Z.) Am ersten sollen sich vorwiegend Bergwerkssklaven beteiligt haben. Diodor nennt die Zahl 1000. Zweifellos gab es viel mehr unzufriedene Sklaven, aber sie hielten sich aus Angst zurück. Der Staat unterdrückte den Aufstand sofort, und die Vergeltungsmaßnahmen waren äußerst hart.

Der zweite Aufstand war länger und gefährlicher. Sein Verlauf ist in den Umrissen bekannt. Die Sklaven ermordeten die Wächter, schlossen sich zusammen, bewaffneten sich und besetzten die Festung Sounion, die eigentlich die Sklaven aufnehmen sollte, wenn Feinde sie rauben wollten. Von Sounion aus unternahmen die Sklaven Beutezüge durch Attika. Sie hatten ja nichts und wollten überleben. Erst nach längerer Zeit konnte der Aufstand niedergeschlagen werden. Die Gleichzeitigkeit der Aufstände an verschiedenen Orten ist sicher kein Zufall, und die Aufständischen müssen untereinander Verbindung gehabt haben. Damals erhoben sich auf Delos auch die Sklaven, die auf dem Sklavenmarkt verkauft werden sollten.

Wir wissen nicht, welche Pläne und Programme die aufständischen Sklaven hatten. Aber offenbar wußten sie etwas, was die Athener, Sokrates eingeschlossen, nicht gewußt hatten: daß sie Menschen waren. Die Sklaven bewiesen es immer wieder in den Akten der Verweigerung, der Flucht, des Aufstands. Offenbar hat eine große Anzahl von Sklaven die Moral nicht angenommen, die Aristoteles für die Sklavenmoral hielt, und damit bewiesen, daß sie nicht von Natur aus Sklaven waren. Gewiß wird oft der Wunsch sehr stark gewesen sein, die Rollen zu vertauschen. Ein Austausch wurde ihnen zuweilen von den Eroberern einer Stadt vorgemacht, die die Freien in Fesseln legten und die Sklaven befreiten, was zweifellos nicht den Glauben an Sklaven und Freie von Natur aus bestärkte. Es war der Wunsch der Sklaven, keine Sklaven und frei zu sein. Auch die freien Athener wollten keine Sklaven sein, denn das galt als das größte Unglück. Im Grunde wollte niemand ein Sklave sein.

Wenn jemand denkt, daß er kein Sklave sein will, so denkt er, auch wenn es ihm selbst verborgen ist, daß niemand ein Sklave sein soll. Der Begriff der Freiheit weist auf etwas Allgemeines hin, das über den Klassen und Individuen steht. Dieses Allgemeine war bei den Sklaven aufgehoben.

Die freien Griechen konnten sich eine Welt ohne Sklaven überhaupt nicht vorstellen. Es überstieg ihren Gesichtskreis. Es war für sie selbstverständlich, daß es zweierlei Menschen gab: Herren und Knechte. Die einzelnen Individuen, Herren und Knechte, wurde geboren und starben, aber das Gegensatzpaar blieb unveränderlich.

Wenn die Sklaven flohen, so suchten sie nach einem Ort, wo sie keine Sklaven mehr sein brauchten. Aber vielleicht suchten sie auch, selbst wenn sie es nicht wußten, nach einem Ort, wo niemand Sklave war. Waren sie bis an das Ende ihrer Welt gelaufen, so hätten sie ihn doch nicht finden können. Es war ein Ort, den es noch gar nicht gab, eine Welt ohne Sklaven. Aber indem sie verzweifelt nach einem Ausgang suchten, öffnete sich die Zeit und in die alte Welt hinein kamen Bewegung, Veränderung, Zukunft.



## 2. Kapitel: Rom

### 1. Die Lage in Rom

Der Krieg war die wichtigste Erwerbsquelle der Römer. Sie eroberten in den drei letzten Jahrhunderten v. u. Z. so viele Länder, daß ihr Reich schließlich den gesamten Mittelmeerraum umfaßte und in den Kriegen gewannen sie zugleich Sklaven, die das Land bebauten. Der Gewinn kam nur wenigen zugute. Während sie immer reicher wurden, verarmte der größte Teil der freien Bevölkerung.

Zu Beginn der Republik (510-27) wurden, wenn Domänen durch Eroberung gewonnen waren, die ärmeren Bürger bei der Verteilung berücksichtigt. Dann wurde die Landauslegung seltener. Schließlich konnte jeder Bürger soviel Land erhalten wie er wollte, wenn er sich zur Abgabe des Zehnten von Korn und des Fünften von Baumfrüchten verpflichtete. Diese Leistungen brachten vor allem privilegierte Personen, Patrizier und ihre Günstlinge, ohne Schwierigkeiten auf. Ihr Okkupationsbesitz wuchs und wurde schließlich dauernd.

Der Grundbesitz wuchs nicht nur infolge des Krieges, sondern auch des Kriegsdienstes. Denn diejenigen, die für Rom im Krieg neue Länder erwarben, verloren zu Hause ihr eigenes Land. In Rom war jeder freie Bürger zum Kriegsdienst verpflichtet. Als der römische Staat sich ausbreitete, kamen die Soldaten manchmal über Jahre nicht zurück. Die Heimkehrer fanden den Hof oft nicht mehr so vor, wie sie ihn verlassen hatten. War er verschuldet gewesen, gehörte er jetzt vielleicht einem anderen, war er zuvor unverschuldet, so war er nun verschuldet. Deshalb konnte Tiberius Gacchus (162-133), der Sozialreformer, auf dem Forum sagen:

«Die wilden Tiere, welche in Italien hausen, haben ihre Höhle, jedes weiß, wo es sich hinlegen, wo es sich verkriechen kann - die Männer aber, die für Italien kämpfen und sterben, sie haben nichts außer Luft und Licht. Heimatlos, gehetzt irren sie mit Weib und Kind durch das Land. Die Feldherren lügen, wenn sie in der Schlacht die Soldaten aufrufen, für ihre Gräber und Heiligtümer sich zu wehren gegen den Feind, denn von all diesen Römern besitzt keiner einen Altar, den er vom Vater ererbt, keiner ein Grab,

in dem seine Vorfahren ruhen, vielmehr kämpfen und sterben sie für anderer Wohlleben und Reichtum. Herren der Welt werden sie genannt und haben nicht eine Scholle Landes zu eigen.»

Plutarch, Band VI, Tiberius Gracchus 9, S. 245f

In den Anfängen des römischen Staates war der säumige Schuldner dem Gläubiger auch mit seiner Person ausgeliefert. Nicht nur seine Habe, sondern er selbst und seine Familienangehörigen wurden Eigentum des Gläubigers, der sie als Sklaven verkaufen konnte, um mit dem Erlös seine Forderung zu befriedigen. Die Schuldknechtschaft ging zurück und wurde 326 v. u. Z. verboten. Kriege und Expansion erschlossen der Sklaverei eine neue Quelle und so verdrängte, ähnlich wie ein Athen, die Versklavung von Fremden die der eigenen Landsleute. Die Fremdsklaverei war auf ständige Zufuhr von Kriegsgefangenen und daher auf Kriege angewiesen. Mit dem Ende der Eroberungen war die Wirtschaft in ihrer Grundlage bedroht. Am Ende der Kaiserzeit (27-476) wurde die Sklavenwirtschaft durch die Kolonien verdrängt, persönlich freie, aber erblich an die Scholle gebundene Pächter.

Der weitaus größte Teil der Sklaven waren Kriegsgefangene. Sie wurden sehr verachtet, da sie die Gefangenschaft dem Tod vorgezogen hatten. Handelte ein Römer so, war er auch für seine Landsleute zum Sklaven geworden, und man kann sich vorstellen, daß sie die gefangenen Feinde nicht anders beurteilten. In Kriegsgefangenschaft und in die Sklaverei geraten war eins. Immerhin konnten einige Gefangene durch ein Lösegeld, das die Familie oder ein Freund aufbrachte, die Freiheit erlangen und in die Heimat zurückkehren. Die Bürger, deren Stadt erobert und vernichtet worden war, konnten das nicht. Sie wanderten mit ihren Mitbürgern in die Sklaverei und waren völlig den Siegern ausgeliefert, die über ihr Leben und Eigentum verfügten. So war es Brauch in der antiken Welt. Xenophon bezeichnete es als ein bei allen Menschen ewig gültiges Gesetz, daß bei Einnahme einer Stadt die Einwohner und ihre Habe den Eroberern gehören, und Polybios sagte: «Nach dem Kriegsrecht müssen sogar Menschen, die durchaus keine Verbrechen begangen haben, das Schicksal hinnehmen, mit Weib und Kindern verkauft zu werden.»

Massenversklavungen haben einige Male eine gewaltige Dimension erreicht. Die Zahl der Sklaven wuchs besonders nach der Eroberung von Karthago (146 v. u. Z.) und Korinth (146 v. u. Z.). Aus der hellenistischen Welt wurden in den Jahren 200 bis 150 v. u. Z. eine Viertelmillion Sklaven nach Italien eingeschleppt. Aemilius Paullus brachte 150000 Sklaven nach Rom, Marius soll 60000 Kimbern und Teutonen eingeführt haben und Cäsar war bei den Feldzügen 58 bis 51 für die Ver-

sklavung von einer Million Menschen, vornehmlich Gallier, verantwortlich.

Die Massenversklavungen stellten die Feldherren vor große Probleme, denn die Verteilung der Beute gehörte zu ihren Aufgaben. Zunächst wurden die Gefangenen überprüft, und es kam vor, daß die Alten getötet wurden. Die zur Sklaverei Bestimmten wurden an Ort und Stelle an die Soldaten verteilt oder an Händler verkauft, die den Heereszug begleiteten. Sie vermittelten die Sklaven in andere Länder, vor allem nach Italien, und für das Heer fiel die Schwierigkeit ihres Transportes fort.

Der Krieg war nur eine der Quellen der Sklaverei, wenn auch die wichtigste. Zahlreiche Piratenschiffe durchkreuzten das Meer. Ihre menschliche Beute verkauften die Piraten auf den Sklavenmärkten. Banden gingen in den benachbarten Barbarenländern, aber auch in Italien selbst auf Menschenjagd. Väter durften ihre Kinder aussetzen oder verkaufen. Kriegsdienstverweigerer wurden Sklaven und zum Tode Verurteilte manchmal begnadigt und in den Sklavenstand herabgesetzt.

Sklavenmarkt und Sklavenhandel waren die unentbehrlichen Voraussetzungen der römischen Wirtschaft und Zivilisation. Man schätzt die Anzahl der Unfreien in Rom 30 v. u. Z. auf 400000, also auf fast die Hälfte der Wohnbevölkerung, in ganz Italien auf anderthalb Millionen. Zur Zeit des Augustus (63-14) soll die freie Bevölkerung 3500000 betragen haben, die unfreie 2000000. Der Historiker Flavius Josephus (37 oder 38-um 100) nimmt an, daß gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. u. Z. in Rom eine Million Sklaven gelebt haben. Andere Schätzungen liegen höher. Danach hätten 10 Millionen Freie und 4 Millionen Unfreie in Italien gelebt. Nach anderen Autoren lag der Anteil der Sklavenbevölkerung bei 50 bis 60 Prozent.

Die Preise für Sklaven waren sehr unterschiedlich. Ein gewöhnlicher Bauernsklave kostete zur Kaiserzeit 330 Sesterzen. Die Kaufkraft einer Sesterze entsprach etwa der von sechs Mark. Im Durchschnitt dürfte ein Sklave für 4000 Sesterzen gehandelt worden sein, aber in Ausnahmefällen zahlte man für hochspezialisierte Sklaven mehr als 100000 Sesterzen. In den beiden Jahrhunderten v. u. Z., als Sklaven massenhaft angeboten wurden, waren sie dagegen außerordentlich billig.

Die Sklavenarbeit verdrängte immer mehr die der freien Bevölkerung. Während in Athen sehr viele Sklaven in Werkstätten beschäftigt wurden, arbeitete im Römischen Reich die große Masse auf den Latifundien, die im Besitz reicher Senatoren und ihrer Angehörigen waren.

Sie vertrauten den Zeitumständen, daß die unverteilten Ländereien, deren sie sich bemächtigt hatten, ihnen nicht mehr würden abgenommen werden, und kauften die in ihrer Nähe gelegenen Stük-

ke der Armen zum Teil mit deren Willen, zum Teil nahmen sie diese ihnen mit Gewalt, so daß sie nunmehr weit ausgedehnte Felder statt einzelner Äcker bebauten. Sie gebrauchten dabei Sklaven zum Landbau und zur Viehzucht, weil ihnen freie Leute von der Arbeit weg zum Kriegsdienst genommen worden wären. Auch dieser Besitz von Sklaven brachte ihnen zu gleicher Zeit noch insofern großen Gewinn, als sich diese wegen ihrer Befreiung vom Kriegsdienst ungefährdet vermehren konnten und eine Menge Kinder bekamen. So zogen die Mächtigen durchaus allen Reichtum an sich und die ganze Gegend wimmelte von Sklaven. Die Italer dagegen wurden immer weniger, und ihr männlicher Mut verschwand, weil sie durch Armut, Abgaben und Kriegsdienste aufgerieben wurden. Traten aber auch Zeiten des Friedens ein, so sahen sie sich in vollkommene Untätigkeit versetzt, weil die Reichen im Besitze des Bodens waren, und statt freier Leute Sklaven zum Ackerbau gebrauchten.

Appian, Bürgerkrieg I,7

Die große Veränderung im Landbau lässt sich auch an den Schriften von Cato und Columella (1. Jahrhundert) über die Landwirtschaft ablesen. Cato lebte von 234 bis 149 v. u. Z. Er beschreibt ein Gut, das aus drei Teilen besteht. Den ersten Teil bilden zwei Höfe, zu denen eine Olivenpflanzung von 240 *jugera* = 60 Hektar, und eine Weinpflanzung von 100 *jugera* = 25 Hektar, gehören. Den zweiten Teil bildet vom Pächter bestelltes und den dritten Teil unverpachtetes Weideland.

Der Herr ist kein Bauer, der für den eigenen Bedarf produziert. Er wohnt in der Stadt, besucht nur dann und wann einmal sein Gut und lässt es von einem Verwalter, dem *vilicus*, der aus dem Sklavenstand stammt, beaufsichtigen. Alle ständig auf dem Gut beschäftigten Leute sind Sklaven, und sie müssen schonungslos ausgebeutet und möglichst billig ernährt werden. Eine große Stadt mit guten Verkehrsverbindungen soll möglichst in der Nähe liegen, damit die Erzeugnisse, von denen Wein und Öl die wichtigsten sind, gut abgesetzt werden können. Der Verwalter muß einen hohen Gewinn erwirtschaften.

Columella lebte 200 Jahre später als Cato. In dieser Zeit war der Großgrundbesitz auf Kosten des kleinen Besitzes gewaltig angewachsen. Das vorbildliche Gut hat jetzt eine Ölpflanzung von 1500 *jugera*, nicht mehr von 240 wie bei Cato. Noch deutlicher tritt die Zweiteilung in Pacht- und Sklavenarbeit hervor. Columella schreibt: «Die Arbeiter bestehen aus Bauern und Sklaven, und diese gehen entweder frei herum oder gefesselt.»

Das von Sklaven bewirtschaftete Landgut hatte zwei Teile: *villa urbana* und *villa rustica*. Die *villa urbana* war ein Wohnhaus, ausgestattet

mit *allem* Luxus, in dem, bei Abwesenheit des Herrn, der Verwalter wohnte. Zum Haus gehörten auch die Haussklaven: Kammerdiener, Köche, Boten, Sekretäre. Das Herrenhaus war meist mit Mauern und Türmen befestigt. Einer davon wurde Turm des Aufsehers genannt.

Die *villa rustica* umfaßte den Wirtschaftsteil. Er hatte einen inneren und einen äußeren Hof. Im inneren lagen die Ställe für das Vieh, im äußeren die Zellen für die Sklaven, die ungefesselt arbeiteten, außerdem das Ergastulum, ein Arbeitszwinger, ein Kellergeschoß mit schmalen Fensteröffnungen, so hoch, daß man sie vom Boden nicht mit der Hand erreichen konnte. Hier waren die Sklaven untergebracht, die gefesselt die Feldarbeit verrichteten. Im äußeren Hof befanden sich außerdem die Küche für die Sklaven, Keller, Speicher, Wein- und Ölpressen und Werkstätten für die Herstellung von Werkzeugen und Buden für den Verkauf der Erzeugnisse.

Die Sklaven waren militärisch organisiert. Sie schliefen und aßen gemeinsam und waren in Gruppen zu Zehnt eingeteilt. Morgens wurden sie von den Aufsehern gemustert und von den Antreibern auf die Felder geführt. Sie mußten bis zur Erschöpfung arbeiten. Plutarch (um 46- nach 120) sagt von Cato, daß er seine Sklaven entweder schlafen oder arbeiten ließ. Bei Columella heißt es:

Nichts hält auch den boshaftesten Menschen mehr von Vergehungen ab, als wenn man ihn unter der Arbeit hält, und ihn sein Tagwerk abarbeiten läßt und wenn allenthalben der Verwalter selbst zugegen ist. [ . . . ]

Die Arbeit wurde den Sklaven nach ihren Körperkräften zugewiesen:

Zum Pflügen nimmt man die Längsten, einmal weil ein langer Kerl schon durch seine Leibesstatur dem Vieh Furcht einjagen kann und er die Ochsen nicht so sehr zu prügeln braucht, damit sie gehorchen; sodann weil er nicht so sehr bei der Feldarbeit ermüdet, da er sich bei dem Pflügen fast mit geradem Leibe auf die Pflugstürze legen kann; bei den übrigen Ackerknechten kommt es auf die Statur nicht an, wenn sie nur zur Arbeit geschickt sind. Der Weinbau erfordert nichts so sehr als breitschultrige und starke Leute, diese sind zu dem Behacken und Beschneiden am brauchbarsten. Die Mäßigkeit ist bei diesen nicht so sehr unentbehrlich, wie bei den anderen Ackerleuten, weil viele Winzer zugleich und unter einem Aufseher arbeiten. Überdies ist ein leichtfertiger Kerl gemeinlich von geschwinderem Begriff als andere; und dieses wird zum Weinbau erfordert: denn dazu gehört sowohl Stärke als hurtige Einsicht,

weshalb man auch den Wein meistens durch gefesselte Sklaven bauen läßt.

Columella, Zwölf Bücher von der Landwirtschaft 18,9,  
nach Brentano, S. 126f

Es gab riesige Domänen, die Hunderte von Hektar umfaßten. Sie gehörten Mitgliedern der römischen Aristokratie, großen Senatorenfamilien. Für sie arbeiteten Hunderte von Sklaven. Ihre Masse machte sie furchtbar, und man mußte sie wie Besiegte halten, um ihren Gehorsam zu erzwingen. Der Kerker, die Brandzeichen, die körperliche Züchtigung, die Tortur, die Kreuzigung waren geläufige Dinge. Die Sklaven waren leicht und billig zu besorgen, und man brauchte sie daher nicht zu schonen. Sie hatten keine Hoffnung, jemals freizukommen, sie waren wie Vieh, und so behandelte man sie auch.

Neben der Landarbeit war die Arbeit in den Mühlen, in den Bergwerken und Steinbrüchen und die Verwendung als Gladiator besonders gefürchtet.

Apuleius gibt in dem Roman «Der goldene Esel» eine anschauliche Beschreibung der Mühlensklaven:

Ihr guten Götter! Was für armselige Menschlein gab's da, die ganze Haut mit blauangelaufenen Striemen bemalt und den wundgeschlagenen Rücken mit zerrissenen Lumpen mehr beschattet als verhüllt, einige mit einem kleinen Lappen noch gerade die Scham bedeckt, alle jedoch nur soweit bekleidet, daß der Körper durch die Fetzen hindurchsah. Auf der Stirn ein Brandmal, das Haar halbgeschoren, die Füße in Ringe geschlossen, das Antlitz von Blässe entstellt, die Augenlider in dem räucherigen Dunkel mit seinen dunstigen Dämpfen durch Entzündung angefressen, und sogar die Sehkraft übel geschwächt. Manche waren sogar wie Faustkämpfer, die mit Staub bestreut ihre Gefechte austragen, vom Mehlstaub mit schmutzigem Weiß bedeckt.

Apuleius 9. Buch, 12

Fast alle Arbeiter in den Bergwerken und Steinbrüchen waren Sklaven oder Verbrecher. Die Bergwerksarbeit galt nach der Todesstrafe als die schwerste Strafe. Sogar der Kampf in der Arena wurde dagegen als milde empfunden, obgleich die Chancen zu überleben hier nur sehr gering waren.

In Rom und in den übrigen Städten waren die meisten Gladiatoren Sklaven. Es gab unter ihnen allerdings auch Freigelassene und Freie. Für die Dauer ihrer Verpflichtung mußten sie sich durch Eid damit einverstanden erklären, daß sie gebrannt, gefesselt, ausgepeitscht und

durch das Schwert getötet werden konnten. Für die Vertragszeit waren sie Sklaven geworden. Wenn auch die Chance, diese zu überleben, sehr gering war, so muß doch der Gladiatorenkampf für Leute, die nichts mehr zu verlieren hatten, eine gewisse Attraktivität gehabt haben. Sie erlangten dadurch ein, wenn auch zweifelhaftes Ansehen. In späterer Zeit, bei fortgeschrittenem Sittenverfall, mögen auch Masochismus und Sadismus Gründe gewesen sein, weshalb ein Mensch freiwillig Gladiator wurde. So wird selbst von Damen der höchsten Gesellschaft berichtet, die als Gladiatorinnen auftraten.

Die Gladiatoren waren gefürchtet, besonders nach dem Aufstand des Spartakus. Das Verhältnis der Gesellschaft zu ihnen war zwiespältig. Einerseits wurden sie bewundert, auf der anderen Seite standen sie außerhalb der anständigen Gesellschaft. Sie wurden wahrscheinlich ähnlich angesehen wie heute die Berufsboxer.

In Pompeji hat man eine Gladiatorenschule identifiziert. Um einen rechteckigen Platz von 53 mal 42 Meter lagen 100 Räume, einige davon im Obergeschoß. Sie maßen 3 bis 4 Meter im Quadrat und hatten keine Fenster. Das waren die scheußlichen und finsternen Zellen, in denen die Gladiatoren lebten. Man fand auf dem Gelände 63 Skelette von Männern, die bei dem Vesuvausbruch im Jahre 79 ums Leben gekommen sind. Das Gefängnis in der Gladiatorenschule in Pompeji war so niedrig, daß man darin nur liegen oder hocken konnte.

Am Kampftag fand ein Umzug der Gladiatoren statt. Sie marschierten um die Arena und wenn sie an der kaiserlichen Loge angekommen waren, streckten sie die rechte Hand empor und riefen: «Heil dir. Imperator, die Todgeweihten grüßen dich!»

In Gladiatorenkämpfen sind Hunderttausende von Menschen umgekommen. Allein auf den Veranstaltungen des Kaisers Trajan zwischen 106 und 114 waren es mindestens 23000.

Die Hauptmasse der Sklaven lebte auf den Latifundien, aber auch die Arbeit in den Manufakturen war ohne Sklaven nicht denkbar. Häufig wurden Sklaven vermietet. Den nivellierten Handwerkern und Bauern fiel es immer schwerer als Lohnarbeiter ihr Leben zu fristen. Sie wurden arbeitslos, erhielten jedoch die mit dem Bürgerrecht verbundenen Vergünstigungen in Form von Geld und Getreide. Auf der anderen Seite wuchs der Reichtum der großen Sklavenhalter und Eigentümer von Latifundien und Werkstätten. In manchen reichen Häusern gab es 400 Haussklaven. Sie bedienten, führten Aufsicht oder verrichteten handwerkliche Tätigkeiten. Sklaven bewachten den Reichtum und andere Sklaven die Sklaven, die den Reichtum bewachten. In solchen Häusern vollzog sich das Leben der Herrschaften in einer ständigen Öffentlichkeit. Sie hatten fortwährend Augenzeugen und waren kaum allein. Plinius beschreibt sehr anschaulich, welches Ausmaß die Sklavenarbeit an-

genommen hatte. Die Sklavenarbeit ersetzte sogar die Tätigkeit der eigenen Glieder und Organe wie Füße und Augen und die Herren, die in solchem Überfluß lebten, wird manchmal das Gefühl ihrer eigenen Überflüssigkeit beschlichen haben.

Es geschieht uns recht. Niemand kümmert sich einen Dreck um sein eigenes Wohl. Wir gehen auf fremden Füßen, wir lesen mit fremden Augen, wir grüßen nach fremdem Gedächtnis, wir leben von fremder Arbeit. Die natürlichen Dinge haben ihren Wert verloren, und mit ihnen sind die wichtigen untergegangen. Wenn das Vermögen unser einziger Besitz wird, dann mögen die Götter sich unserer erbarmen!

Plinius XIX, 1, 19, nach Bornemann, S. 371 f

Reiche, gebildete Römer hielten sich Sklaven für die Erziehung ihrer Söhne, als geistreiche Gesprächspartner, als Mitarbeiter bei wissenschaftlichen Studien oder literarischen Arbeiten. Das war eine besondere Form des Luxus. Die Spitzen der Gesellschaft konnten es sich leisten, den Gegensatz von Herr und Knecht, auf dem ihre Herrschaft, ihr Reichtum und ihr Einfluß beruhte, für einen Moment aufzuheben, ohne daß er im Grunde angetastet wurde. Sie konnten zu ihren Sklaven menschlich sein, weil die Unmenschlichkeit fortbestand. Sie aßen mit ihnen, kümmerten sich um ihre Belange und pflegten sie, wenn sie krank waren. Plinius der Jüngere (62-um 113) wählte seine Sklaven mit Bedacht aus, er entsprach ihren Wünschen und ging so weit, ihnen lange und teure Reisen nach Ägypten zu gewähren.

Ein Sklave hatte nicht das Recht, etwas zu besitzen. Aber es kam häufig vor, daß man ihm Besitz, das sogenannte Peculium zur Nutzung und zur mehr oder weniger freien Verfügung überließ. Es konnte aus Bargeld, einem Geschäft, einem Lager und sogar aus Sklaven bestehen. Die Gewährung konnte jederzeit widerrufen werden, aber häufig ließ man dem Sklaven, wenn er es geschickt machte, freie Hand. So behielt er die Möglichkeit, mit seinem Einkommen seinen Herrn zu bezahlen und sich die Freiheit zu erkaufen. Sehr viele Tätigkeiten in Handel und Industrie wurden von Sklaven mit Peculium ausgeführt. Sie waren zwar rechtlich unfrei, doch glichen sie in ihren Geschäften und Tätigkeiten selbständigen Handwerkern, Maklern und Händlern. Aus ihren Reihen stammten viele Freigelassene. Deren Söhne blieben Sklaven, wenn sie vor der Freilassung geboren worden waren, sonst wurden sie ebenfalls frei. Die Väter setzten große Hoffnungen in sie, sie waren besonders ehrgeizig. Freigelassene spielten eine bedeutende Rolle in der römischen Wirtschaft und wurden manchmal selbst sehr reich.

Schließlich gab es in der Kaiserzeit einige wenige Sklaven, deren tat-

sächliche Situation mit ihrem rechtlichen Status überhaupt nichts mehr zu tun hatte. Sie lebten als Diener in den Zimmern und Vorzimmern der Kaiser, und diese, in einem Klima des Mißtrauens, machten sie manchmal zu ihren Vertrauten und Ratgebern. So kam es, daß sie reich wurden, obwohl sie an sich nichts besitzen durften, und gewaltigen Einfluß gewannen, obwohl sie an sich rechtlos waren. Bewerber für die höchsten öffentlichen Ämter schmeichelten ihnen und suchten ihre Gunst, und Sklaven, die von Rechts wegen nichts waren, entschieden über ihre Karrieren.

Zwischen diesen mächtigen Sklaven und den Unfreien, die in Ketten auf den großen Landgütern arbeiteten, gab es kaum eine Gemeinsamkeit. Diese totale Ungleichheit darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Masse der Sklaven in Elend und ständiger Angst vor Strafen lebte.

Die Strafen waren nach der Schwere der Vergehen geordnet. Die Furca war ein gabelförmiges Joch über Nacken und Rücken. Die Hände des Delinquenten waren an die beiden Enden des Holzes gebunden. Auspeitschungen wurden mit verschiedenen Instrumenten vorgenommen: Rute, Lederpeitsche, Geißel, Knüppel und Treibstachel. In schweren Fällen band man den Sklaven zur Züchtigung an einen Pfahl. Um Sklaven an der Flucht zu hindern oder sie dafür zu strafen, legte man sie in Ketten. Sklaven wurden zur Zwangsarbeit auf dem Land, in der Mühle, oder im Steinbruch oder zum Kampf in der Arena verurteilt. Der Strafvollzug wurde manchmal eigens dafür vorgesehenen Sklaven übertragen.

Manche Strafen galten der bloßen Vernichtung des Opfers und der Befriedigung des Täters. Wo es Sklaverei gab, gab es auch immer Herren, die sich in Folterknechte verwandelten. Sklaven wurden die Zähne ausgeschlagen, die Augen ausgestoßen, die Knöchel gebrochen, die Hände abgehackt, sie wurden mit glühenden Eisen verbrannt oder in das Feuer geworfen. Die häufigste Todesstrafe war die Kreuzigung. Sie war die typische Sklavenstrafe. Der Delinquent wurde mit Peitschenhieben vor die Stadt geführt, er trug dabei um den Hals ein schweres Marterholz. An den ausgestreckten Armen wurde er an den Querbalken des Kreuzes angenagelt und, wenn es aufgerichtet war, mit den Füßen an den Kreuzesschaft.

Apuleius schildert, wie ein Herr seinen Sklaven umbringen ließ, der wegen einer Freien seiner Sklavenfrau untreu geworden war, woraufhin diese mit ihrem Kind Selbstmord beging.

Ihr Tod verdroß ihren Herrn aufs äußerste. Drum ließ er den Sklaven greifen, der seiner Frau den Anlaß zu einer solchen Untat gegeben hatte, und nackt und ganz mit Honig beschmiert fest an einen

Feigenbaum binden, in dessen morschem Stamm es von darin wohnenden Ameisen wimmelte, die in vielfachem Schwärz hin und her liefen. Sobald sie den süßen Honiggeruch des Körpers merkten, drangen sie mit ihren kleinen, aber zahlreichen und beharrlichen Bissen tief hinein. Mittels einer so langandauernden Marter zernagten sie das Fleisch und selbst die Eingeweide, verzehrten den Menschen und legten das Gerippe so völlig bloß, daß nur noch die fleischlosen Knochen, in blendender Weiß schimmernd, an dem Unheilsbaum hingen.

Apuleius 8. Buch, S. 22

Seneca erzählt:

Augustus war bei Vedius Pollio zu Tische. Von dessen Sklaven hatte einer ein Kristallgefäß zerbrochen. Vedius gab den Befehl, ihn sofort umbringen zu lassen, aber er solle eines nicht gewöhnlichen Todes sterben: Man solle ihn den Muränen vorwerfen, deren er sehr große in seinem Fischteiche hielt.

Seneca, de clem. I, 18, de ira 3,40, nach Bornemann, S. 453

Häufig sind Berichte von Römerinnen, die ihre Dienerinnen quälten.

Ich haß' die Hexe, die die Mädchen plagt,  
Mit Nadeln kratzt und sie mit Nägeln zwickt.  
So daß die Magd in Blut und Tränen klagt  
Und der im Herzen flucht, die ihre Hand geschmückt.

Ovid, ars amandi III. 257ff, nach Bornemann, S. 454

Schließlich ein Beispiel aus Juvenals «Zwiegespräch zwischen zwei Gatten», zuerst spricht die Frau:

«Hefte den Sklaven ans Kreuz!» - «Was verbrach der Sklave des Todes  
Würdiges? Wer ist Zeuge dafür? Wer klagte denn? Hör' ihn!  
Gilt's bei Menschen den Tod, dann währt kein Zaudern zu lange.»—  
«Alberner, also der Sklav' ist ein Mensch? Nichts hab' er getan?  
Dann  
Sei's mein Befehl! Statt eines Grundes gelte mein Wille!»

Bornemann, S. 454

## 2. Die Herrenmoral

Die Römer der herrschenden Klasse entsprachen in ihrem Denken ziemlich genau dem, was Nietzsche Herrenmoral nannte:

Es gibt *Herren-Moral* und *Sklaven-Moral*. [ . . . ] Die moralischen Wertunterscheidungen sind entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewußt wurde, - oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades.

Nietzsche, 260, S. 201

Die Moral der Herren kannte Verpflichtungen nur gegenüber ihresgleichen, während sie gegen die andern tun und lassen konnten, was sie wollten. Sie fanden sich selbst gut und vortrefflich und die Sklaven und Knechte schlecht und minderwertig. Diese erfanden, nach Nietzsche, hiergegen das Ressentiment, das Moralisieren, das das Tun der Herren als böse beurteilt, eben die Sklavenmoral.

Der ältere Cato war zweifellos ein Herr. Er galt als sittenstrenger Mann, und es ist anzunehmen, daß seine Meinungen über die Sklaven von den Römern seiner Herkunft und Klasse geteilt wurde, ja, daß sie für beispielhaft galten.

Die Sklaven sollen es nicht schlecht haben, nicht frieren, nicht hunghern: mit Arbeit soll er (der *vilius*) sie wohl in Bewegung halten, so wird er sie leichter von Bösem und Fremdem (*malo et alieno*) abhalten. Wenn es dem Inspektor ernst damit ist, daß die Sklaven keinen Unfug treiben, so werden sie keinen treiben: wenn er es zugelassen hat, lasse der Herr es nicht ungestraft. Wer sich auszeichnet, den soll er belohnen, damit die andern Lust zu guter Aufführung bekommen.

Cato, de agre 5,2, nach Spranger, S. 58

Plutarch schreibt, daß Cato sich nicht scheute, gemeinsam mit seinen Sklaven Hand anzulegen, sich mit ihnen hinzusetzen und mit ihnen zu essen und zu trinken. Das wird aber nicht sehr häufig gewesen sein. Cato bestrafte ungeschicktes Servieren und schlechte Küche bei Einladungen mit Auspeitschen der schuldigen Sklaven.

Catos Frau nahm oft auch die Kinder ihrer Sklaven an die Brust. Das war nicht ganz selbstlos, denn sie glaubte, «ihnen durch die Milchbruderschaft Liebe zu ihrem Sohn einzuflößen.»

Die Sklaven sollten hart arbeiten oder schlafen:

Cato war sehr zufrieden, wenn sie schliefen, weil er glaubte, daß sie gutmütiger wären als diejenigen, die wach blieben, und daß die Ausgeschlafenen besser zu allerlei Arbeit zu brauchen seien als die der Ruhe Bedürftigen. [...]

Cato sorgte sich allerdings nicht bloß um den Schlaf seiner Sklaven, sondern auch um ihren Beischlaf. Er machte daraus ein Geschäft, indem er die Sklaven die Mägde gegen ein ihm zu entrichtendes Entgeld beschlafen ließ. Er war gewissermaßen der Zuhälter seiner Sklavinnen.

Da er glaubte, daß die Sklaven um des Liebesgenusses willen zu den größten Dummheiten fähig wären, verordnete er, daß sie für ein bestimmtes Geld mit den Mägden Umgang haben dürften, aber mit keiner anderen Frau. [...]

Das richtige Geschäft machte er später. Kinder, die aus den Verbindungen hervorgingen, wurden sein Eigentum und vermehrten es später. Die Erzeugung unfreier Nachkommenschaft lag zweifellos im Interesse aller Herren.

Es lag auch in ihrem Interesse, daß die Sklaven nicht zusammenhielten:

Auch suchte er es einzurichten, daß die Sklaven immer Zank und Streit miteinander hatten, weil er ihre Eintracht beargwöhnte und fürchtete.

Plutarch, Band I, Marcus Cato 21, S. 347f

Ein kranker oder alter Sklave war nicht arbeitsfähig, und man handelte nach dem Grundsatz: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Der Herr hatte sich nicht um die kranken und alten Sklaven zu kümmern, sondern um den bestmöglichen Verkauf von

alten Ochsen, entwöhntem Großvieh, entwöhnten Schafen, Wolle, Fellen, altem Fahrzeug, altem Eisenzeug, altgewordenen Sklaven, kränklichen Sklaven und was es sonst Überflüssiges gibt.

Cato, de agre 2,7, nach Spranger, S. 59

Plutarch war hierüber so entsetzt, daß er schrieb:

Ich möchte nicht einmal einen Zugochsen seines Alters wegen verkaufen, viel weniger einen alt gewordenen Menschen aus seiner langjährigen Umgebung und seiner gewohnten Lebensweise wie

aus seinem Vaterlande verstoßen um ein paar Groschen, zumal er doch auch für die Käufer ebenso unnütz werden muß wie für die Verkäufer.

Plutarch, Band I, Marcus Cato 5, S. 327f

Er wäre auch mit dem großen Cicero nicht zufrieden gewesen. Im 6. Buch seiner Schrift über die Pflichten stellt sich dieser die knifflige Frage, was ein ehrenwerter Mann tun sollte, der in der Zeit großer Teuerung seine Sklaven nicht ernähren kann. Er probierte das Für und das Wider aus und entscheidet schließlich, daß es nötig ist, seine Pflicht mehr gemäß dem Interesse zu regeln als der Menschlichkeit.

Ein Schiff ist in Seenot. Man muß einen Teil der Fracht opfern. Soll man ein teures Pferd oder einen Sklaven von geringem Wert ins Meer werfen? Man sollte sich für das Pferd und gegen den Sklaven entscheiden.

Die Herrenmoral war nicht nur Unmoral gegenüber den Sklaven, sondern auch gegenüber den Frauen. Der Ehemann konnte in Rom die Ehe brechen soviel er wollte, ohne daß ihm etwas geschah. Der Ehebruch der Frau dagegen war Staatssache und anzeigenpflichtiges Delikt. Der Ehemann konnte sie aus dem Hause jagen oder sogar töten, und der Mann, mit dem sie die Ehe brach, konnte wie ein Dieb behandelt werden.

Wie sehr Herrenmoral doppelte Moral ist, zeigt sich auch im Verhältnis von freien Männern und Frauen zu Sklaven und Sklavinnen. Die Prostitution war auf Sklaverei aufgebaut. Der Hausherr konnte seine Sklavin jederzeit auf den Strich schicken oder in ein Bordell oder auf dem Markt als Hure verkaufen. Er konnte ihr Zuhälter sein, sie selbst benutzen oder seinen Freunden zur Verfügung stellen. Der freie Römer konnte sich jederzeit und ohne daß er mit Widerstand rechnen mußte, an seinen Sklavinnen befriedigen, während die Liebschaft mit einer Freien nicht ungefährlich war. Im umgekehrten Fall, wenn eine römische Bürgerin mit einem Unfreien verkehrte, wurde sie versklavt oder sogar getötet.

Der Herr über Sklaven war auch Herr über Leben und Tod. Er konnte, um seine Lust zu befriedigen, die Sklavin zur Sache degradieren, zum Sexualobjekt. Wenn er wollte, konnte er den Sklaven in die Arena verkaufen. Damit verurteilte er ihn in der Regel zum Tode, er degradierte ihn zum leblosen Objekt. Ganz zweifellos boten auch die Spiele einen Lustgewinn. Das Recht des Sklavenhalters, seinen Sklaven für die Spiele anzubieten, wurde erst im 2. Jahrhundert eingeschränkt. Hadrian verlangte, daß Sklaven nur in die Gladiatorenenschule geschickt werden durften, wenn der Herr zuvor einem Beamten eine entsprechende Erklärung abgegeben hatte.

Das Schaugeschäft beruhte wie die Prostitution weitgehend auf der Sklaverei. Seine scheußlichste Seite waren die verschiedenen Arten von Spielen, bei denen Menschen umgebracht wurden und unter diesen Spielen war das schlimmste vielleicht der Gladiatorenkampf, bei dem man Menschen zwang, sich gegenseitig umzubringen.

Die Einrichtung der Spiele in Rom ist fast so unbegreiflich wie die Vernichtungslager der Nationalsozialisten in Deutschland. Während diese die Vernichtung von Menschen verbargen, vielleicht aus einem letzten Anflug von Scham oder weil sie die Öffentlichkeit fürchteten, wurde sie in Rom öffentlich zur Schau gestellt. Man vernichtete nicht bloß Menschen, sondern zog Lust daraus und nahm daran kaum Anstoß. Die reichen Römer unterschieden sich hierbei nicht von den armen und wenn ihnen die Pausen zwischen den Tagen, an denen Spiele stattfanden, zu lang wurden, ließen sie Gladiatoren in ihren Privathäusern miteinander kämpfen.

Die Spiele in der Arena wurden von fast allen Römern, auch den Gebildeten, gebilligt. Eine Ausnahme machte Seneca. Er schrieb:

Der Mensch, dem Menschen einst heilig, wird jetzt zum Scherz und im Spiel ermordet. Einst galt es als Verbrechen, ihn zu lehren, wie man Wunden beibringt oder empfängt, jetzt muß er sich nackt und waffenlos produzieren, und der Tod eines Menschen durch Menschenhand ist den Leuten ein willkommenes Schauspiel.

Seneca 95,33

Eines Tages geriet er in eine Mittagsvorstellung:

Ich erwartete harmlose Spiele, allerlei Scherze, kurz, eine Erheiterung, die die Menschen nach dem Anblick von Menschenblut wieder beruhigt - das Gegenteil trat ein. Alle vorigen Kämpfe waren dagegen sanfte Barmherzigkeit: kein bißchen Scherz, der reine Menschenmord! Nichts, womit sich die Kämpfer schützen können. Jedem Hieb am ganzen Körper ausgesetzt, führen sie selbst keinen vergeblich. Das liebt die Masse mehr als die paarweisen, kunstgerechten, sonst immer verlangten Gladiatoren-Kämpfe. Warum auch nicht? Kein Helm, kein Schild fängt den Schwertstreich auf. Wozu noch Schutz? Wozu Fechtkunst? All das verzögert ja nur den Tod. Morgens wirft man den Löwen und Bären Menschen vor, mittags den Zuschauern. Die Mörder wünscht man weiteren Mörtern vorgeworfen zu sehen, den Sieger spart man auf für neues Gemetz: das Ende der Kämpfer ist immer der Tod. Feuer und Schwert regieren. So geht's dort zu, bis die Arena <leer> ist.

Seneca 7,3-6

Bei Theateraufführungen kam es vor, daß man an bestimmten Stellen den Schauspieler durch einen Sklaven ersetzte. Damit ersetzte man die Illusion durch die Wirklichkeit. Der Sklave wurde verkrüppelt oder getötet, je nachdem, wie es die Szene verlangte. So weit ging der Realitäts-sinn der Römer.

Der Familievater hatte eine absolute Befehlsgewalt über die Kinder und sie wurden in der Regel äußerst roh erzogen. Es mag sein, daß die Aggression der Väter die Ursache für den Sadismus war, der sich später an den Kindern zeigte. Als Erwachsene befreiten sie sich von ihren Ängsten, indem sie anderen zufügten, was sie für sich selbst fürchteten. Sklaven waren hierfür die schutzlosen Objekte.

Die Verachtung und Geringschätzung der Sklaven trat auch in der Sklavengesetzgebung hervor, die bis in die Neuzeit das Vorbild blieb. Der Sklave besaß keinerlei gesetzlichen Rechte. Er wurde nicht als Person angesehen, da er aber offenbar ein Mensch war, erfand man eine Kompromißlösung. Er war «Mensch ohne Person». Er gehörte also zur Gattung, besaß aber keine Individualität. Daher war es konsequent, daß er im Sachenrecht, nicht im Personenrecht abgehandelt wurde.

Der Sklave durfte nichts erben oder vererben. Er konnte keine rechts-gültige Ehe eingehen und seine Kinder galten daher als unehelich. Kinder einer Sklavin und eines Freien wurden Sklaven.

Der Herr konnte seinen Sklaven verführen, einsperren, quälen, zum Kampf in der Arena verurteilen oder umbringen. Nur die öffentliche Meinung schützte zuweilen den Sklaven, doch war es kein starker Schutz, da sie von Sklavenhaltern gebildet wurde.

Das Gesetz verlangte sogar, daß, wenn ein Sklave seinen Herrn ermordete, alle Sklaven des Ermordeten hingerichtet wurden.

So geschah es im Jahre 61. Der Stadtpräfekt Pedanius Secundus war von einem Sklaven umgebracht worden, und gegen den Protest einer Senatsminderheit und einer wütenden Volksmenge, die sich auf der Straße versammelt hatte, bestand der Senat auf der Ausführung des Gesetzes. Davon waren die 400 Sklaven des Stadtpräfekten betroffen. Offenbar glaubte man, die Sicherheit der Sklavenhalter könne nur durch äußerste Strenge gewährleistet werden.

Sklaven, die geflohen und wieder eingefangen waren, wurden gebrandmarkt. Augustus, der Friedenskaiser, gab damit an, daß er 3000 entflohenen Sklaven habe einfangen und alle, die von ihrem Herrn nicht zurückgefordert wurden, ans Kreuz habe schlagen lassen.

Im Kaiserreich verbesserte sich allmählich die Lage der Sklaven, weil ihre Zufuhr geringer wurde und sie deshalb im Wert stiegen. Claudius verbot, einen arbeitsunfähigen Sklaven als unnötigen Esser zu töten. Ein kranker Sklave mußte gepflegt werden oder er wurde frei, wenn er gesundete. Nero verbot, Sklaven ohne gerichtliche Entscheidung der

Arena zu überlassen. Mißhandelte Sklaven durften an einer Säule, die ihm gewidmet war, Schutz suchen und mußten von einem Richter gehört werden. Allmählich öffneten sich die Gerichte auch für die Sklaven. Domitian verbot es den Sklavenhaltern, ihre Sklaven zu verstümmeln und Hadrian untersagte es ihnen, sie ohne Richterspruch umzu bringen.

### 3. Die Sklavenmoral

Das Verhalten, das die Herren von ihren Sklaven erwarteten, entsprach nur selten deren wirklichem Tun. Die Tugenden, die sie ihren Sklaven wünschten, hätten diese endgültig zu Sklaven gemacht. Sie hätten ihr Sklavendasein bejaht. Für den Sklavenhalter war ein anständiger Sklave der, der sich damit abgefunden hatte, ein Sklave zu sein und es sogar billigte. Er war ein guter Sklave. Ein Sklave, der sich gegen sein Sklavendasein auflehnte, war ein böser. Er entsprach nicht der Ideologie des Sklaven von Natur aus.

Wie die Herren sich ihre Sklaven wünschten, können wir bei dem Komödiendichter Plautus (um 250 - 184) nachlesen. Die Häufigkeit der Belehrungen, die an Sklaven ergehen, zeigt, daß diese sie nötig gehabt haben.

Ein als Gefangenenaufseher eingesetzter Sklave spricht:

Da nun einmal die Götter es gewollt, daß ihr  
Dies Mißgeschick erdulden sollt, so müßt ihr es  
Mit Gleichmut tragen. Tut ihr das, wird jede Not  
Euch leichter werden. Zu Hause, glaub ich, wart ihr frei;  
Nun aber ihr in Sklaverei geraten seid,  
Ist's wohl getan, euch drein zu schicken und  
Sie durch eure Sinnesart wenigstens zu mildern.  
Was der Herr tut, muß für gut euch gelten, war's auch schlecht.

...  
Wenn man im Mißgeschick den guten Mut bewahrt, das hilft.  
Plautus, Band I, Captivi II, I, S. 213

Ein braver Sklave meint:

Wie ich's zu machen pflege, macht's ein braver Knecht,  
Rasch tu ich und mit Freuden, was der Herr befiehlt;  
Denn wer dienen will zu des Herrn Zufriedenheit,  
Der muß den Herrn zuerst bedenken, sich zuletzt,

Und schläft er, denk er selbst im Schlaf, er sei ein Knecht.  
Des Herrn Befehl studier er so gewissenhaft,  
Daß, was er will, er schon ihm an der Stirn ansieht,  
Und seinen Auftrag zu vollstrecken eile er  
Noch schneller als ein schnelles Viergespann.  
Wer so besorgt ist, den trifft nicht die Züchtigung  
Der Ochsenlederpeitsche, niemals putzt er auch  
Den Rost durch eigene Mühe von den Fesseln ab. -

Plautus, Band I, Aulularia IV, 1, S. 136

Auch die braven Sklaven des Plautus streben nach Freiheit, aber nur auf legalem Weg, durch Freilassung oder Freikauf.

Häufig sind auch Szenen, in denen Sklaven miteinander streiten. Auch das war zweifellos ein Wunschbild der Sklavenhalter, welche sich sicherer fühlen konnten, wenn die Sklaven untereinander uneins waren. Streit gab es zwischen Sklaven, deren Herren verfeindet waren oder verschiedenen Ständen angehörten. Er kam auch aus der Ungleichheit der Sklaven selbst. Es gab die Unterschiede zwischen Aufseher und einfacherem Sklaven, zwischen Haus- und Feld- sowie zwischen Stadt- und Landsklaven.

Bei Plautus erbost sich ein Landsklave über einen Stadtsklaven:

... Wie? Du Stadthanswurst, du Zeitvertreib  
des Pöbels, wirfst das Land mir vor? Ich glaube gar  
du weißt, daß man dich nächstens in die Mühle schickt,  
daß du auf unserem Landgut die geschlossene  
Gesellschaft als ein neues Mitglied mehren wirst. [...]

Als sein Zorn verraucht ist, stellt er resigniert fest:

... Was willst du denn?  
Nicht jeder kann nach fremden Salben riechen ...  
... Behalte deine *Vögel*, Fische  
und Turteltauben nur für dich und lasse mir  
mein standesgemäßes Lauchgericht. Du lebst im Glück,  
im Elend ich; das ist nun unser Los einmal.

Plautus, Band I, Mostellaria I, 1, S. 591 f

Die Geschichte zeigt deutlich, daß die Sklaven keineswegs dem Wunschbild ihrer Herren entsprachen. In den beiden letzten Jahrhunderten v. u. Z. brachen im Römischen Reich die größten Sklavenaufstände der Antike aus. Viele Sklaven waren ehemals frei gewesen, sie waren in Massen aus ihren Heimatländern verschleppt worden und fanden sich in

der Gefangenschaft wieder. Sie wurden grausam behandelt und wollten in die Heimat zurückkehren und die Freiheit wiedergewinnen.

Sizilien war eines der Gebiete, die am meisten durch die Entwicklung der Latifundienwirtschaft verändert worden waren. Das kleine Besitztum war nicht ganz verschwunden, aber die Latifundien herrschten vor. Auf manchen arbeiteten wahre Sklavenheere.

Ein mittlerer Besitzer, Damophilos, ein Sizilianer griechischer Abstammung, soll nach Diodor 400 Sklaven besessen haben. Nicht alle waren kaserniert und gefesselt. Die Hirten lebten naturgemäß freier, wenn auch äußerst kümmerlich. Als die Hirtenknechte des Damophilos ihn um Kleider batzen, soll er gesagt haben: «Wie? Sind denn die Leute, die zu Fuß durch das Land ziehen, etwa auch nackt? Können sie euch nicht sofort mit Kleidern versorgen, die ihr nötig habt?» Zur Bekräftigung seiner Mahnung oder weil sie so dumm gewesen waren, erst zu fragen, ließ er sie anbinden und auspeitschen.

Der erste große Aufstand fand 134 v. u. Z. statt. Eunus, sein Anführer, war ein Sklave des Damophilos. Damophilos und seine Frau wurden getötet, der Aufstand breitete sich schnell über die ganze Insel aus, die Städte Morguntia und Taormina fielen in die Hände der Rebellen und Eunus ließ sich zum König Antiochus ausrufen, eine Namenswahl, die auf eine Herkunft aus Kleinasien hinweist. Die römischen Behörden waren zunächst machtlos. Sie mußten drei Expeditionen schicken. Die Sklaven kämpften mit großem Mut, denn sie hatten nichts zu verlieren. Sie wußten, daß sie bei einer Niederlage ans Kreuz geschlagen würden. Erst nach zweijährigem Krieg gelang es einem Konsularheer unter Rupilius den Aufstand zu unterdrücken. Unter den Sklaven fand ein furchtbare Strafgericht statt.

104 wurde die Erhebung wiedergeboren, auf Sizilien brach abermals ein großer Aufstand aus. Einer Reihe freier Landarbeiter, die jedoch verarmt waren, drohte vom Grundbesitz die Versklavung. Sie wandten sich an die Behörden, doch da diese unter dem Einfluß der Großgrundbesitzer standen, bekamen sie keine Hilfe. Die Landarbeiter wurden für vogelfrei erklärt, doch gelang es ihnen, sich zu bewaffnen. Sie bekamen Zulauf von Sklaven, und ein Heer bildete sich, an dessen Spitze der Sklave Salvius stand. Er ließ sich zum König Tryphon ausrufen. Die Führung ging dann an den Anführer eines anderen Sklavenheeres über, den Sklaven Athenion, fünf Jahre lang dauerte der Krieg auf der Insel Rom mußte Heere mit drei Generälen ausschicken, bevor die Unterwerfung der Sklaven gelang. Sizilien wurde vom Hunger heimgesucht, da die Felder nicht bestellt wurden.

Zur selben Zeit brachen Revolten in anderen Teilen des Reiches aus. offenbar veranlaßt durch Nachrichten der aufständischen Sklaven und Gerüchte über ihre Erhebung. Die Erhebungen auf Attika und auf De-

los wurden bereits erwähnt. In Südalien stellte sich sogar ein römischer Ritter an die Spitze eines Sklavenheeres und führte es so geschickt, daß Rom eine Legion ausschicken mußte, um den Angriff niederzuschlagen.

Alle Erhebungen werden überstrahlt vom Aufstand des Spartakus. Er wurde einer der wenigen Verlierer, die in die Nachwelt eingingen, was gewöhnlich den Siegern vorbehalten bleibt.

Spartakus stammte aus Thrakien, einem Land, das noch von Rom unabhängig war, aber bereits von römischen Raubzügen heimgesucht wurde. Er wurde römischer Legionär, desertierte und lebte von Raub. Er wurde gefaßt, in die Sklaverei verkauft und gelangte so in die berühmte Gladiatorenenschule von Capua. Er sollte bald die größte Sensation des gesamten Gladiatorenwesens werden. Mit 71 Gefährten überwältigte er die Aufseher. Die Gladiatoren benutzten dabei Küchenmesser, denn sie durften keine Waffen tragen, da man fürchtete, sie könnten sie gegen ihre Herren oder sich selbst anwenden. Auf der Flucht gelang es ihnen, einen Trupp von Verfolgern zu entwaffnen. Sie zogen sich in den Krater des Vesuvs zurück, der damals für erloschen galt. Claudius war der römische Kommandeur, der mit seiner Truppe gegen sie anrückte. Bei Plutarch heißt es:

Der Berg hatte nur einen schwierigen und schmalen Abstieg, welchen Claudius besetzt hielt, auf allen anderen Seiten steile Felsabstürze, war aber oben von vielen wilden Weinstöcken bewachsen. Sie schnitten die brauchbaren Weinranken ab und flochten daraus haltbare Leitern, so lang, daß sie, oben an der Spitze des Felsens befestigt, bis zum Boden hinabreichten. Auf diesen Leitern stiegen sie sicher hinab bis auf einen. Dieser blieb der Waffen wegen oben, ließ sie, als alle hinuntergestiegen waren, ebenfalls hinab und brachte sich schließlich auch selbst in Sicherheit. Die Römer bemerkten nichts davon. Daher umgingen die Sklaven sie und erschreckten sie durch ihren plötzlichen Angriff, schlugen sie in die Flucht und eroberten ihr Lager. Jetzt liefen ihnen viele Rinder- und Schafhirten der Gegend zu, handfeste, schnellfüßige Leute, die sie teils mit schweren Waffen versahen, teils als Vorposten und leichte Truppen verwendeten.

Plutarch Band II, Crassus, 9, S. 253

Die römischen Heere erlitten ein paar beschämende Niederlagen. Ihre Feldherren waren häufig nicht militärische Fachleute, sondern Politiker. Das Sklavenheer konnte ungehemmt umherziehen, und es gelang Spartakus nicht immer, seine Leute zu zügeln. Er wollte mit ihnen nach Norden ziehen und die Alpen überqueren, damit sie in ihre Heimatländer zurückkehren konnten. Offenbar glaubte er nicht, Rom besiegen zu

können. Sein Mitbefehlshaber Crixus, der mit ihm aus der Gladiatoren-schule ausgebrochen war, war vielleicht anderer Meinung. Er trennte sich von Spartakus und nahm die Gallier und Germanen mit sich. Das Sklavenheer des Spartakus rekrutierte sich aber sehr schnell wieder aus Sklaven, die entflohen waren oder auf den Gütern befreit wurden.

Endlich erkannte man in Rom die Gefahr und schickte vier Legionen unter zwei Kommandos gegen die Aufständischen. Das Heer von Crixus wurde geschlagen und er selbst getötet. Spartakus gelang es jedoch, beide Heere nacheinander anzugreifen und zu besiegen. Er zwang 300 seiner Gefangenen, als Gladiatoren gegeneinander zu fechten, um die römische Sitte des Gladiatorenkampfes zu verhöhnen.

Das Sklavenheer wandte sich nach Norden und die Aussichten, über die Alpen zu entkommen, waren, nachdem die Truppen des Statthalters von Norditalien geschlagen worden waren, sehr groß. Aus unbekannten Gründen änderten Spartakus und seine Leute wieder die Marschrichtung, sie zogen wieder nach Süden und wurden schließlich an der südlichsten Spitze des Festlandes von einem großen römischen Heer unter Crassus gestellt. Noch einmal gelang es ihnen, die römischen Linien zu durchbrechen und ins Freie zu kommen. Aber das Heer wurde abermals geschwächt, als sich zwei gallische Offiziere mit ihren Abteilungen selbständig machten. Nach verzweifelter Gegenwehr unterlagen die Sklaven der gewaltigen römischen Übermacht. Die Sieger nahmen furchtbar Rache. 6000 Gefangene wurden entlang der via appia gekreuzigt, von Rom bis nach Capua, wo der Aufstand begonnen hatte.

Spartakus blieb unvergessen. Es war ihm gelungen, die Ärmsten und Unfreihesten zu einem siegreichen Heer zu vereinen und zwei Jahre zusammenzuhalten. Sie schlugen neunmal römische Truppen und erschütterten die römische Gesellschaft. Zehn Legionen waren nötig, um sie zu besiegen.

Über die Gedanken der aufständischen Sklaven wissen wir sehr wenig. Die römischen Historiker, Vertreter der herrschenden Klasse, waren nicht daran interessiert, sie aufzuschreiben. Man kennt jedoch uto-pistische Vorstellungen, die unter den Armen und Unfreien verbreitet waren, und von der Obrigkeit unterdrückt wurden. Eine handelte von den Sonneninseln. Sie ist auch in einem Romanfragment des Jambulos enthalten. Die Vorstellung von paradiesähnlichen Orten ist alt. Hesiod (7. Jhd. v. u. Z.) und Homer (8. Jhd. v. u. Z.) erwähnen bereits die Inseln der Seeligen, die Sitz unsterblicher Helden sind. Bei Pindar (522 od. 518-46) und Plato ist ein Bedeutungswandel eingetreten. Sie werden nicht mehr von Unsterblichen bewohnt, sondern von Verstorbenen, die fromm und anständig gelebt haben. In den beiden Jahrhunderten v. u. Z., in denen die großen Sklavenaufstände stattfanden, sind aus den Inseln der Seeligen die Sonneninseln geworden. Nicht Unsterbliche

oder Verstorbene leben dort, sondern sterbliche Menschen. Die Vorstellung ist aus dem Jenseits in das Diesseits verpflanzt worden Sie führen ein Leben, das sich von dem bekannten grundsätzlich unterscheidet. Sie haben gemeinsames Eigentum, die Frauen sind gleichberechtigt es gibt keine Armut und keinen privaten Reichtum, keine Kriege und keine Sklaverei.



### 3. Kapitel: Sklaverei und Christentum

Im Alten Testament ist häufig von Sklaverei die Rede. Abraham besaß Sklaven und Josef wurde in die Sklaverei verkauft. Das israelitische Volk geriet in die Gefangenschaft der Ägypter und wurde von Moses mit Hilfe Gottes aus dem Exil geführt. Für die Ägypter war die Flucht kein nennenswertes Ereignis, und wahrscheinlich war es nicht das einzige Mal, daß ein kleiner Beduinenstamm ihrer Sklaverei entflohen. Für die Geschichte Israels war sie höchst bedeutsam und blieb unvergessen. Noch 3000 Jahre später erinnerten sich die schwarzen Sklaven in den Südstaaten der USA daran, wenn sie ihrer Sehnsucht nach Freiheit in Liedern Ausdruck gaben.

Die Israeliten hatten die Knechtschaft am eigenen Leibe erfahren. Sie gaben als Freie die Sklaverei nicht auf, machten jedoch einen großen Unterschied zwischen der Versklavung von Landsleuten und der von Fremden. Gott hatte mit ihnen einen Bund geschlossen, der sie aus allen Völkern heraushob. Vielleicht behandelten sie deshalb ihre eigenen Landsleute, wenn sie Sklaven waren, verhältnismäßig milde. Der versklavte Israelit mußte von ihnen nach sieben Jahren freigelassen werden, er diente als Knecht auf Zeit. Den Israeliten gelang also teilweise die Aufhebung der innerethnischen Sklaverei, die Plato zur gleichen Zeit erfolglos den Hellenen vorgeschlagen hatte.

Ein jüdischer Sklave, den man nach einiger Zeit freilassen mußte, war natürlich viel weniger wert als ein heidnischer. Wie man diesen behandeln sollte und zweifellos auch behandelt hat, lesen wir im Alten Testamente:

«Wie sich Futter und Stock und Last für den Esel gehören, so Brot und strenge Zucht und Arbeit für den Sklaven. Laß den Sklaven für dich arbeiten, so wirst du Ruhe finden; erlaube ihm lässige Hände, so wird er die Freiheit zu erlangen suchen. Wie Joch und Riemen den Nacken des Zugtiers beugen, so gehören sich für den bösartigen Sklaven Marter und Qualen. Laß ihn sich in die Arbeit stürzen, damit er nicht müßiggehe; denn der Müßiggang lehrt viel Schlechtigkeit. Zu arbeiten stelle ihn hin, wie es ihm zukommt, und wenn er nicht gehorcht, so lege ihm schwere Fußfesseln an.»

Altes Testament, Sirach 33,33-38

Diese wenigen Zeilen enthalten einen klaren und gleichsam zeitlosen Aufriß der Sklaverei. Der Sklave wird dem Tier gleichgesetzt. Seine Arbeit hat einen doppelten Zweck. Sie erlaubt dem Herrn, nicht arbeiten zu müssen und in Ruhe zu leben. Sie erlaubt dem Sklaven nicht, zur Besinnung zu kommen und unruhig zu werden, und so ist die Ruhe des Herrn geschützt. Der Sklave muß so hart arbeiten, daß er nicht auf Gedanken kommt. Die Arbeit muß seinen Geist, wenn nicht seinen Körper töten.

Von Jesus ist uns kein Wort über die Sklaverei überliefert. Dieses Schweigen hat viele Menschen irritiert, und es hat es den Christen sehr schwer gemacht herauszufinden, daß die Sklaverei nichts Menschliches ist. Aber es kann sein, daß man es ohne Christus noch weniger herausgefunden hätte. Obgleich Jesus nichts über die Sklaverei sagt, ist sie doch überall im Neuen Testament gegenwärtig. Wenn Jesus in den Gleichnisreden von Knechten spricht, sind Sklaven gemeint. Sie haben beispielsweise die Aufgabe, für den abwesenden Herrn das Gut zu verwahren. Er überrascht sie mit seiner plötzlichen Rückkehr und belohnt oder bestraft sie, je nachdem, was sie getan haben. Mit der Rückkehr des Herrn ist das hereinbrechende Gottesreich gemeint und das Jüngste Gericht.

Die ersten Christen lebten noch unter diesem Eindruck. Sie glaubten, die Welt würde noch zu ihren Lebzeiten mit der Wiederkunft von Jesus radikal verändert werden. Für uns ist es fast unmöglich geworden, diesen Gedanken nachzu vollziehen. Wir kommen ihm vielleicht am nächsten, wenn wir an einen Menschen denken, der in der ständigen Erwartung des Todes lebt. Für ihn ist die Welt nur ein Durchgang, in dem er nicht Fuß faßt und jedenfalls nicht zu Hause ist. Vielleicht ist es nicht unwichtig, was er tut, aber unwichtig, was ihm geschieht, da es ja doch bald ein Ende haben wird.

Paulus, der das Christentum in großen Teilen des Mittelmeeres verbreitete, lebte in der Erwartung des bald hereinbrechenden Gottesreiches. Da Jesus keinen Unterschied zwischen den Menschen gemacht hatte, konnte Paulus sagen:

So viele von euch auf Christus getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist weder Jude noch Grieche, hier ist kein Sklave noch Freier, hier ist kein Mann noch Frau; denn ihr seid alle einer in Christo Jesu.

Neues Testament, Galater 3,27f

Das war zweifellos ein revolutionärer Satz, in dem die nationalen, sozialen und geschlechtlichen Unterschiede aufgehoben waren, und es lag nahe, daß einige Sklaven, die Christen geworden waren und christliche Herren hatten, ihn wörtlich nahmen. Sie waren ihren Herren gleichge-

stellt, und es hätte keinen Unterschied zwischen Herren und Sklaven mehr geben dürfen. Sie erwarteten von ihren Herren, daß sie sie freiließen. Sie wollten also ein Stück Himmel auf Erden, doch Paulus meinte, die Sklaverei werde erst im Himmel aufgehoben. Auch seien sie durch die Taufe erlöst worden. Die Erlösung von der Sünde sei die wahre Befreiung, was brauchten sie da noch von ihrem Sklavendasein befreit zu werden.

Nur wie der Herr es einem jeden zugeteilt hat, wie einen jeden Gott berufen hat, so soll er leben. Jeder soll in dem Stand, darin er berufen wurde, bleiben. Bist du als Sklave berufen, so soll es dich nicht bekümmern. Sondern auch wenn du freiwerden kannst, so bleibe um so lieber dabei. Denn der im Herrn berufene Sklave ist Freigelassener des Herrn. Ebenso ist der berufene Freie Sklave Christi. Ihr seid bar gekauft worden, werdet nicht Sklaven von Menschen. Jeder, Brüder, soll vor Gott darin bleiben, worin er berufen wurde.

N. T., 1. Korinther 7,17-24

Von nun an entwickelte sich das christliche Denken über die Sklaverei mit einer so irrsinnigen Logik, daß man von einem unchristlichen Denken sprechen muß. Der Sklave ist von Gott in den Sklavenstand berufen worden, Gott hat ihm dieses Los zugeteilt. Daher soll er sich in sein Schicksal fügen, selbst wenn er frei sein könnte. Die Sklaverei erscheint hier zum ersten Mal als der Wille Gottes. Anstelle der Sklaverei von Natur aus tritt die von Gott aus. Die Sklaverei wird nicht ontologisch (Ontologie ist die Lehre von der Ordnung, den Begriffen und dem Wesen des Seienden), sondern theologisch gerechtfertigt. Aus der Freiheit vor Gott erwächst nicht der Anspruch auf Freiheit unter den Menschen. Die Weltordnung ist etwas anderes als die Heilsordnung, die Weltgeschichte etwas anderes als das Heilsgeschehen.

Der christliche Sklave ist erlöst worden, daher ein Freigelassener des Herrn. Der christliche Freie ist an Gott gebunden, daher sein Sklave. Der Ausdruck «Sklave des Herrn» ist ein Ehrenausdruck. Damit ist ein Mensch gemeint, der sich selbst ganz aufgegeben und Gott unterworfen hat. Freigelassener und Sklave des Herrn sind hier dasselbe, so daß der Freigelassene auch Sklave und der Sklave Freigelassener genannt werden könnte. Es sind also vor Gott die Unterschiede ganz aufgehoben, während sie auf der Erde fortbestehen sollen. «Bleiben» ist daher das Wort, das den ganzen Text durchzieht. Es soll nichts verändert werden, es sei denn durch die große, hereinbrechende Veränderung der Gottesankunft.

Paulus handelte auch entsprechend. Er hatte den Sklaven Onesimos,

der dem wohlhabenden Christen Philemon fortgelaufen war, zum Christen bekehrt. Obgleich er ihn gerne bei sich behalten hätte, schickte er ihn zu seinem Herrn mit der Bitte zurück, ihn nicht zu bestrafen. Paulus handelte also gemäß den römischen Sklavengesetzen und nicht anders wie es ein gebildeter, von den Stoikern beeinflußter Bürger Roms vielleicht auch getan hätte. Er erkannte das Sklavenverhältnis an und versuchte es zu humanisieren.

Wo Sklaverei als gottgewollte Ordnung verstanden wurde, lag es nahe, den Versuch, die Freiheit zu erringen, als Verstoß gegen die göttliche Ordnung anzusehen und schließlich die Versklavung von Menschen als ihren Vollzug. Nicht die Sklaverei erschien als Sünde, sondern das Begehr nach Freiheit. Es war sündige Begierde, für die jemand die Sklaverei verdiente. So wurde schließlich Sklaverei Strafe für Sünde.

Ignatius von Antiochien, der um das Jahr 110 in der Arena in Rom als Märtyrer umkam, meinte, die Sklaven sollten nicht versuchen, auf Gemeindekosten freizukommen, sie würden sonst für Sklaven der Begierde gehalten werden.

Paulus hatte noch in der Erwartung der Ankunft des Herrn gelebt. Er kam nicht, aber dafür die Kirche, und das war schlecht für die Sklaven. Viele Christen lebten nicht mehr in der Erwartung des ewigen Lebens, sondern so, als würden sie ewig leben. Sie richteten sich auf der Erde häuslich ein. Da sie sich in diesem Leben zu Hause fühlten, stellten sie Hausordnungen in Form von Haustafeln auf, die oft zugleich auch Ordnungen der jungen Gemeinden waren. Sie regelten neben dem Verhältnis von Mann und Frau auch das von Sklavenhaltern und Sklaven. Selbstverständlich wurden sie von den Herren aufgestellt und nicht von ihren Knechten, sonst wären sie anders ausgefallen.

Ihr Sklaven, gehorcht in allem euren leiblichen Herren, nicht in Augendienerei, um Menschen zu gefallen, sondern in Aufrichtigkeit des Herzens als solche, die den Herrn fürchten. Was immer ihr tut, schafft es von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen, da ihr weißt, daß ihr vom Herrn als Vergeltung das Erbe empfangen werdet. Ihr seid Sklaven des Herrn Christus. Wer Böses tut, wird den Lohn für das empfangen, was er getan hat; denn es gibt kein Ansehen der Person bei Gott. Ihr Herren, gewährt euren Sklaven, was recht und billig ist, und denkt daran, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habt.

N.T., Kolosser 3,22ff

Die bei Paulus angelegte Tendenz wird hier noch deutlicher. Der Sklave wird nicht mehr Freigelassener des Herrn genannt, sondern Sklave Christi. Er ist nicht mehr nur Sklave eines irdischen Herrn. Wer diesem

dient, dient zugleich Gott. Gefordert wird vor allem Gehorsam. Wer dem Sklavenhalter gehorcht, gehorcht Gott, Sklavendienst wird Gottesdienst, Furcht vor dem Herrn Gottesfurcht. Wer den Willen seines Herrn erfüllt, erfüllt Gottes Wille, wer gegen ihn ungehorsam ist, ist es gegen Gott. Der gehorsame Sklave wird seinen Lohn empfangen, der ungehorsame seine Strafe.

Die Ermahnung an den Sklavenhalter fällt sehr kurz aus. Er wird zu menschlichem Verhalten gegenüber dem Sklaven aufgefordert. Solche Anweisungen fallen schließlich ganz fort.

Alle, die unter dem Joch Sklaven sind, sollen ihre Herren aller wert halten, damit der Name Gottes und die Lehre nicht geschmäht wird. Die aber gläubige Herren haben, sollen diese nicht herabsetzen, weil sie Brüder sind, sondern sollen ihnen um so eifriger dienen, weil sie Gläubige und Geliebte sind, die das Wohltun üben.

N.T., 1.Timotheus 6,1-2

Hier wird zwischen dem heidnischen und dem christlichen Sklavenhalter unterschieden. Der Sklave wird zu Gehorsam angehalten, da er sonst Gott schmäht. Aufsässigkeit und Empörung gegen den Sklavenhalter wird zu einer Art Gotteslästerung. Es ist, als wollten sich die Christen Liebkind machen und der heidnischen Umwelt sagen, daß christliche Sklaven besonders gute Sklaven seien. Den christlichen Sklavenhaltern gegenüber wurden sie zu besonderem Gehorsam angehalten, als könnte es daran fehlen, da sie vor Gott alle gleichgestellt waren.

Der Gehorsam soll offenbar verinnerlicht, nicht bloß erzwungen werden. Es ist schwierig, die Leiber anzubinden, man muß auch die Seelen fesseln. Zunächst sagte man den Sklaven, daß sie, da sie erlöst worden seien, nicht befreit zu werden brauchten, denn die Erlösung sei die wahre Befreiung. Aber nun wird sie zur Fesselung. Der leibliche Herr kann nicht immer anwesend sein, aber der göttliche Herr ist allgegenwärtig und hat seine Augen überall. Er übernimmt die Rolle des Aufsehers bei den irdischen Sklavenhaltern.

Du aber sage, was sich nach der gesunden Lehre schickt . . . , daß die Sklaven ihren Herren Untertan sind in allen Stücken, gefällig, nicht widersprechen, nichts veruntreuen, sondern alle gute Treue erweisen, damit sie die Lehre Gottes, unseres Heilandes, schmücken.

N.T., Titus 2,1.9f

In einer anderen Haustafel außerhalb der neutestamentlichen Sammlung heißt es:

Du sollst deinem Sklaven oder deiner Sklavin, die auf den gleichen Gott hoffen, nichts in Bitterkeit befehlen, damit sie nicht die Furcht vor Gott verlieren, der über euch beiden ist; denn er beruft nicht nach dem Ansehen der Person, sondern wie der Geist die Menschen zubereitet hat. Ihr Sklaven aber seid eurem Herrn als einem Bilde Gottes Untertan in Scheu und Furcht.

Schulz, S. 212

Die Sklavenhalter werden sehr eindringlich ermahnt, denn bei unmenschlicher Behandlung könnten die Sklaven den Glauben verlieren, sie haben denselben Gott und sind vor diesem gleich. Es ist aber deutlich, daß nicht der Sklave ein Bild Gottes genannt wird, sondern der Herr. Hier schafft nicht Gott Menschen nach seinem Bild, sondern Menschen schaffen sich Gott nach ihrem Bild und da sie Sklavenhalter oder deren Freunde sind, erscheint ihnen auch Gott als Sklavenhalter. Natürlich tun sie ihm damit keine Ehre an. Aber nachdem Gott zum Sklavenhalter befördert wurde, erscheinen die kleinen Sklavenhalter auf der Erde als seine Abbilder. Die Sklaven sollen ihnen daher untertänig sein, und dieses Gebot ist eine besonders sublime Methode, sie untertänig zu machen. Die Religion wird frühzeitig Opium für das Sklavenvolk. Es herrscht eine heillose Logik, in der die Sklavenhaltergesellschaft theologisch sanktioniert wird, die zeitbedingte Gesellschaft als zeitlose Schöpfungsordnung verstanden wird. Die Sklavenbefreiung findet im Himmel statt und muß auf Erden erdient werden. Der himmlische Vater erscheint als Sklavenbefreier, als Herr der Erde ist er Beistand der Sklavenhalter.

Noch weiter geht der erste Petrusbrief:

Unterwerft euch jedem menschlichen Geschöpf um des Herrn willen ...! Ihr Sklaven, seid in aller Furcht euren Herren unterworfen, nicht allein den gütigen und milden, sondern auch den verdrehten. Denn das ist Gnade, wenn man um Gottes willen Schmerzen erträgt und ungerecht leidet. Denn was für ein Ruhm ist es, wenn ihr als Übeltäter unter Schlägen ausharrt? Aber wenn ihr als Wohltäter unter Leiden ausharrt, das ist Gnade bei Gott! Denn dazu seid ihr berufen worden, weil auch Christus für euch gelitten und euch ein Vorbild hinterlassen hat, damit ihr seinen Fußstapfen nachfolgt. «Er hat keine Sünde getan, noch ist Trug in seinem Munde gefunden worden.» Als er gescholten wurde, schalt er nicht wieder; als er litt, drohte er nicht; er übergab es vielmehr dem, der gerecht rich-

tet. Er hat unsere Sünden an seinem Leibe selber an das Holz hinaufgetragen, damit wir von den Sünden loskämen und der Gerechtigkeit lebten. «Durch seine Wunden seid ihr geheilt worden.» Denn ihr irret umher wie Schafe, aber ihr habt euch jetzt hingewandt zu dem Hirten und Hüter eurer Seelen.

N. T., 1.Petrus 2,13. 18-25

Es findet eine Arbeitsteilung statt. Der Sklavenhalter ist Abbild des Herrn und erscheint als Allmacht. Der Sklave hat Jesus zum Vorbild und hat sein Kreuz zu tragen. Jesus war gekreuzigt worden und das Kreuz war in Rom die übliche Todesstrafe für aufsässige Sklaven. Mit seinen Leiden gab Jesus den Sklaven ein Vorbild, dem sie nacheifern sollen. Die Berufung zum Sklaven ist eine besondere Berufung. Ihr Leidensweg ist ein Gnadenweg, und die Gnade ist um so größer, je größer das Leiden.

Bei solcher Gesinnung ist es verständlich, daß ein Sklave vor allem als Märtyrer seine Gleichberechtigung erringen und zu hohem Ansehen gelangen konnte. In einem Brief der christlichen Gemeinden von Lyon und Vienne nach Kleinasien wird das Martyrium der christlichen Sklavin Blandina im Jahre 177 geschildert:

«Während wir alle fürchteten und auch ihre irdische Herrin, die ebenfalls zu den kämpfenden Glaubenszeugen gehörte, in Sorge war, Blandina möchte wegen ihres zarten Körpers nicht die nötige Stärke aufbringen, ihren Glauben zu bekennen, wurde diese von solcher Kraft erfüllt, daß die, welche sie von morgens bis abends nacheinander auf alle mögliche Weise marterten, müde wurden. Sie erschafften und erklärten sich offen für besiegt, da ihre Mittel gegen sie aufgebraucht seien. Und sie wunderten sich, daß sie noch am Leben geblieben war, obwohl ihr ganzer Körper zerschunden und zerfleischt war. Sie bekannten, eine einzige Marter schon hätte sie um das Leben bringen können, geschweige denn so viele und so grausame Foltern. Doch die Heilige sammelte wie ein tüchtiger Kämpfer immer neue Kräfte aus ihrem Bekenntnis. Ihre Kraftigung, ihre Erholung und das schmerzstillende Mittel in ihrem Leid waren die Worte: «Ich bin eine Christin, und bei uns geschieht nichts Böses.»

Gülzow, 138

Nach erneuten Folterungen starb die Sklavin am letzten Tag der Spiele.

Als die Kirche unter Konstantin (306-307) einzige und rechtmäßige Staatsreligion im römischen Imperium geworden war, änderten die Christen nichts an der Sklaverei, obgleich sie jetzt die Macht besessen

hätten. Nicht die Sklaverei war Sünde, sondern sie wurde eine Einrichtung für Sünder. Chrysostomos (354-407) hielt sie für eine «Zuchtrute Gottes». Für Augustinus (354-430) war sie eine notwendige Folge der Erbsünde, aber eine gerechte Einrichtung, unvermeidlich und notwendig für die Aufrechterhaltung der Staatsordnung. Bei ihm taucht auch wieder das Argument auf, daß alle von Natur aus mit Vernunft schwächer begabten Wesen den höher begabten dienen müssen.

Christus hat nicht aus Sklaven freie Menschen gemacht, sondern aus schlechten Sklaven gute Sklaven. Wieviel schulden die Reichen Christus, da er ihnen das Reich in Ordnung hält! Gibt es darin einen ungetreuen Sklaven, so bekehrt ihn Christus und sagt ihm nicht: «Laß deinen Herrn gehen! Du kennst nun ja den, welcher der wahre Herr ist. Jener ist gottlos und ungerecht, du aber bist gläubig und gerecht; es ziemt sich nicht für den, der gerecht und gläubig ist, dem ungerechten und ungläubigen Herrn zu dienen.» So hat Christus nicht gesprochen, sondern er sagt: «Sklaven» - und um die Sklaven zu stärken, fügt er hinzu: «Sklaven nach meinem Vorbild! Ich habe schon vor euch den Ungerechten gedient.» Denn der Herr, der so großes Leid erduldete, von wem anders erduldete er es als von Sklaven, deren Herr er war! Und es waren böse Sklaven!

Augustinus, en. in ps. 124,7, nach Schulz S. 223

Obgleich nach diesem Wort der Herr zu den Sklaven sagt: «Sklave nach meinem Vorbild», werden diese so gering geschätzt, daß sie nicht mehr Priester werden können. Sie verlieren die religiöse Gleichberechtigung. 445 schreibt Papst Leo der Große:

Es werden bisweilen Personen zum Priesterstande . . . zugelassen, welche weder durch Geburt noch Sitten empfohlen sind, und selbst solche werden zur Priesterwürde . . . erhoben, welche die Freiheit von ihren Herren gar nicht erlangen konnten, als ob der gemeine Stand der Sklaven ein Recht auf diese Ehre hätte, indem man glaubt, es könne sich Gott empfehlen, wer sich noch nicht seinem Herrn hat empfehlen können. Dabei begeht man ein doppeltes Vergehen, besudelt einmal das heilige Mysterium durch die Gemeinheit einer solchen Verbindung und verletzt ferner die Rechte des Herrn mit der Frechheit einer unerlaubten Anmaßung. Von solchen Personen sollen also, geliebteste Brüder, alle Priester unserer Provinz absehen, und nicht nur von solchen, sondern es ist unser Wille, daß ihr euch von allen durch ein Verhältnis, das in ihrer Geburt oder sonst begründet ist, verpflichteten Leuten fernhalten.

es sei denn, daß die Forderung oder der Wille derer dazu käme, welche irgendeine Gewalt über jene für sich beanspruchen. Denn wer in den Heerdienst Gottes eintreten will, muß anderen gegenüber frei sein, damit er vom Felddienst des Herrn, auf weichen er verpflichtet ist, durch keinerlei ihn sonst bindende Fesseln abgezogen wird.

Schulz, S. 223f

Sklaven wurden nicht nur von den kirchlichen Ämtern ausgeschlossen, sie wurden wie Sachen behandelt und sanken zum Kirchengut herab. Äbten und Bischöfen wurde untersagt, Sklaven freizulassen, damit nicht das Kircheneigentum leichtsinnig verschleudert würde. Sklaverei wurde auch von der Kirche als Strafe verhängt. Christen wurden Sklaven, wenn sie Heiden Waffen verkauften, oder nur Frauen und Kinder von Geistlichen waren.

Allerdings hielt sich die Versklavung von Christen in Grenzen. Man hatte ein unendliches Reservoir möglicher Sklaven entdeckt, nämlich jene Menschen, die nicht Christen waren, die Heiden. Ohne es zu wissen und ohne dafür zu können, waren diese auf einmal Ungläubige geworden, aber die Christen rechneten es ihnen als Schuld an. Vielfach wurden aus einst Verfolgten Verfolger, aus den Ohnmächtigen waren Mächtige geworden.

Thomas von Aquin versichert, daß es im Urzustand keine Sklaverei gegeben habe, sie sei vielmehr Folge der Sünde. Diesen theologischen Gedanken verbindet er mit einem naturrechtlichen: Die Natur versuche, nur hochwertige Menschen hervorzu bringen, was ihr aber unglücklicherweise mißlinge. Diese Fehlleistungen der Natur seien geborene Sklaven.

Die geistig Überlegenen sind nämlich von Natur aus zum Gebieten berufen, die geistig Zurückgebliebenen aber - mit ihrem robusten Körper - scheinen von der Natur selbst zum Dienen bestimmt zu sein, wie Aristoteles in seiner Politik sagt und wie auch Salomon zugibt, wenn er spricht: Der Tor soll dienstbar sein dem Weisen. Thomas von Aquin, *Contra Gentiles*, Lib. III., c. 81, nach Höffner,

S. 78

Thomas war der Meinung, daß die geistige und sittliche Minderwertigkeit vor allem bei den Naturvölkern anzutreffen sei. Sie hätten keine Schrift und kein geschriebenes Recht, seien stumpfsinnig und lebten wie Tiere.

Es verbindet sich hier ein christlicher Gedanke mit einem abendländischen, den wir bereits bei den Griechen angetroffen haben. Nach deren Auffassung war der Barbar ein geborener Sklave. Es tritt nun der christ-

liehe Gedanke hinzu, daß er auch Sünder und Ungläubiger sei. Es gab daher einen doppelten Grund ihn zu versklaven, er war sündig und geistig minderwertig. Von nun an werden im Namen des christlichen Abendlandes die heidnischen Barbaren versklavt.

Kein Scholastiker zweifelte daran, daß die in einem sogenannten gerechten Krieg erbeuteten heidnischen Gefangenen zu Sklaven gemacht werden dürften. Dagegen durften christliche Kriegsgefangene nicht versklavt werden.

Jahre später, in der Bulle Dum Diversis vom 18. Juni 1452 bestätigt Papst Nikolaus V. das Recht des portugiesischen Königs Alfonso V., Krieg gegen die Ungläubigen zu führen, ihre Länder zu erobern und die Bevölkerung zu versklaven. Alle Volker, die sich den Handelsabsichten der Portugiesen und der Ausbreitung des Glaubens widersetzen, wurden bekriegt und die Gefangenen versklavt.

Nachdem die Europäer die Neue Welt betreten hatten, konnten sie auch dort gerechte Kriege führen, da sie auf ungläubige Barbaren getroffen waren.

Man rechtfertigte die Sklaverei auch damit, daß man die Barbaren und Heiden nicht anders zum christlichen Glauben bekehren könne. Man müsse erst ihre Körper fesseln, um ihre Seelen zu erlösen, weil sie sich sonst wehrten und davonliefen.

Überall folgten fromme Männer den Eroberern und manchmal schritten sie ihnen auch voraus. Missionare der Jesuiten sichteten in Südamerika Spuren des Apostels Thomas und verehrten ihn als ihren Vorgänger. Da der Apostel schon vorher in Indien und China gewesen sein soll, hielten ihn viele für den ersten Weltreisenden in Sachen Glauben. Diese Ansicht wäre bloß merkwürdig gewesen, hätten nicht einige daraus den Schluß gezogen, die Indianer seien keine gewöhnlichen Heiden, sondern Abtrünnige, da sie vom Glauben, den ihnen der Apostel gebracht hätte, wieder abgefallen wären. Daher hatte man ein besonderes Recht, sie zu versklaven.

Auch an der Nordküste des neuen Kontinents wohnten fromme Männer, die Pilgerväter aus England. Sie freuten sich, wenn ein Sklaven-schiff aus Afrika anlegte und wieder

[. . .] eine andere Herde aus Abrahams entartetem Samen gebracht wurde [. . .]

Ein Kirchenältester sandte jedesmal ein Dankgebet zum Himmel,

[. . .] weil wieder eine Ladung begnadeter Wesen in ein Land gebracht wurde, wo sie die Gunst göttlicher Fügung genießen können [. . .]

Die Leiden, die die schwarzen Sklaven zu erdulden hatten, schienen ihnen

[. . .] mehr als ausgeglichen durch das Glück, von einem Leben des Götzendienstes und der Wildheit befreit zu sein [. . .]

Schulte-Nordholt, S. 20

Es gibt viele Belege dafür, wie das anfängliche Denken der Christen über die Sklaverei bis zu deren Ende fortwirkte, es sogar hinauszögerte und sich verhängnisvoll auswirkte. Ein Hinweis auf Brasilien soll genügen, wo die Dominikaner sich erst 1864 von ihren Sklaven trennen konnten und die Sklaverei bis zum Jahr 1888 andauerte.

Noch im 19. Jahrhundert sanktionierte die Kirche die Sklaverei. Ein Zeitgenosse schrieb:

Und was predigen diese Seelsorger den Negern? Absoluten Gehorsam, Demut, Arbeit, Ergebung. Einige gehen sogar soweit zu sagen, daß die Neger die Söhne Kains seien, Söhne des Verfluchten - und daß es keine Rehabilitation für ihre verdammte Rasse gebe.

Stein, S. 139

Pfarrer benutzten bei ihren Besuchen auf den Plantagen die Predigt dazu,

[. . .] die Stellung des Negers zu rehabilitieren, seine Verbindung zum Herrn zu heiligen, der dadurch nicht länger als Eigentümer oder Tyrann erscheinen würde, sondern vielmehr als Vater, als ein Abbild Gottes, den er zu lieben und dem er zu dienen hatte mit dem Opfer seiner Arbeit und seines Schweißes [. . .]

Ein gewissenhafter Beichtvater sollte den Sklaven einflößen:

[. . .] die Liebe zur Arbeit und blinden Gehorsam gegenüber seinem Herrn und jenen, die ihn kontrollieren [. . .]

Die Pflanzer sollten nicht die Kosten für den Besuch des Priesters scheuen,

[. . .] denn abgesehen davon, daß sie notwendig sind für das Gute, tragen sie in erheblichem Maße dazu bei, die Sittlichkeit, Ordnung, Unterwerfung und die richtige Disziplin der Sklaven aufrechtzuerhalten, die nicht allein durch zeitweilige Bestrafung in der Hand erhalten und kontrolliert werden können [. . .]

Der Padre Caetano da Fonseca erklärte, daß «der Glaube ein Gegengift gegen Sklavenerhebungen ist» und der Sklave durch den Beichtvater lerne, daß

[. . .] dieses Leben ein Nichts ist verglichen mit der Ewigkeit und der Sklave, der seine Gefangenschaft geduldig erträgt, im himmlischen Königreich dafür belohnt werde, wo alle gleich seien vor Gott.

Stein, S. 138f

Was die Sklavenfrage angeht, hatte das christliche Gewissen eine Inkubationszeit von fast 2000 Jahren, das heißt, es schließt so lange. Natürlich hatte es sich immer wieder in einzelnen Christen geregt, die die Grausamkeit des Sklavensystems erkannten und sie wenigstens mildern wollten. Aber wirklich erwachte dieses Gewissen erst im 18. Jahrhundert in den Freikirchen Nordamerikas, die endlich mit der nötigen Klarheit feststellten, daß die Sklaverei keine Einrichtung für Sünder, sondern selbst eine Sünde sei. Darüber kam es sogar zu Spaltungen in manchen Kirchen, da einige Teile den alten Ansichten anhingen. 1780 erklärten die Methodisten,

[. . .] daß Sklaverei den Gesetzen Gottes, des Menschen und der Natur widerspricht und die Gesellschaft verletzt; daß sie dem Diktat des Gewissens und der lauteren Religion widerspricht; daß sie das tut, was wir nicht wünschen werden, daß andere es uns und unsren Lieben tun! [. . .]

Die Baptisten beschlossen 1789,

[. . .] daß die Sklaverei als eine gewaltsame Beraubung der Rechte der Natur mit einer republikanischen Regierungsform unverträglich ist und daß wir daher unseren Brüdern jede gesetzmäßige Maßnahme zur Ausmerzung des schrecklichen Landesübels empfehlen.

Hirsch, 363f

Die Anhänger der Sklaverei konnten auf eine fast 2000jährige Tradition ihrer Rechtfertigung hinweisen, während sich die Gegner an einen Jesussatz aus der Bergpredigt erinnerten und ihre Argumente vor allem daraufstützten:

Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tue ich ihnen auch!

## 4. Kapitel: Indianersklaverei

### 1. Die Versklavung auf den Westindischen Inseln

Als Kolumbus am 3. August 1492 von Palos, einem kleinen Hafen bei Sevilla, lossegelte, hatte der neue Kontinent, den er bald betreten würde und von dem er zeitlebens annahm, er sei Indien, noch eine kleine Atempause. Bald darauf sollte er in die beginnende Weltgeschichte hineingezogen werden. Die Lebensgeschichte des Kolumbus wird mit dieser eins, und man kann sagen, daß er Geschichte macht. Hätte es ihn aber nicht gegeben, so hätten die Umstände zweifellos wenig später einen neuen Kolumbus geboren. Man kann also mit größerem Recht sagen, daß die Umstände die Männer hervorbringen, die Geschichte machen.

Kolumbus' kleine Flotte bestand aus drei Schiffen, und es waren die ersten, die so weit westwärts segelten. Für die Europäer war das Meer eine Barriere, die sie überwinden wollten, für die Bewohner der anderen Welt war es eine Mauer gewesen, die sie schützte. Die Schiffe brachten Tod und Verderben und in ihren Kielspuren würden in wenigen Jahrzehnten unzählige Schiffe folgen, beladen mit Negersklaven.

Die Länder, die die Europäer nun betraten, hatten vorher für sie im dunkeln gelegen. Also mußten auch die Menschen dort im Dunkeln gelebt haben. Europa war der Mittelpunkt der Erde, und von dort ging alles Licht aus. So wie ein Mensch eingesperrt bleibt in seinen Horizont oder Gesichtskreis, wohin er auch geht, und immer in dessen Mitte bleibt, so waren die Europäer eingesperrt in den Glauben, Mittelpunkt der irdischen Welt zu sein.

In den nächsten Jahrzehnten leuchteten sie die Schattenränder der Erde aus. Man nennt dies das Zeitalter der Entdeckungen. Sie entdeckten überall Inseln, Länder und Kontinente und auf ihnen Menschen, die offenbar in erbarmungswürdigem und entsetzlichem Dunkel lebten. Sie lebten vor sich hin, mit sich beschäftigt und ihren Götzen. Man brachte ihnen das Licht und befreite sie von ihrem Schattendasein, so glaubte man.

Auf einmal wurde die Menschheit sichtbar, aber sofort zerfiel sie in Entdecker und Entdeckte. Der Gegensatz ähnelte dem von Fahndern und Gefahndeten. Tatsächlich erinnerte vieles an eine gewaltsame Poli-

zeiaktion. Die Entdeckten zogen sich immer tiefer in die Wälder zurück, aber es half ihnen nichts, sie konnten den Entdeckern nicht entgehen, sie wurden schließlich gestellt.

Kolumbus schildert die Welt, die er betritt, wie ein Paradies, und man hört seinen Sätzen das Erstaunen an.

Ich habe keinen schöneren Ort je gesehen. Die beiderseitigen Flußufer waren von blühenden, grün umrankten Bäumen eingesäumt, die ganz anders aussehen als die heimatlichen Bäume. Sie waren von Blumen und Früchten der verschiedensten Art behangen, zwischen denen zahllose, gar kleine Vögellein ihr süßes Gezwitscher vernehmen ließen. Es gab eine Unmenge Palmen, die einer andren Gattung angehörten als jene von Guinea und Spanien [ . . . ]

Die erste Handlung im Paradies ist eine juristische. Columbus verläßt das Schiff in großer Begleitung und nimmt im Namen des spanischen Königspaares feierlich von der Insel San Salvador Besitz. Die Eingeborenen beobachten die Zeremonie mit Staunen. Sie wundern sich über das umständliche Gehabe der fremden Männer, die im Gesicht behaart sind und schwere Kleidungsstücke tragen. Sie begrüßen die Europäer mit großer Höflichkeit und tauschen Geschenke mit ihnen.

Kolumbus hat zweifellos Sendungsbewußtsein. Er möchte die Indianer zum christlichen Glauben bekehren und dies, so meint er, geschehe besser durch Liebe als mit dem Schwert. Die Voraussetzungen hierfür scheinen gut zu sein, denn die Indianer treten den Fremden freigiebig und mit neugriger Offenheit entgegen, sie laden sie zu ihren Festen und zum Essen ein. Sie scheinen in die paradiesische Landschaft zu passen.

Sie gehen nackend umher, so wie Gott sie erschaffen, Männer wie Frauen, von denen eine noch sehr jung war. Alle jene, die ich erblickte, waren jung an Jahren, denn ich sah niemand, der mehr als 30 Jahre alt war. Dabei sind sie alle sehr gut gewachsen, haben einen schön geformten Körper und gewinnende Gesichtszüge. Sie führen keine Waffen mit sich, die ihnen nicht einmal bekannt sind; ich zeigte ihnen die Schwerter, und da sie sie aus Unkenntnis bei der Scheide anfaßten, so schnitten sie sich. Sie besitzen keine Art Eisen. Ihre Spieße sind eine Art Stäbe ohne Eisen, die an der Spitze mit einem Fischzahn oder einem anderen harten Gegenstand versehen sind. Im allgemeinen haben sie einen schönen Wuchs und anmutige Bewegungen [ . . . ]

Es zeigt sich aber sogleich, daß die Spanier noch eine andere Sendung und Mission haben als die Bekehrung, denn Kolumbus fährt fort:

Sie müssen gewiß gute und treue Diener sein, da ich die Erfahrung machte, daß sie in Kürze alles, was ich sagte, zu wiederholen verstanden; überdies glaube ich, daß sie allem Anschein nach keiner Sekte angehören. Wenn es dem Allmächtigen gefällt, werde ich bei meiner Rückfahrt sechs dieser Männer mit mir nehmen, um sie Euren Hoheiten vorzuführen, damit sie die Sprache erlernen.

Columbus, S. 108,90f

Tatsächlich hat Kolumbus seinen Plan ausgeführt und sieben Indianer von der ersten Amerikareise mit nach Hause genommen. Er denkt so gleich in den Kategorien von Herr und Knecht. Die Eingeborenen erscheinen als Unterlegene, die man sich dienstbar und Untertan machen kann. Einige sollen Spanisch lernen. Man will ihnen nicht spanische Kultur und Bildung beibringen, wenn es auch später ein Mittel der Kolonialpolitik sein wird, auf diese Weise eine kleine Schicht zu privilegieren und sie zu Agenten der Kolonialmacht zu machen. Man nahm zu Recht an, daß Dolmetscher und Aufseher, da sie bevorrechtigt waren, auch loyal sein würden.

Zunächst jedoch sollen einheimische Dolmetscher die Sprache an die anderen vermitteln. Eine optimale Ausbeutung der Indianer setzt voraus, daß sie die Sprache ihrer Herrn gut genug lernen, um auch kompliziertere Arbeitsanweisungen verstehen und ausführen zu können. Außerdem wollen die Spanier von den Dolmetschern verlässliche Auskünfte über die lokalen Machtverhältnisse erhalten und über Gold. Sie sind vor allem Goldsucher, und Columbus versucht überall mit größter Aufmerksamkeit herauszubekommen, wo er es finden kann. Ruhelos zieht er von einem Ort zum anderen, den vagen Hinweisen folgend.

Es gibt hier sicherlich eine Unmenge Dinge, die ich nicht kennengelernt, weil ich nicht Zeit verlieren wollte, um viele andere Inseln anzusteuern, wo ich Gold zu finden hoffte. Da nun das Gold, welches diese Inselbewohner an ihren Armen und Beinen tragen, tatsächlich echtes Gold ist, da ich es mit dem meinigen verglichen habe, und hiermit ein Beweis vorliegt, daß es auf diesen Inseln vorkommen muß, so wird es mir mit Gottes Hilfe gelingen müssen, den Ort seines Vorkommens ausfindig zu machen [ . . . ]

Als er einsieht, daß die Goldausbeute seines Unternehmens gering sein wird, entwickelt Columbus Vorstellungen vom wirtschaftlichen Nutzen der neuentdeckten Gebiete. Er regt an, die wertvollen Naturprodukte

(Baumwolle, Gewürze, Harz) zu beziehen und einen regen Handel mit den dichtbevölkerten Gebieten zu beginnen. Davon soll besonders Spanien profitieren,

[. . .] dem alles unterworfen sein muß. Eure Hoheiten werden es nicht zulassen dürfen, daß hier Ausländer festen Fuß fassen, die nicht katholische Christen sind, andernfalls würden Zweck und Ziel des Unternehmens zunichte, nämlich die ruhmvolle Ausbreitung des Christentums und der Grundsatz, daß nur gute Christen sich in diesen Gegenden niederlassen dürfen. [. . .]

Columbus betrachtet die Einwohner der Insel aber nicht bloß als Handelspartner, sondern auch als Handelsware. Zunächst betont er ihre intellektuellen und praktischen Fähigkeiten:

Sie haben einen gesunden Menschenverstand, der des Scharfsinns nicht entbehrt. Sie durchfahren alle Meere, und es ist geradezu unglaublich, wie sie über alles genaue Auskunft zu geben wissen.

Er hebt hervor, daß sie gute und treue Diener sind und hält es schließlich für möglich, «alle Inselbewohner nach Kastilien zu schaffen oder sie auf einer ihrer Inseln als Sklaven zu halten». Es gibt jedoch ein Hindernis: «Es fehlt ihnen nichts außer den Sprachkenntnissen, um ihnen Befehle zu geben, denen sie ohne Murren nachkommen werden.»

Am Ende der Reise schreibt Columbus an den Hof, und man spürt sein Verlangen, die Kosten der ersten Expedition zu rechtfertigen und von der Notwendigkeit einer zweiten zu überzeugen. Er reiht die Sklaven in das übrige gewinnversprechende Warenangebot ein. Ihr Marktwert ist geringer als der von Gold und Gewürzen, aber höher als der von Rhabarber und Zimt.

Abschließend können Ihre Hoheiten . . . schon jetzt gewiß sein, daß ich Ihnen so viel Gold verschaffen kann, als sie nur wollen, wenn Sie mir nur einigermaßen dabei behilflich sein wollten. Überdies werden Ihnen Gewürze, Baumwolle und Mastixharz in jedem gewünschten Ausmaß zu Gebote stehen, was von großem Vorteil ist, wenn man bedenkt, daß letzteres nur in Griechenland auf der Insel Chios gewonnen wurde, welches die Signoria zu jedem Preis verkaufen konnte. Auch Sklaven werden von dort in jeder gewünschten Menge eingeführt werden können. Ich glaube, auch Rhabarber und Zimt gefunden zu haben. [. . .]

Auf seiner ersten Reise mißt Columbus der militärischen Absicherung der neuentdeckten Gebiete San Salvador, Kuba und Haiti keine große Bedeutung bei. Er begründet diese Haltung mit der Friedfertigkeit der Eingeborenen und damit daß sie keine Eisenwaffen haben. Vor seiner Rückfahrt nach Spanien gründet er im Gebiet des Kaziken (Häuptlings) Guacanagari auf Haiti eine befestigte Ortschaft «Villa de la Vavidad». Er läßt sie mit Turm und Graben ausstatten, um die Tüchtigkeit der Spanier zu demonstrieren und die Einwohner einzuschüchtern. Den gleichen Zweck haben ein Scheingefecht und eine Serie von Kanonenschüssen. Im Bericht an den König heißt es:

«Wenn die Spanier sich vernünftig verhalten, können die Inselbewohner für sie keine ernstliche Gefahr bedeuten.»

Columbus, S. 99,127,205, 209,208

Auf seiner zweiten Reise findet Kolumbus die Siedlung «Navidad» zerstört vor, alle Spanier sind tot. Sie hatten nach Gold gesucht und die Frauen der Indianer geraubt. Die Indianer ziehen sich in die Wälder zurück, veranlassen auf den spanischen Schiffen gefangene Indianerfrauen zur Flucht und täuschen Verletzungen vor. Columbus' Eindruck von den Ureinwohnern hat sich gewandelt, sie sind für ihn unberechenbare Wesen geworden, ohne daß er daran denkt, was die Eroberer ihnen in der Siedlung «Vavidad» zugefügt hatten. Er berichtet von feindseligen, grausamen und hinterlistigen Indianerhorden, oft auch von Indianern, die die Flucht ergreifen, sobald sie die Fremden sehen. Er berichtet von leeren Stränden und verlassenen Siedlungen. Man hat für das Verhalten der Indianer eine einfache Erklärung. Es sind Kariben, böse, wilde und menschenfressende Indianer.

Tatsächlich setzen die Kariben den Konquistadoren entschiedenen Widerstand entgegen. Besonders gefürchtet sind ihre vergifteten Pfeile. Sie verstehen sich vortrefflich auf die Seefahrt und fahren mit ihren kleinen, wendigen Schiffen auf Raubzug nach Puerto Rico und Jamaika und Haiti. Sie scheuen sich auch nicht, Schiffe der Eroberer anzugreifen. Die Spanier nehmen alle Kariben, deren sie habhaft werden können, gefangen. Viele fliehen, noch mehr werden getötet. Man bewundert ihren Mut und behandelt sie erbarmungslos.

Für die Spanier wird der Karibe identisch mit dem bösen Wilden. In der Sprache der Haiti-Indianer bedeutet das Wort soviel wie «Held», die Spanier machen daraus Kannibale. Damit ist das Gegenbild zum guten Wilden der ersten Reise gewonnen.

Columbus hält die Versklavung der Kariben für moralisch gerechtfertigt, weil sie Wilde und Menschenfresser sind. Sie behindern seiner Meinung nach die friedliche Besiedlung der Inseln. Außerdem müsse man

die friedfertigen Einwohner vor den Kannibalen beschützen und sie selbst von ihrem unheiligen Appetit abbringen. Ihr schlimmes Geschick würde die anderen Indianer abschrecken, den Spaniern Widerstand zu leisten, und schließlich würde die Krone durch den Sklavenhandel beträchtliche Einnahmen verbuchen können.

Es geht Columbus nicht so sehr um eine moralische Abqualifikation. Mit den menschenfressenden Kariben lassen sich ökonomische Pläne gut begründen und realisieren. In einer Denkschrift an die spanische Krone schreibt er im Januar 1494:

«. . . Sagt Ihren Königlichen Hoheiten, daß der Nutzen für die Seelen der genannten Kannibalen [indem sie durch Zwangstransporte nach Spanien von ihren menschenfressenden Gewohnheiten befreit und zum Christentum bekehrt werden können] auf den Gedanken gebracht hat, daß je mehr dorthin [nach Europa] verschickt werden, es umso besser sein würde. Ihren Königlichen Hoheiten würde dabei in folgender Weise gedient sein: Da Vieh und Arbeitstiere für den Unterhalt der sich hier aufhaltenden Leute aus Spanien und zum Wohl aller dieser Inseln notwendig sind, könnten Ihre Hoheiten einer hinreichenden Zahl von Schiffen die Erlaubnis geben, daß sie alljährlich hierher kommen und Vieh, Lebensmittel und andere Sachen bringen und zwar auf Kosten der Lieferanten und zu vernünftigen Verkaufspreisen, um die Gebiete hier zu besiedeln und wirtschaftlich zu erschließen. Diese Lieferungen könnten mit Sklaven aus diesen Kannibalen bezahlt werden, die so wild und stattlich, gut gebaut und aufgeweckt sind und die, in Spanien von ihren unmenschlichen Sitten befreit, gewiß besser als irgendwelche andre Sklaven sein werden . . . »

Konetzke, 1976, Dok. 16, S. 21 f

Columbus schickt mehrmals Schiffe mit Sklaven nach Spanien: Im Februar 1495 vier Schiffe mit 500 Sklaven zwischen 12 und 35 Jahren, von denen fünf Jahre später keiner mehr am Leben war, da sie den Klimawechsel und die Anstrengungen der Arbeit nicht ausgehalten hatten, und im Juni 1495 noch einmal 300 Sklaven. Der Bischof Fonseca, der königliche Beauftragte in Sachen überseeischer Entdeckungen, ließ sie in Sevilla mit Gewinn verkaufen. Das war in Spanien kein unüblicher Handel, denn in den Maurenkriegen, die erst 1492 mit der Eroberung Granadas beendet worden waren, hatte man die Einwohner erobter Städte als Sklaven verkauft.

Das anhebende Geschäft wurde im selben Jahr 1495 unterbrochen, denn die spanische Krone erklärte, man müsse sich die Sache überlegen. 1500 wurde die Verschiffung von Indianersklaven nach Spanien durch

königlichen Erlaß verboten, aber nicht die Indianersklaverei in Amerika. Sie wurde jedoch durch Schutzgesetze eingeschränkt. Man durfte nicht mehr jeden Indianer versklaven, denn auch Indianer waren als freie Bürger Untertanen des Königs, sondern nur die, die sich der Bekhrung widersetzen oder sonst als Wilde bekannt waren, wie die bereits erwähnten Kariben.

Die Verbote und Beschränkungen hatten theologische und ökonomische Gründe. Man fürchtete, daß die Indianer ausgerottet würden. Ihr Tod hätte auch die Spanier, die inzwischen auf indianische Arbeitskräfte angewiesen waren, in äußerste Not gebracht. Die Siedler waren kaum bereit, selbst zu arbeiten, und die Indianer betrieben eine einfache Feldwirtschaft, mit der sie sich selbst, aber nicht die Spanier ernähren konnten. Auf Hispaniola herrschte Hunger, und tatsächlich hätten die Ansiedler ohne die von den Indianern erzwungene Arbeit kaum überlebt.

Die Schutzgesetze kamen jedoch zu spät oder sie wurden, wo sie noch hätten helfen können, umgangen.

Es gab viele Gründe, weshalb die Eroberer bald jede Zurückhaltung verloren. Sie waren geldgierig, militärisch überlegen und von ihrer Sendung überzeugt. Schon auf der zweiten Fahrt des Columbus kam es zu Ausschreitungen. Die Spanier plünderten benachbarte Eingeborenen-siedlungen, vergewaltigten Indiofrauen und nahmen Häuptlinge gefangen, um Lösegeld zu erpressen. Unterführer brachen zu Beutezügen auf. Sehr schnell wurde aus den bewaffneten Expeditionen eine systematische Strategie der Unterdrückung. Befestigungsanlagen wurden gebaut und die Indios zu regelmäßigen Goldabgaben gezwungen. 1495 kam es zum ersten großen Indianeraufstand auf Hispaniola (Haiti), der blutig unterdrückt wurde. 100000 Eingeborene kamen ums Leben. Ein Jahr später war die gesamte Insel unterworfen, ihr wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben zerstört. Die übriggebliebenen Eingeborenen waren verängstigt oder in die Wälder geflohen. Die Gesetze, die sie schützen sollten, wurden umgangen. Indem man den Indianern Heimtücke und geplanten Aufruhr unterstellte, wurden Gründe für Überfälle erfunden. Die feierlichen Erklärungen, die den Indianern die Rechtsauffassung der spanischen Krone erläutern und sie zur freiwilligen Unterwerfung veranlassen sollten, wurden nachts, weitab von ihren Siedlungen, verlesen. Man wahrte die Form und hielt sich nun für berechtigt, die Ungläubigen zu berauben und zu erschlagen.

Der dominikanische Geschichtsschreiber Las Casas (1474-1566) beschrieb in seinem «Kurzgefaßten Bericht über die Verwüstung der Westindischen Länder» die Greuel, die die Spanier an den Einheimischen be-gingen.

Sie drangen unter das Volk, schonten weder Kind noch Greis, weder Schwangere noch Entbundene, rissen ihnen die Leiber auf, und hieben alles in Stücken, nicht anders, als überfielen sie eine Herde Schafe, die in den Hürden eingesperrt wäre. Sie wetteten miteinander, wer unter ihnen einen Menschen auf einen Schwertstreich mitten von einander hauen, ihm mit einer Pike den Kopf spalten, oder das Eingeweide aus dem Leibe reißen könne. Neugeborene Geschöpfchen rissen sie bei den Füßen von den Brüsten ihrer Mütter, und schleuderten sie mit den Köpfen wider die Felsen. Andere schleppten sie bei den Schultern durch die Straßen, lachten und scherzten dazu, warfen sie endlich ins Wasser und sagten: da zapple nun, du kleiner schurkischer Körper! Andere ließen Mutter und Kind zugleich über die Klinge springen, und stießen sie mit den Füßen vor sich hin. Sie machten auch breite Galgen, so, daß die Füße beinahe die Erde berührten, hingen zu Ehren und zur Verherrlichung des Erlösers und der zwölf Apostel je dreizehn und dreizehn Indianer an jedem derselben, legten dann Holz und Feuer darunter, und verbrannten sie alle lebendig.

Las Casas, S. 11f

Neben der Sklaverei entwickelte sich eine andere Ausbeutungsform, die auf *encomienda* beruhte. Sie ersparte den Herren den Kauf von Sklaven und brachte ihnen sklavenähnliche Arbeiter. Die Indios mußten Steuern zahlen, sobald sie von der Krone zu freien Untertanen erklärt worden waren. Die Steuer oder der Tribut mußte von jedem männlichen Erwachsenen in Geld oder Naturalform entrichtet werden. Hieraus erwuchs das System der Encomienda (wörtlich etwa Schutzgebühr).

Man belohnte die Konquistadoren (die Spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert), indem man ihnen den Tribut überließ. Jedem wurden Indios zugeteilt, es konnten sechs oder auch Tausende sein. Diese zahlten mit ihrer Arbeit ihren Tribut ab, den sie den Herren anders nicht leisten konnten. Dafür sollten diese die Indios <beschützen> und sie den christlichen Glauben lehren.

Um ihre christliche Erziehung kümmerte sich kein Mensch, und die Indios mußten sich zu Tode arbeiten. Man schickte die Männer in die Minen und die Frauen auf die Felder, wo sie so hart arbeiteten, daß es auch für die Männer zu schwer gewesen wäre. Tausende starben an Unterernährung und Überbeanspruchung.

Die Herren hielten sich für milde und ließen die Indios für zwei oder drei Tage in das Gebirge gehen. Auf ihren Wanderungen dort konnten sie so viele gesunde Früchte essen, daß man ihnen nach ihrer Rückkehr für zwei bis drei Tage überhaupt kein Essen geben mußte.

Anstatt fleißig zu arbeiten und ihren Herren ein sorgloses Leben zu bereiten, entzogen sich die Indianer der Arbeit und deren erzieherischen Wert. Sie flohen in die Berge und nahmen sich das Leben. Um einem Arbeitseinsatz zu entgehen, erzählt ein Chronist, brachten sich ganze Familien um. Es wird von Einwohnern ganzer Dörfer berichtet, die die Bewohner anderer Siedlungen auffordern, mit ihnen gemeinsam zu sterben.

Weihnachten 1511 geschah auf Hispaniola etwas Ungewöhnliches, per Pater Antonio Montesinos kritisierte das Verhalten der Kolonisten in einer Predigt. Sie begingen eine Todstunde, wenn sie die Indianer tyrannisierten, zum Frondienst trieben und weder für ihren Leib noch für ihre Seele sorgten, und sie würden nicht das Seelenheil erlangen, wenn sie damit nicht aufhörten. Sie sollten die ihnen zugeteilten Indianer freilassen, sonst würde er ihnen die Absolution bei der Beichte verweigern. Die Rede rief bei den Kolonisten große Erregung hervor, sie beschwerten sich beim Abt des Klosters und beim Gouverneur der Insel und verlangten die Abberufung des Paters. Der Vorsteher des Dominikanerordens in der Region kritisierte seinen Ordensbruder. Da der König diese Inseln in einem gerechten Kriege erworben habe, dürfe man die unterworfenen Indianer zur Arbeit zwingen.

Montesinos fuhr nach Spanien, um seine Meinung zu verteidigen. Er schilderte die unglückliche Lage der Eingeborenen, wies auf den starken Rückgang der eingeborenen Bevölkerung hin und gab den Anstoß zu einigen Gesetzen (Gesetze von Burgos, 1512/13), die die Lage der Indianer verbessern sollten, es aber nicht wirklich vermochten, da die Indianer geschützt, zugleich aber zur Fronarbeit gezwungen werden sollten. Beides war unmöglich miteinander zu vereinbaren.

In der Präambel wird zur Begründung des Gesetzes der alte Vorwurf erhoben, Indianer neigten zu Faulheit und Laster und sperrten sich gegen die Annahme christlicher Tugenden.

In den Einzelbestimmungen werden Mindestbedingungen zum Schutz von Leben und Gesundheit der Indios genannt:

- jede Person hat Anrecht auf eine Hängematte,
- für je 50 Indios müssen 4 Hütten gebaut werden,
- Indianer dürfen nicht mehr als Lasttiere verwendet werden,
- Indianer dürfen nicht gewaltsam umgesiedelt werden.

Auch die religiöse Erziehung sollte einen festen Rahmen haben: In jedem Dorf ist eine Strohhütte als Kirche herzurichten, versehen mit einer Glocke, die morgens und abends zum Gebet ruft. Ferner sollen alle Indios drei Gebete beherrschen. Auch in ihrer Lebensführung sollen sie christlichen Ordnungsvorstellungen nachstreben: sie sollen nicht tanzen, dürfen sich nicht betrinken und vor allem sollen sie nicht mehr in wilder Ehe leben, sondern ordentlich sich trauen lassen. Man könnte sich beim

Lesen dieser Bestimmungen noch täuschen über die wirkliche Lage der indianischen Zwangsarbeiter. Die Paragraphen, die die Bergwerks- und Landarbeit betreffen, zeigen ungeschminkt, wie diese «freien» Indianer von den Kolonisten ausgenutzt wurden:

«Die Indianer sind angehalten, neun Monate eines Jahres im Dienst der Spanier zu verbringen. Die restlichen drei Monate haben sie auf ihren eigenen Feldern oder für Lohn für die Spanier zu arbeiten, damit auf diese Weise ihr Leben in Faulheit verhindert und garantiert werde, daß sie leben und sich verhalten wie Christen.»

Antkowiak, S. 98

«Die in den Bergwerken beschäftigten Indianer haben dort fünf Monate hintereinander zu arbeiten. Am Ende dieser Periode ist ihnen 40 Tage Ruhe zu geben, damit sie ihre eigenen Felder bestellen können.»

Antkowiak, S. 96,97

Diese Gesetze sind als Schutzgesetze konzipiert worden, ihre Einhaltung wurde kaum kontrolliert.

Alle Reformvorschläge wurden auf schreckliche Weise überflüssig. 1520, knapp 30 Jahre nach der Entdeckung, war die Urbevölkerung Hispaniolas praktisch ausgerottet.

Las Casas und die Dominikaner, Angehörige eines 1215 gegründeten Seelsorgordens, behaupteten, daß die Ausrottung der Indios eine unvermeidliche Folge des Encomienda-Systems gewesen sei.

Der offizielle Chronist der spanischen Krone findet folgende Erklärung für das Massensterben:

Als Columbus die Insel entdeckte, fand der Admiral dort eine Million Indios und Indias, in jedem Alter, groß und klein. Man schätzt, daß es von diesen und von denen, die später geboren wurden, heute, im Jahr 1548, keine 500 Kinder und Erwachsene mehr in direkter Abstammung gibt, denn die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung wurde von den Christen von anderen Inseln oder vom Kontinent hergebracht, um sich ihrer zu bedienen.

Da die Minen sehr reichhaltig waren und die Gier der Menschen unersättlich, ließen einige die Indios unmäßig arbeiten, andere gaben ihnen nicht so gut zu essen, wie es nötig gewesen wäre. Außerdem sind diese Leute von Natur aus müßig, lasterhaft und wenig arbeitsam, melancholisch, feige und gemein. Sie haben schlechte Neigungen, sind Lügner, besitzen wenig Gedächtnis und überhaupt

keine Ausdauer. Aus Zeitvertreib töten sie sich mit Gift, um nicht arbeiten zu müssen, andere hängen sich mit eigener Hand auf.

Fernandez de Oviedo, S. 142f

Ähnlich verlief die Entwicklung auf den anderen karibischen Inseln und etwas später auf dem Festland. Die Urbevölkerung wurde fast ausgerottet und dann durch Negersklaven ersetzt. Was den Indianern mit der Ankunft der Weißen geschah, ist durch Zahlen belegbar. Es wird auch deutlich durch einen Vergleich von Columbus' paradiesischen Bildern des Anfangs mit den Schreckensbildern aus Las Casas «Kurzgefaßten Bericht von der Verwüstung der westindischen Länder» 50 Jahre später.

Ich sagte bereits, daß die in Indien befindlichen Spanier blutgierige wilde Hunde halten, die darauf abgerichtet sind, die Indianer zu erwürgen und in Stücken zu zerreißen. Nun sage einmal einer, er sei Christ oder nicht, ob er je in der ganzen Welt etwas Ähnliches gehört habe? Zur Verpflegung dieser Hunde führen sie auf ihren Märschen eine Menge Indianer bei sich, die in Ketten gehen und wie eine Herde Schweine einhergetrieben werden. Man schlachtet dieselben, und bietet Menschenfleisch öffentlich feil. [ . . . ]

Über die Indianer, die zum Perlenfang gezwungen wurden, schreibt er:

Man senkt sie nämlich drei, vier, auch wohl fünf Klaftern tief ins Meer, und zwar von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang. Da müssen sie die ganze Zeit über ohne Atem zu holen unter dem Wasser herumschwimmen, und die Muscheln losreißen, worin Perlen wachsen. Haben sie ihre Netze damit angefüllt, so dürfen sie wieder empor kommen, und ein wenig verschnaufen. Nicht weit davon ist ein spanischer Henkersknecht in einem Nachen oder kleinen Boote befindlich. Ruhend sie zu lange, so stößt er sie wieder ins Wasser, oder reißt sie bei den Haaren hinein, damit sie fortfahren zu fischen. Des Nachts müssen sie auf der Erde schlafen, und werden in den Stock geschlossen, damit sie nicht entlaufen können. Oft tauchen sie bei dieser Fischerei, oder beim Perlenfang, unter, und kommen nicht wieder empor, weil sie von Haifischen und Seehunden umgebracht und gefressen werden.

Las Casas, S. 119, 86f

## 2. Die Versklavung in den indianischen Hochkulturen

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als die Spanier das Festland betreten hatten, stießen sie auf zwei Hochkulturen: die der Azteken in Mexiko und die der Inka im westlichen Südamerika. Ihr Erstaunen war ungeheuer groß. Ähnlich groß würde wahrscheinlich unser Erstaunen sein, wenn man irgendwo im Weltall eines Tages vernunftbegabte Lebewesen entdeckte. Die Spanier erlebten tatsächlich, wovon Don Quichote nur träumte. Auf dem Weg nach Mexiko marschierte Hernando Cortez (1485-1547) mit seiner Truppe am 18. oder 23. 9. 1519 in der Stadt Tlaxcala ein. Er gibt in einem Bericht an Karl V. von ihr folgende Beschreibung:

Die Stadt ist so groß und so bewundernswert, daß, wenn ich auch viel von dem, was ich sagen könnte, weglassen, selbst das wenige von mir Gesagte fast unglaublich erscheinen mag, denn Tlaxcala ist viel größer und stärker als Granada und viel bevölkerter, als Granada zur Zeit seiner Eroberung war, und ist besser mit allen Produkten des Landes versorgt, mit Brot, Geflügel, Wild und Fischen sowie Gemüse und anderen guten Sachen, die die Bewohner essen. Es gibt in dieser Stadt einen Markt, auf dem täglich über 30000 Menschen verkaufen und einkaufen, ohne viele andere kleine Markte, die sich in den einzelnen Stadtvierteln finden. Auf diesem Markt gibt es alle möglichen Sachen, ebenso Lebensmittel wie Bekleidung und Schuhwerk. Es gibt Gold-, Silber- und Edelsteinschmuck und andere Kostbarkeiten aus Federn, und alles ist so geordnet, wie es auf den großen Handelsplätzen und Märkten der Welt nicht anders sein kann. Man findet vorzügliche Steingutwaren aller Art, wie die besten in Spanien. Man verkauft viel Brennholz und Kohle sowie Heilkräuter und Medikamente. Es sind dort Häuser, wo man sich den Kopf waschen und das Haar schneiden läßt. Es gibt Badeanstalten. Schließlich herrscht unter den Bewohnern jede Art guter Ordnung und Polizei, und es handelt sich um durchaus vernunftbegabte und disziplinierte Menschen. Das Beste von Afrika kommt dem nicht gleich [...]

Einen guten Monat vorher, am 16. 8. 1519, war Cortez mit 15 Reitern, 300 Fußknechten und vielen indianischen Hilfstruppen von Cemporal nach der Hauptstadt des Aztekenreiches Tenochtitlán in Mexiko aufgebrochen. Die Indianer hofften, mit Hilfe der Weißen die Zwangsherrschaft der Azteken abzuschütteln und Cortez verstand es, diesen Umstand auszunutzen. Nach etwas mehr als zwei Jahren war das mächtige Aztekenreich zusammengesbrochen.

Die Azteken waren tief beunruhigt, als sie von der Landung und dem Anmarsch der Weißen hörten. Ihr Kaiser Montezuma glaubte, sie seien von den Mythen vorausgesagte Rachegötter. Eine aztekische Quelle schildert die Stimmung in der Hauptstadt:

Es gibt Zusammenkünfte und Diskussionen, man plaudert miteinander, man hört viel Weinen und Jammern. Man geht mit gesenktem Haupt. Mit Tränen im Auge grüßt man sich, man weint gegenseitig beim Gruß. Man versucht einander Mut zu machen, die einen muntern die anderen auf. Man ist zueinander lieb, die Kinder werden geliebkost. Die Väter sagen: Ach, Kinderchen, was wird mit euch geschehen? Und die Mütter sagen: Liebe Kinderlein, wie werdet ihr mit Erstaunen sehen, was über euch kommen wird. [ . . . ]

Montezuma schickte Gesandte mit reichen Geschenken zu Cortez, um die Weißen zu besänftigen oder sie vom Weg abzuhalten und ahnte nicht, daß er sie damit nur noch mehr anlockte. Eine indianische Überlieferung berichtet, wie sie auf die Gesandten wirkten. In deren Sicht verkehrte sich das Verhältnis von Zivilisierten und Barbaren.

Als die Gesandten den Fremden alles übergeben hatten, machten diese ein strahlendes Gesicht, sie freuten sich mächtig, sie waren entzückt. Als wenn sie Affen wären, hoben sie das Gold hoch; wie zeigten sie in Gebärden ihr Gefallen, wie erneuerte und erleuchtete sich in ihnen das Herz. Denn es ist gewiß, daß sie es begehrten mit brennendem Verlangen, es reckt sich ihr Körper danach, sie haben einen schrecklichen Hunger nach Gold. Wie hungrige Schweine sind sie gierig nach Gold. Und die goldenen Fahnen reißen sie heftig an sich, schwenken sie hin und her, sehen sie von der einen und von der anderen Seite an. Sie sind wie jemand, der eine barbarische Sprache redet; alles, was sie sagen, ist in barbarischer Sprache.

Konetzke 1963, S. 103,118f

Cortez zieht weiter auf Mexiko zu und legt durch das dicht besiedelte Land eine Schneise der Gewalt. Seine militärischen Erfolge verdankt er der überlegenen Waffentechnik, der Hilfe der Indianer und ihrem Aberglauen. In Clolula, einer Stadt, die mit dem Aztekenreich verbündet ist, und die ihn an die schönsten Städte Spaniens erinnert, läßt er 3000 Menschen umbringen. Den Gefangenen wird das Sklavenzeichen eingebrannt, weil sie Menschenfleisch fressen. Allerdings gibt es auch in den eigenen Hilfstruppen Menschenfresser, was die Spanier aber nicht schert. Man unterscheidet zwischen guten und schlechten Menschenfressern. Der Chronist des Feldzuges, Bernal Diaz, berichtet:

Und wirklich war auch kaum ein Tag vergangen, an dem diese Leute nicht vor unseren Augen drei, vier und sogar fünf Indianer opferten, ihnen die Herzen aus der Brust rissen, um sie ihren Götzen darzubringen und das Blut an die Tempelwände zu schmieren. Arme und Beine wurden sodann den unglücklichen Schlachtopfern abgeschnitten und aufgezehrt, gerade wie man bei uns Fleisch aus dem Schlachthaus ißt. Ich glaube sogar, daß Menschenfleisch stückweise auf ihren Märkten verkauft wurde.

Antkowiak, S. 147f

Schließlich gelangen die Spanier über das Gebirge in das Tal von Mexiko. In der Ferne sehen sie die Lagunenstadt Tenochtitlán und zahlreiche andere Städte liegen.

Am nächsten Morgen erreichten wir die Hauptstraße nach Iztapalapa. Von dort aus sahen wir alle zum erstenmal die große Zahl der Städte und Dörfer, die mitten in den See gebaut waren, und die noch weitaus größere Zahl der Ortschaften an den Ufern, und schließlich die sehr gepflegte, kerzengerade Straße, die in die Stadt Mexiko führte. Wir waren baß erstaunt über dieses Zauberreich. das fast so unwirklich schien wie die Paläste in dem Ritterbuch des Amadis. Hoch und stolz ragten die festgemauerten, steinernen Türme, Tempel und Häuser mitten aus dem Wasser. Einige unserer Männer meinten, das seien alles nur Traumgesichte. Je näher wir Iztapalapa kamen, je höher wuchsen unsere Vorstellungen von der Macht und dem Reichtum dieses Landes. [ . . . ]

Am nächsten Morgen ziehen die Spanier auf der Straße nach Tenochtitlán weiter. Sie ist überfüllt, denn alle wollen die Fremden sehen.

Wir marschierten wie im Traum durch diese Herrlichkeiten. Neue Städte tauchten auf. Sie lagen an den Ufern und mitten im See. Wir zogen weiter über große Brücken, bis sich schließlich vor uns die Hauptstadt Mexiko ausbreitete in all ihrer Pracht. Unser kleiner Haufen von vierhundertfünfzig Mann zog mitten durch dichte Menschenmassen, den Kopf noch voll von den Warnungen unserer vielen indianischen Freunde. Der geneigte Leser muß sich einmal ganz in unsere Lage versetzen! Dann darf ich ihn nämlich fragen: hat es je Männer gegeben, die ein derart kühnes Wagnis auf sich genommen haben?

Diaz,S. 236f,238

Die Fremden werden von Montezuma und seiner Gefolgschaft ehrerbietig empfangen, in einem Palast untergebracht und mit Geschenken überhäuft. Sie schwanken zwischen Bewunderung und Entsetzen.

Die Spanier waren über die massenhafte Tötung von Menschen sehr erschreckt. Sie meinten, sie seien berechtigt, grausam gegen die Heiden vorzugehen. Dabei waren sie durch keinen Wahn entschuldigt, es sei denn dem, daß sie sich für menschlicher hielten.

Das Aztekenreich war eine Militärtheokratie. Der Kaiser war Feldherr und oberster Priester. Die Menschen verstanden sich als Helfer der Götter. Man glaubte, daß diese nur existieren könnten, wenn sie von den Menschen ernährt würden. Die Sonne werde verschwinden, sofern sie nicht mit Menschenblut, das in der Sprache der Azteken Edelsteinwasser hieß, gespeist werde. Sie hielten sich für das von der Sonne ausgewählte Volk und mußten ihr deshalb ständig Menschen opfern.

Als einige Wochen vergangen sind, dringen die Spanier in den Palast des Herrschers ein, um ihn gefangenzunehmen. Montezuma geht freiwillig mit. Er glaubt noch immer, daß die weißen Ankömmlinge Götter seien, und dieser Glaube spielt ihm den Spaniern in die Hand. Er handelt wie von allen guten Geistern verlassen, aber durch den Irrtum hindurch vollzieht sich eine Zeitenwende. Die Zeit verändert sich, die alten Götter verlassen Mexiko und eine neue Zeit bricht an.

Montezuma wird immer mehr zum Sprachrohr von Cortez. Er läßt es zu, daß die Spanier den Tempel der Pyramide, auf der die Menschenopfer stattfinden, in eine christliche Kirche verwandeln. Dann begehen die Spanier eine verbrecherische Tat. Sie metzeln 600 aztekische Adlige, die sich zu einem Fest versammelt haben, nieder. Die Stimmung im Volk schlägt endgültig um. Die Azteken belagern den Palast der Spanier, und Montezuma, der sie besänftigen soll, wird gesteinigt. Unter furchtbaren Verlusten gelingen den Spaniern der Ausbruch und der Rückzug. Im nächsten Jahr erscheint Cortez mit einem mächtigen Heer vor der Stadt, belagert sie, hungert sie aus und zerstört sie schließlich. In einer aztekischen Quelle heißt es:

Die gesamte Bevölkerung war völlig eingeengt, sie litt Hunger, sie wurde schwach vor Hunger. Man hatte kein reines, trinkbares Wasser, sondern man trank salzhaltiges Seewasser. Viele Menschen starben an den Folgen der Ruhr. Alles, was man aß, waren Eidechsen, Schwalben, die Hülle von Maiskolben, das salpeterhaltige Hundsgras. Man kaute Samen, Wasserlilien, Baukalk, Häute und Wildleder. Dies alles kochte man, briet man, röstete man, dörrte man und aß es. Dazu harte Kräuter und selbst Lehm. Nichts gibt es wie diese Qual. Entsetzlich ist es, belagert zu sein. Es herrschte vollständig der Hunger.  
Konetzke 1963, S. 150f

Die Indianer wurden versklavt und in die Encomienda gezwungen. 1532 zählte die einheimische Bevölkerung 16 Millionen, 1608 1,1 Millionen.

Das andere große Reich war das der Inka im westlichen Südamerika. Wahrscheinlich waren die Inka ursprünglich Hirten gewesen, die in großer Höhe in den Anden Lamas hüteten. Im 13. Jahrhundert siedelten sie sich im Tal von Cuzco an. Im folgenden Jahrhundert gelang es ihnen, gegen den Widerstand der Nachbarvölker ein großes Reich zu gründen, das von Quito im Norden bis weit nach Chile hineinreichte. In den Eroberungskriegen wurden manchmal ganze Städte entvölkert. Vor dem Angriff wurden die Einwohner vor die Alternative gestellt, sich den Inka zu unterwerfen oder vernichtet zu werden.

Der Mittelpunkt des Reiches war Cuzco, das bedeutet Nabel der Welt, und im Zentrum der Stadt der Sonnentempel, wo Straßen aus allen Teilen des Reiches zusammenliefen. Das Straßennetz umfaßte 16000 Kilometer, und Kuriere legten in einem Stafettenlauf 2000 Kilometer in fünf Tagen zurück.

Unter der Regierung des Inkafürsten Pachacutic

... wurden längs der Überlandstraßen in Abständen von einer halben Legua kleine, aber feste Häuser aus Holz und Stroh errichtet. In den Bergen standen sie an Abhängen oder unter Klippen. Die Straßen waren mit diesen kleinen Häusern dicht gesäumt. In jedem lebten ständig zwei Indianer aus der nächsten Ansiedlung, die von dort aus mit Vorräten versehen und von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. . . . Wenn dem Groß-Inka in Cuzco irgendein Geschehnis mitgeteilt werden mußte, so machte sich von Quito, Tomebamba, Chile, Caranqui oder von irgendeinem anderen Ort ein Läufer auf und rannte, so schnell er konnte, ohne anzuhalten, zum nächsten Posten. Für diesen Dienst wurden die schnellfüßigsten Indianer ausgesucht. Und sobald der Ablösende das [die Botschaft] hörte, rannte er, so schnell er konnte, zum nächsten Posten. Der Abgelöste ging in die Hütte, aß und trank von den immer vorhandenen Vorräten, und der andere tat desgleichen, wenn er die nächste Station erreicht hatte. So durcheilten eine Nachricht oder ein Befehl in kürzester Zeit dreihundert, fünfhundert oder achthundert Leguas.

... Es ist wohlbekannt, daß weder Maultiere noch Pferde schneller vorwärtskommen können als jene Läufer, wenn es über gefährliche Berge, schneedeckte Gipfel und mit jederlei dornigem Gestrüpp überwachsene Wüsten geht. [ . . . ]

Das bewirtschaftete Land war in drei Teile gegliedert: für die Regierung, für die Götter und die Religion und für die Bevölkerung, war je

ein Teil vorgesehen. Die Größe der ersten beiden Anteile hing von der Größe der Bevölkerung ab, denn jede Familie bekam soviel Land zugeteilt, daß sie nicht hungern mußte. Die Sorge für die Armen war Gemeinschaftsaufgabe und die Felder wurden gemeinsam bestellt.

Jeder mußte sich sein Essen von zu Hause mitbringen, damit die Armen der Sorge enthoben wurden, ihnen eine Mahlzeit zu geben. Man war der Ansicht, daß die Alten und Kranken, die Witwen und die Waisen an ihrem eigenen Elend genug hatten und nicht noch für andere aufkommen dürften. Wenn die Armen kein Saatkorn hatten, gab man ihnen welches aus den öffentlichen Vorratskammern [...] ]

Auch die Äcker der Soldaten, die im Kriege waren, wurden gemeinsam mit den Äckern der Witwen, Waisen und Armen bestellt, denn die Frauen, deren Männer im Felde standen, wurden auf die Liste der Witwen gesetzt, so daß auch ihnen die allgemeine Fürsorge zuteil wurde wie allen anderen Bedürftigen. Die Kinder der im Kriege Gefallenen wurden mit größter Sorgfalt ernährt und erzogen, bis sie sich verheirateten.

Waren die Äcker der Armen bestellt, so bestellte jeder seine eigenen Felder, wobei die Bauern sich gegenseitig halfen.

de Cieza. S. 268ff, 100f

Der Staat war streng hierarchisch aufgebaut. An der Spitze stand der Inka. Nicht zu Unrecht spricht man von einem autoritären Wohlfahrtsstaat.

Dieser Staat sollte von Pizarro erobert werden, der um 1475 im spanischen Estremadura geboren wurde, in seiner Jugend Schweine hütete und zeit seines Lebens Analphabet blieb. 1502 wanderte er nach Panama aus, wo er die nächsten dreißig Jahre lebte, und er wäre nicht so berühmt und berüchtigt geworden, wenn er nicht auf einer Erkundungsfahrt von einem reichen Goldland im Süden gehört hätte, Peru. Pizarro reiste nach Spanien und erlangte vom Königshaus die Erlaubnis, Peru zu erobern. 10 Prozent der Einkünfte aus dem zu erobernden Land sollte er selbst erhalten, 90 Prozent die Krone. Bei Edelmetallen sollte das Verhältnis 5 zu 95 betragen. 1532 langte Pizarro mit seiner Streitmacht in Peru an. Er verfügte über 106 Mann Fußvolk, 20 Armbrustschützen, 62 Reiter, 3 Musketiere und ein paar Kanonen. Für die Eroberung von Peru brauchte er etwas mehr als ein Jahr, bis 1533, wobei ihm zugute kam, daß das Land durch einen Bürgerkrieg, in dem zwei Söhne des verstorbenen Inkaherrschers kämpften, geschwächt war. Am 15. November zieht Pizarro in Cajamarca ein, einer Stadt in 2750 Meter Höhe mit 10000 Einwohnern. Es kommt zu keinem Kampf und am nächsten Tag

findet die erste Begegnung mit Atahualpa, dem Inkafürsten, statt. Wir sind über sie gut unterrichtet. Atahualpa trifft mit einem Gefolge von 6000 Mann auf der Plaza ein, aber er sieht nur einen Spanier, der ihm entgegenkommt. Es ist der Beichtvater von Pizarro. Er hält in der einen Hand eine Bibel und in der anderen ein Kruzifix und richtet, denn er ist sprachkundig, folgende Ansprache an den Inka:

Der Heiland ließ auf der Erde den Apostel Petrus als seinen Stellvertreter zurück, dieser gab sein Amt an den Papst weiter, dieser wieder an die ihm folgenden Päpste. Der Papst, der jetzt über alle Herrscher der Welt Gewalt hat, hat dem spanischen Kaiser, dem mächtigsten aller Fürsten, den Auftrag erteilt, die Eingeborenen auf der westlichen Halbkugel zu unterwerfen und zu bekehren. Francisco Pizarro ist jetzt gekommen, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Ich aber fordere Euch jetzt auf, Atahualpa, dem Irrglauen, in den Ihr verstrickt seid, abzuschwören und den wahren Glauben anzunehmen. Überdies sollt Ihr anerkennen, daß Ihr dem spanischen Kaiser ab heute zinspflichtig seid. [ . . . ]

Atahualpa soll folgendes erwidernt haben:

Ich werde keinem zinspflichtig sein. Ich bin der größte Fürst der Erde, niemand kommt mir gleich. Wie kann der Mann, der Papst heißt, Länder verschenken, die nicht sein Eigentum sind? Meinen Glauben werde ich nicht ablegen. Euer Gott ist von den Menschen getötet worden, die er erschaffen hat. Mein Gott - bei diesen Wörtern zeigte er auf die Sonne - lebt im Himmel und blickt auf seine Kinder herab. [ . . . ]

Er reißt dem Mönch die Bibel aus der Hand, aus Zorn oder weil er damit nichts anzufangen weiß und wirft sie auf die Erde. Vielleicht machte diese Handlung es den Spaniern leichter, jetzt mit gutem Gewissen aus ihren Verstecken hervorzukommen und die Indianer anzugreifen.

Völlig überrascht, erschreckt durch das Donnern der Geschütze und das Knallen der Musketen, dachten die Indianer nicht an Widerstand, sondern nur an Flucht. Doch sie wußten nicht, wohin sie fliehen sollten. Überall waren Pferde und Reiter, nun ein einziges furchtbares Wesen, das den Tod brachte. Einer nach dem anderen fiel, durchbohrt von den blitzenden Schwertern der Spanier. Hügel bildeten sich, die aus Toten bestanden.

Gorgia, Carvajal, Fritz, S. 50f

Atahualpa wurde gefangengenommen. Man versprach, ihn freizulassen, falls er den Raum, in dem man ihn festhielt, mit Gold füllen ließe. Aus allen Gegenden des Reiches schleppten die Indianer Goldschätze herbei, aber die Spanier hielten ihr Wort nicht. Der Inka, vor die Wahl gestellt, als Heide verbrannt oder getauft und erdrosselt zu werden, entschied sich für das Christentum und das Würgeisen. Wahrscheinlich hatte Pizarro erkannt, daß der streng gegliederte und bürokratisch verwaltete Staat mit dem Tod des obersten Führers schneller zerfallen würde. Ein Jahr nach der ersten Begegnung mit dem Inka ließ sich Pizarro in einer Sänfte in die Hauptstadt Cuzco hineinragen. Die Stadt wurde wie die anderen Städte auch eingäschert, und auf den Grundmauern der Tempel wurden christliche Kirchen errichtet. In wenigen Jahren verwandelte sich das Land vollkommen:

Früher pflegten sie [die Indianer] den durchreisenden Spaniern in ihren Häusern Herberge zu bieten und waren überaus freundlich und höflich zu ihnen. Jetzt ist das nicht mehr der Fall, weil die Spanier [ . . . ] die Indianer überdies so grausam behandeln, daß man sie allgemein haßt. Manche spanische Beamte haben den Indianern aber auch solche Beispiele von Gemeinheit vor Augen geführt, daß es kein Wunder ist, wenn diese sich der Gastfreundschaft schämen, die sie Menschen erwiesen haben, welche die einstigen Herren des Landes wie Knechte behandeln. [ . . . ] Für meine Person bin ich wahrlich der festen Überzeugung, daß es wenige Völker in der Welt gibt, deren Regierungssystem besser ist als das der Inkas. Ganz abgesehen von Fragen der Regierung und Verwaltung muß ich ganz allgemein auch sagen, daß ich in keiner Hinsicht mit der Behandlung der Eingeborenen einverstanden bin; im Gegenteil, ich empfinde tiefen Kummer über die vielen Fälle von Ausschreitung, Rücksichtslosigkeit, Mord und Totschlag, die sich die Spanier zuschulden kommen lassen, und das nur aus Grausamkeit und Mangel an Verständnis für den natürlichen Adel und die Anständigkeit dieses Volkes. Die meisten Täler sind heute menschenleer, und jedermann weiß doch, wie dicht bevölkert sie früher waren!

de Cieza, S.462

Zur Entvölkering des Landes trug die *mita* bei, eine Institution zur Zwangsrekrutierung der indianischen Arbeitskräfte. Sie wurde auf Veranlassung der Bergwerksunternehmer im Jahr 1574/75 eingeführt, um die für den Abbau des Silbers im Silberberg von Potosí im heutigen Bolivien notwendigen Arbeitskräfte zu sichern. Die Mita stellt ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Staat und den Indianern her: für 10 Monate mußten die Indianer in den Bergwerken arbeiten. Auf dem Papier

wurden ihnen bestimmte Rechte garantiert: geregelte Arbeitszeit, feste Einkommen, arbeitsfreie Sonn- und Feiertage. Ferner durften Indianer aus den Tropenregionen nicht zur Arbeit im Andenhochland herangezogen werden. Die Garantien wurden nicht eingehalten.

Die *mitayos* wurden aus den umliegenden Provinzen oft mit Gewalt verschleppt. Zwar sollte nicht mehr als ein Siebtel der erwachsenen männlichen Bevölkerung (zwischen 18 und 50 Jahren) zur Mita herangezogen werden, in Wirklichkeit - so berichtet der Vizekönig Velasco 1603 - «wurden so viele Indianer verschleppt, daß in vielen Dörfern nur noch Frauen und einige Kinder anzutreffen sind». Von je zehn Mitayos kehrten nur drei wieder in die Heimat zurück. Über die Arbeiten in den Bergwerken sind wir informiert durch den Bericht eines Bergwerkunternehmers namens Capoche.

Es herrschte eine Eiseskälte am Silberberg von Potosi in einer Höhe von 3000 bis 4000 Metern. Die Indios waren ungeschützt den Winden und Stürmen des Hochlandes ausgesetzt. In den Tiefen des Bergwerkes herrschten höllische Temperaturen. Die Mitayos mußten oft 36 Stunden hintereinander arbeiten. Sie brachen das Erz mit Eisenstäben los und transportierten es kriechend durch niedrige Gänge; dann schleppten sie es über Leitern an die Oberfläche, wo es auf kleinen Feuern zu Silber zerschmolzen wurde. Mehr als 6000 Feuer brannten am *Cerro Rico*, dem steinreichen Berg. Infolge des Rauchs der Schmelzöfen gedieh in einem Umkreis von 10 Kilometern kein Gras und keine Saat. Die Mitayos, die den Giftgasen direkt ausgesetzt waren, bekamen das Zittern oder Zahnausfall. In einem Bericht an den Indien-Rat heißt es: «das Gift fraß sich bis ins Mark ein und schwächte alle Glieder; es rief ein ständiges Zittern hervor, und die Arbeiter starben im Verlauf von vier Jahren».

Folge dieser hemmungslosen Ausbeutung indianischer Arbeitskräfte war die Entvölkerung des Andenhochlandes. Während bei der ersten Einführung der Mita noch 81000 Indianer gezählt wurden, reduzierte sich diese Zahl im Jahr 1633 auf 40115, 1662 auf 16000 und 1683 auf 10633.

Der Historiker Galeano schreibt, daß in drei Jahrhunderten der *Cerro Rico* von Potosi mehr als acht Millionen Menschenleben verschlang.

Die Bodenschätze, die von den Indios der Erde entrissen wurden, förderten den Reichtum und die Entwicklung Europas. Über den Silberstrom, der in die alte Welt floß, war Kaiser Karl V. so erfreut, daß er Potosi den Titel einer Kaiserstadt und ein Wappen verlieh, auf dem man lesen konnte: «Ich bin das reiche Potosi, Schatzkammer der Welt, König der Berge, den Königen diene ich zum Neide.»

Immer mehr Menschen, vom Reichtum angelockt, ließen sich in der Stadt nieder. Bereits 20 Jahre nach ihrer Gründung hatte sie 120000

Einwohner, im Jahre 1650 160000. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts gab es in Potosí 26 prachtvolle Kirchen, ebenso viele Spielhäuser und 14 Tanzschulen. Die Stadt war die größte in Amerika und brauchte den Vergleich mit den berühmtesten europäischen Städten nicht zu scheuen. Eine reiche Gesellschaft von Kolonisten lebte in ihr, die sich mit Luxusgegenständen aus vielen Teilen der Welt umgab.

Über das Elend derer, denen der Reichtum eigentlich gehörte, heißt es im Gutachten des Indien-Rates vom 4. Mai 1718:

Melchior de Linán, der Vizekönig und Erzbischof von Lima war, hielt für gewiß, daß jene Edelmetalle so im Blut der Indianer gebadet waren, daß, wenn man das daraus gewonnene Geld ausdrückte, mehr Blut als Silber herauskommen müßte, und daß, wenn man den Zwang der Mita nicht abschaffe, die Provinzen völlig zugrunde gerichtet würden, was eine schwere Belastung des königlichen Gewissens wäre . . . [Abgesehen von den gesundheitlichen Gefahren der Bergwerksarbeit] durch schädliche Ausdünstungen und Grundwasser in den Stollen, das bis an die Knie reicht, treibt man die Indianer mit Peitschen an, daß sie mehr arbeiten, als ihre Kräfte es zulassen. Überdies zahlt man diesen elenden Menschen auch nicht für die Tage des Hin- und Rückweges, wo sie doch 100 und selbst 200 Meilen mit Frauen und Kindern zurückzulegen haben. Da durch die übermäßige Arbeitslast die Zahl der Indianer in den für die Mita bestimmten Provinzen stark zurückging, dehnte man die Mita auf andere noch entferntere Provinzen aus. [ . . . ]

Dann wird die heidnische Vorzeit mit der Zeit nach Ankunft der Spanier verglichen:

. . . Wenn man solche entsetzlichen Arbeitsforderungen vor Behörden der heidnischen Vorzeit vorgebracht hätte, würde es einen großen Skandal als etwas, das gegen die Natur ist, hervorgerufen haben, berichten doch die alten Geschichten, daß diese armen Indianer, obgleich sie in ihrer heidnischen Zeit in großer Unterwürfigkeit von ihren Fürsten gehalten wurden und deren Herrschaft so grobschlächtig war, niemals zu so unerträglichen Arbeiten gezwungen worden waren, wie sie es in der Zeit erfahren haben, als sie katholischen Königen Untertan gewesen sind . . .

Konetzke 1976, Dokument 25, S. 28

### 3. Herrenbewußtsein, die Ideologie der Conquistadoren

Kritische Einwände gegen diese Eroberungs- und <Befriedungspolitik>, die vor allem von den Mönchen kamen, werden in den Reiseberichten der Conquistadoren mit dem Argument zurückgewiesen, man habe die Indianer von Götzenglauben und Menschenopfern abgebracht und sie an ein gesittetes Leben gewöhnt. Diaz del Castillo schreibt in seiner Geschichte der Eroberung Mexikos:

Wer in die Gewalt der feindlichen Indianer kam, wurde den Idolen geopfert, und die anderen sind ihren Tod gestorben. Wenn ihr mich fragt, wo sie ihre Gräber haben, sage ich, daß es die Bäuche der Indianer sind, die ihre Beine, Schenkel, Arme, fleischigen Glieder, Füße und Hände abßen. Das übrige wurde begraben. Ihren Leib warf man den Tigern, Schlangen und Raubvögeln vor, die man in jener Zeit, um Staat damit zu machen, in festen Häusern hielt, und jene Tiere wurden ihre Gräber, und dort befinden sich ihre Waffen. Und wie ich es mir vorstelle, müßten ihre Namen mit goldenen Lettern geschrieben sein; denn sie starben jenen grausamsten Tod, um Gott und Seiner Majestät zu dienen und denen Licht zu bringen, die in der Finsternis waren, und auch, um Reichtümer zu erlangen, die wir Menschen alle gemeinhin zu suchen pflegen.

Bernal Diaz del Castillo (1568), Diaz, S. 20

Getragen von diesem kulturellen Überlegenheitsbewußtsein wurde die Lebensweise der Indianer verächtlich gemacht, ja sie wurden auf die gleiche Stufe wie Tiere gestellt.

Da sie nicht für Menschen gehalten wurden, fiel es den Spaniern leichter, sie zu unterjochen und zu versklaven.

Es gab Leute, und nicht ohne Bildung, die Zweifel erhoben, ob die Indianer in Wahrheit Menschen waren von derselben Natur wie wir; und es fehlte nicht die Behauptung, daß sie es nicht seien und darum unfähig wären, die heiligen Sakramente der Kirche zu empfangen.

Konetzke 1963, S. 41

Diese Behauptung von der angeborenen Minderwertigkeit der fremden Rasse, der Indianer, wird an vielen Stellen in den Reiseberichten erhoben. Die Spanier auf der Insel Hispaniola nannten die Indianer Hunde oder Schweinehunde. Las Casas schildert, wie bei den Mahlzeiten von Spaniern Indianer unter dem Tisch wie Hunde und Katzen saßen und die heruntergefallenen Knochen abnagten. Als Cortez zu seinem Er-

oberungszug nach Mexiko aufbrach, sollte er sich im Auftrag des Gouverneurs Velazques gut nach Leuten mit großen und breiten Ohren und Otit Hundegesichtern umschauen. Fernandez de Oviedo berichtet, daß ein Eroberer auf seinen Streifzügen ganze Gruppen von Eingeborenen mit sich geführt habe, um seine Hunde zu ernähren. Er verliert kein Wort über die Leiden der als Hundenahrung dienenden Indianer, sondern begeistert sich an der Schönheit und Tugend eines der Hunde: «Seine Handlungen brachten die Christen zu dem Glauben, daß Gott ihn gesandt habe, um ihnen zu helfen, denn er vollbrachte bewundernswerte Dinge.» Er fand nach der Aufforderung «Such ihn» jeden entflohenen Indianer und brachte ihn zurück.

Die Vorstellung von den «Wilden» und «Barbaren» taucht in den Reiseberichten von Vespucci, Celso Gorgia und Gaspar de Carvajal auf. Die Indianer werden als «wilde, unheimliche Masse», beschrieben. Wie «Raubtiere» oder «Stechmücken» fallen sie über die ahnungslosen, harmlosen Spanier her, die ihnen nur die Grüße des spanischen Königs überbringen wollen.

Wenn man einen dieser «Heiden» näher betrachten kann, wie den gefangenen Inkafürsten Atahualpa, fällt den Christen auf, daß seine Gesichtszüge Grausamkeit und Heuchelei spiegeln. Zu den Abscheulichkeiten dieses «Antichrists» paßt auch, daß er die Frauen, deren er überdrüssig war, ertränken ließ.

Der Gipfel der Barbarei waren für das damalige Europa der Kannibalismus und die Menschenopfer, die in vielen Reiseberichten in allen Einzelheiten beschrieben werden. Hans Staden ist im Jahre 1550 neun Monate lang Gefangener bei den Tupi-Indianern in Brasilien gewesen. Er berichtet von Gefangenen oder Sklaven dieser Indianer, die getötet, gebraten und verspeist werden. Manchmal mästen sie ihre Gefangenen oft längere Zeit, um sie dann eines Tages unter besonderen Gebräuchen mit einer seltsamen Keule zu erschlagen, zu zerlegen und zu verzehren.

Diese Taten schienen den Eroberern zweifelsfrei den abgrundig bösartigen Charakter der Eingeborenen zu enthüllen. Sie verschafften ihnen den Vorwand und die moralische Berechtigung, mit aller Härte gegen die Urbevölkerung vorzugehen. Der Geschichtsschreiber Oviedo sieht in der Neuen Welt ein «Reich des Teufels», der die Bewohner Westindiens zum Götzendienst verführt hat:

Obgleich die Menschen Indiens vernünftig sind, und aus der heiligen Arche Noah entstammen, sind sie durch ihren Götzendienst und ihre teuflischen Opfer und Sodomie unvernünftig und tierisch geworden [...]

Menschen, die nicht an den wahren einzigen Gott glauben, sind nicht in, vollen Besitz ihrer Vernunft, sind *keine* Menschen.

Auch Gelehrte, Theologen und Philosophen im übrigen Europa griffen diese diskriminierenden Anschauungen auf. Sie stützten sich auf die negativen Berichte einzelner Reisenden und bildeten sich ein, empirisch und streng logisch vorzugehen. Einer von ihnen, der Schotte John Major, lieferte im Jahr 1510 die erste <philosophische> Beschreibung der Barbaren:

Jene Bevölkerung lebt in tierischer Weise. Schon Ptolomäus sagte in seinen Schriften, daß an beiden Seiten des Äquators und an den Polen wilde Menschen wohnen, und dies hat gerade die Erfahrung bestätigt.

Konetzke 1963, S. 42,40

Die Europäer verstanden sich als Kulturbringer. Sie brachten den Indianern Religion, Werkzeuge und Haustiere. Gomara, der Hauskaplan von Cortez, lobte die Conquista. Die Indianer seien durch sie von Polygamie, Sodomie und Kannibalismus befreit worden. Sie brauchten die eigenen Kaziken nicht mehr zu fürchten, von denen sie ausgebeutet, als Lastträger verwendet und den Göttern geopfert worden wären.

Jetzt sind sie Herren dessen, was sie besitzen, und mit soviel Freiheit, daß es ihnen schadet. Sie zahlen so wenig Tribut, daß sie faulenzen können . . . Man gibt ihnen Lasttiere, damit sie nicht zu tragen brauchen, und Wolle, damit sie sich kleiden . . . Und Fleisch, damit sie essen können . . . Wir haben ihnen Latein und Wissenschaften beigebracht, was mehr wert ist als noch soviel Gold und Silber, das wir ihnen abnahmen: denn erst durch Bildung sind sie wahre Menschen. Also sind sie durch Unterwerfung und mehr noch dadurch, daß sie Christen geworden sind, befreit worden.

Antkowiak, S. 322

Gomara übersah nicht die Grausamkeit der Spanier, erblickte in ihnen aber Werkzeuge Gottes, durch die dieser die Indianer wegen ihrer Lasterhaftigkeit strafte.

Bei diesen Ansichten bleibt das Massensterben der indianischen Bevölkerung rätselhaft.

Es wurde in Spanien jedoch heftig diskutiert, denn durch die Reiseberichte der ersten Conquistadoren waren Theologen, Juristen und Laien wohlinformiert über die «indischen Lande» und über die Raub- und Beutezüge der Eroberer.

Bei den öffentlichen Auseinandersetzungen ergaben sich zwei gegensätzliche Auffassungen:

- War die Conquista ein rechtloser Akt, in welchem die Indianer gewaltsam durch die Spanier unterworfen wurden oder
- war die Conquista ein Kreuzzug, der die Indianer aus Gottlosigkeit und Laster befreite, ihnen also zugute kam?

Die Diskussion kreiste um das Problem des gerechten Krieges (lateinisch *bellum iustum*), das in Spanien während des Krieges gegen die Mauren eine wichtige Rolle gespielt hatte. Der größte Teil der noch von der Kreuzzugideologie beherrschten spanischen Theologie hatte sich für eine kriegerische Lösung entschieden: Der Heilige Krieg war gegenüber den Mauren in der Reconquista (im Mittelalter der Kampf der christlichen Staaten auf der Iberischen Halbinsel um den Rückgewinn der von den Mauren besetzten Teile, bis 1492) praktiziert und mit der Heiligen Inquisition gewissermaßen institutionalisiert worden, jetzt mußte er auch zur Rechtfertigung für die Eroberung Indiens herhalten. Im Jahr 1535 veröffentlicht Juan Gines de Sepulveda (1490-1573) seine Schrift «Über die gerechten Gründe des Krieges gegen die Indianer». Sepulveda war nie in Amerika gewesen, kannte sich aber gut in den amtlichen Berichten der königlichen Beamten und auch in den Reiseberichten aus.

Die Schrift enthält eine allgemeine politische Theorie, die sich zum Krieg, zum Massenelend der Indianer und zum Gottesgnadentum äußert, und zugleich die unterschiedlichen Aufgaben der verschiedenen Rassen und Völker im Plan der göttlichen Vorsehung beschreibt.

Sepulveda definiert zunächst den Frieden als einen Zustand des Gleichgewichts, als Übereinstimmung mit der christlichen Ordnung. Diese Ordnung wird hergestellt durch Unterwerfung unter den göttlichen Heilsplan, nach dem die Frau dem Mann Untertan sein soll, der Diener seinem Herrn, ein Volk dem anderen. Das Vollkommene muß über das Unvollkommene regieren, das Gute über das Böse, und die Unverständigen haben sich den Verständigen unterzuordnen, damit sie, des selbständigen Denkens unfähig, zu nützlicher und dienender Arbeit angehalten werden. Falls sie hierzu nicht bereit sind, meint Sepulveda unter Berufung auf Aristoteles, hat man das Recht, sie mit Waffen zu unterwerfen, da sie auf Grund ihrer natürlichen Beschaffenheit den Gehorsam schuldig sind.

Auch die Gegner und Rebellen gegen den christlichen Frieden haben ihre Bestimmung und ihren Platz in dieser göttlichen Ordnung. So wie die Armen da sind, um den Reichen Gelegenheit zu geben, Nächstenliebe zu üben, sind sie da, damit die Guten ihren Gehorsam gegen Gott zeigen können. Diese sind gleichsam die irdische Justiz, durch die sich Gottes Wille vollzieht.

Nun sind die Indianer ihrer Natur nach Sklaven, die sich mithin nach

Gottes heiligem Willen den Spaniern zu unterwerfen haben. Sepulveda schreibt: «Der Unterschied zwischen den Spaniern mit ihrer Vornehmheit, Intelligenz, Tugend und Menschlichkeit und den Barbaren [= Indianern] ist identisch mit demjenigen, welcher die Menschen von den Affen trennt; daraus folgt, daß die Kunst der Jagd nicht nur gegenüber Tieren zu üben ist, sondern auch gegenüber Menschen, die zum Gehorsam geboren sind, aber den Dienst verweigern.»

Eine Situation, in der die christliche Ordnung bedroht ist, rechtfertigt den Krieg, und es gibt verschiedene Gründe, weshalb es gerecht ist, daß die Spanier gegen die barbarischen Indianer Krieg führten. Einige liegen in dem schrecklichen Verhalten der Indianer selbst. Sie verzehren Menschenfleisch, beten anstelle Gottes Dämonen an und bringen ihnen Menschen zum Opfer, so daß viele Unschuldige jedes Jahr umkommen. Es ist gerecht, diese Gewohnheiten durch einen Krieg auszurotten.

Ein anderer Grund liegt in der angeblichen Minderwertigkeit der Indianer.

Da [ . . . ] die Indianer ihrer Natur nach Sklaven, Barbaren, rohe und grausame Gestalten sind, lehnen sie die Herrschaft der Klugen, Mächtigen und Vortrefflichen ab, anstatt sie zu ihrem eigenen Besten zuzulassen, wie es einer natürlichen Gerechtigkeit entspricht, wonach die Materie der Gestalt, der Körper der Seele, die Begierde der Vernunft, die rohen Tiere dem Menschen, das heißt also das Unvollkommene dem Vollkommenen, das Schlechtere dem Beseren unterworfen sein müssen. [ . . . ]

Die Spanier sind den Indianern nicht nur von Natur aus überlegen, sie besitzen auch den wahren Glauben. Hierin liegt ein weiterer Grund, einen gerechten Krieg zu führen. Sepulveda weist darauf hin,

[ . . . ] daß die christliche Religion bestimmt ist, sich überallhin, wo sich Gelegenheit bietet, mittels Predigt des Evangeliums zu verbreiten, nachdem der Weg den Predigern und Lehrern der Moral und Religion eröffnet worden ist, und daß diese Missionare in einer Weise geschützt werden, um mit Sicherheit ihrer Personen die Heilslehren verkünden zu können.

Konetzke 1976, Dok.4,S.8

Es wäre billig und sogar heuchlerisch, sich über die Spanier, ihre Handlungen und ihre Denkweise, heute einfach zu entrüsten. Sie lösten ihre Ideologie, den Indianern Menschlichkeit zu bringen, nicht ein und wollten es nicht einsehen. Sie drückten die allgemeine Denkweise und Moral aus, für die sie nicht verantwortlich waren, selbst wenn es eine allgemei-

ne Unmoral war. Sie waren Kinder ihrer Zeit, was allerdings nicht bedeuten kann, daß man ihr nicht bis zu einem bestimmten Grad entwachsen kann. Es gab genug Beispiele, namentlich unter den Geistlichen, die zeigen, daß nicht nur die zeitlichen und gesellschaftlichen Umstände bestimmend wirken. Das größte ist der Dominikanermönch Las Casas.

Er hatte selbst an der Kolonisation, die in ihrer ersten Entwicklungsstufe direkter Raub, Plünderung und Mord war und deren schärfster Ankläger er später wurde, profitiert. Als er 1514, mit vierzig Jahren, eine Predigt vorbereitete, stieß er auf eine Stelle bei Sirach; 34:

«Der Arme hat nichts denn ein wenig Brot: wer ihn darum bringt, der ist ein Mörder. Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund.»

Er bezog die Sätze auf seine Situation, verzichtete auf seine Güter und Sklaven und begann die Geschichte der Eroberungen zu studieren. Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß die Kriege gegen die einheimische Bevölkerung ungerecht und zu verdammen seien, deren Widerstand dagegen zu verstehen und zu billigen sei. Diese Einsicht verdankte er keiner göttlichen Offenbarung, die ihm die Augen öffnete, sondern er selbst hielt seine Augen offen und sah genau hin.

1515 unternahm er die erste von insgesamt 14 Reisen nach Spanien, um eine Verbesserung der Lage der Indianer zu erreichen.

1520 traf er mit Karl V. zusammen und in seinem letzten, großen öffentlichen Auftritt 1550 besiegte er in einem Streitgespräch Sepulveda. Im spanischen Mutterland fand er eine gewisse Anerkennung und konnte Schutzmaßnahmen für die Indianer durchsetzen, die jedoch in den Kolonien kaum durchgeführt wurden, so daß seine Erfolge schließlich Mißerfolge waren.

Neben seiner politischen entfaltete er eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Er wurde der wichtigste Historiker der Conquista. Er vermochte sich aus dem egozentrischen Gesichtspunkt der Europäer zu lösen und die indianischen Kulturen in ihrem Eigenwert anzuerkennen. 1552 erschien der schon zehn Jahre vorher geschriebene «Kurzgefaßte Bericht über die Vernichtung Indiens», der für die damalige Zeit zu einem großen Bucherfolg wurde.

Las Casas zerstörte das Geschichtsbild der Herren, das zugleich das der Sieger ist, und das sie sich nach dem Bilde machen, das sie von sich selbst haben, er zerstörte also ihr wohlgefälliges Selbstbild.

Hinter dem Zivilisationsbringer kam der Barbar zum Vorschein und hinter dem Heilsbringer der Antichrist, und Las Casas nannte sie auch so. Das war für viele seiner Zeitgenossen unerträglich und ist es, wie die Aufnahme seiner Schriften zeigt, für viele unserer Zeitgenossen noch heute. Historiker spanischer Sprache haben in unserem Jahrhundert Las Casas einen Geisteskranken, einen verbohrten Anarchisten, einen Pre-

diger des Marxismus, einen gemeingefährlichen Demagogen, einen vom Teufel besessenen Gleichmacher, einen großenwahnsinnigen Paranoiker genannt und bisher ist ihm in seinem Heimatland kein Denkmal errichtet worden.

## 4. Die Sklavenmoral in Lateinamerika

Brief der indianischen Nobilität aus der Provinz Mani in Yucatan an Philipp II. von Spanien (12. April 1567)

Nachdem das Gute zu uns kam und es geschah, daß wir unseren gnädigen Gott, den einzigen, den es gibt, kennenlernten und unsere Götzentdiensste ließen, kamen noch bevor wir unsere Augen richtig aufgemacht hatten, auf uns die schlimmsten Verfolgungen, die man sich vorstellen kann. Das war im Jahre 62 durch die Brüder vom Orden Sankt Franziskus, die gekommen waren, um uns zu belehren. Statt dessen aber begannen sie uns zu foltern, haben uns an den Händen aufgehängt und in dieser schrecklichen Weise gepeitscht und haben dann auch an unsere Füße große schwere Steine gehängt, viele sind daran gestorben, andere wurden zu Krüppeln.

Wir hatten an Eure Gerechtigkeit geglaubt, die durch Dr. Diego Queixada geübt werden sollte. Statt dessen half er den Folterern und sagte zu ihnen, wir wären Gottlose und opferten Menschen und sagte alles andere als die Wahrheit. Wir waren wehrlos gegen das viele Unglück, das auf uns zukam. Viele von uns sind beraubt worden, andere ermordet. Nicht zufrieden mit dem ganzen Unglück, das sie auf uns schickten, haben sie die Knochen von unseren christlich verstorbenen Brüdern ausgegraben und sie in aller Öffentlichkeit verbrannt. Wir verstehen nichts mehr und auch nicht warum.

Aus Mexiko kam eine hohe Persönlichkeit, um diese Vorfälle zu untersuchen, aber sie hat nichts gemacht. Nachher kam der Gouverneur Don Luys de Cespedes, und, anstatt uns zu helfen, hat er unser Elend vergrößert, hat unsere Frauen und Töchter weggenommen, damit sie den Spaniern dienten. Das alles gegen unseren Willen und wir sagten, daß unsere Vorfahren nie so schlecht waren, denn sie haben niemandem die Kinder und keinem Mann die Frau weggenommen. Wir dagegen haben unser ganzes Vermögen gegeben für Glocken, Kirchen und Ornamente, wie es die Priester verlangt haben. Aus diesem Grund haben wir die Erbschaft, die wir von unseren Vorfahren bekommen hatten, weggegeben, ohne daß jemand uns dankbar ist.

Was uns bedrückt und zur gleichen Zeit empört, ist, daß die Berichte dieser Vorgänge von Fray Diego Landan, dem hauptsächlichen Täter al-

ler dieser Bosheiten, Ihrer Majestät wohl bekannt waren und sogar genebilligt wurden, das hat uns sehr gewundert, denn es wurde uns oft genug gesagt, daß Ihre Majestät sehr gütig und katholisch wäre . . .

Zimmermann, Dok. IV b, S. 36

Der Brief macht deutlich, was die Indianer von den Eroberern dachten. Sie maßen die Europäer an ihrem christlichen Anspruch und kamen zu dem Ergebnis, daß sie gerade das Gegenteil dessen taten, was sie hätten tun müssen. Die tiefe Enttäuschung mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb bald nach der Unterwerfung in verschiedenen Gebieten religiös-prophetische Bewegungen entstanden, die zur Rückkehr zu den alten Religionen und zur Abkehr vom Christentum aufforderten. Sie hatten auch stets die Vertreibung der Spanier zum Ziel.

1576 versprach in Kolumbien ein Indianer mit Namen Sobce, die Spanier durch eine große Flut zu vernichten. Er ließ durch drei Beauftragte seine Prophezeiung überall verbreiten und gewann viele Anhänger. Als die Flut ausblieb, verlor er sie wieder.

1603 verbreitete sich im selben Land eine ähnliche Bewegung unter Nabsacadas aus. Die Indianer sollten auf ein Zeichen von ihm ihre Herren töten. Der Plan wurde aufgedeckt und die Bewegung brach zusammen.

Im 16. Jahrhundert, als Reaktion auf die Eroberungen und die Kolonialisierung, fanden erbitterte Freiheitskämpfe statt. Berühmt wurde der Kampf der Araukaner. 1539 hatte Pizarro den Gouverneur Pedro de Valdivia (1497-1553) mit der Eroberung von Chile beauftragt. Dieser überschritt mit seiner Truppe den Rio Maulé, die Südgrenze des ehemaligen Inkareiches, und kam in das Gebiet der Araukaner, die im Kampf gegen die Inkas ihre Freiheit bewahrt hatten. Er stieß sofort auf heftigen Widerstand und ließ einige gefangene Indianer verstümmeln und zur Abschreckung an ihre Stammesgenossen zurückschicken. Die Indianer hielten eine Zeitlang still, aber 1553 brach ein mächtiger Aufstand los, angeführt von Lautaro, einem jungen Araukaner, der als Pferdejunge für die Spanier gedient hatte und ihre Gewohnheiten kannte: Verschiedene Stämme vereinigten sich, stellten eine gut ausgebildete Truppe gegen die Spanier auf und schlugen sie zurück. Den Spaniern gelang es nie mehr, Südchile zu erobern und die Araukaner zu unterwerfen.

Der Widerstand der Araukaner war besonders heftig und erfolgreich gewesen, weil sie frei waren. Anders war die Situation in den amerikanischen Hochkulturen. Hier hatten schon vor der Ankunft der Europäer einige Stämme über die anderen geherrscht. Allerdings kann man nicht sagen, daß diese mit dem Sieg der Spanier nur eine Herrschaft gegen eine andere tauschten, denn sie tauschten etwa im Gebiet der Inka ein relatives Wohlergehen gegen das Elend ein. Auf jeden Fall waren sie

bereits unterworfen gewesen.

Im Laufe der Unterjochung nivellierten sich die Unterschiede zwischen den Stämmen und innerhalb der indianischen Bevölkerung, im großen und ganzen lebten jetzt alle gleich elend und hatten einen gemeinsamen Unterdrücker. Daher kommt es im 18. Jahrhundert, am Ende der Kolonialzeit, abermals zu großen Erhebungen. Oft gehen sie einher mit der Wiederentdeckung der eigenen Geschichts-

1761 findet auf der Halbinsel Yucatan im Golf von Mexiko und am Karibischen Meer unter Führung des jungen Indianers Jacinto Canek ein großer Aufstand der Maya statt. Er war Diener in einem Kloster gewesen, hatte dort eine Chronik über die Eroberung Yucatäns gelesen und den Indianern davon erzählt. Er wollte sie davon überzeugen, daß nur ein gemeinsamer Aufstand sie von den Fremden befreien könne.

Dieser wurde für den 20. November 1761 geplant. An diesem Tag versammelten sich viele Indianer zu einer religiösen Feier. Aber die Spanier hatten von dem Plan gehört. Eine Woche später wurde Canek gefangen genommen und bald darauf zusammen mit einigen Genossen hingerichtet. Der Aufstand wurde niedergeschlagen.

1780/81 erhoben sich in Peru und Bolivien Zehntausende von Indianern aus verschiedenen Stämmen wie Quechua und Aimara. Ihr Führer war ein Indianer aus der Provinz Tinta, José Gabriel Condorcanqui, der sich nach dem letzten Inkaherrschter Túpac Amaru nannte. Er stammte aus einem Kazikengeschlecht, konnte lesen und schreiben und war gebildet und wohlhabend. Oberleutnant Pablo Astete, Kommandant von Cuzco, der freundschaftliche Beziehungen mit Túpac Amaru vor dem Aufstand hatte, berichtet von ihm im Jahr 1780, daß er

5 Fuß und 8 Zoll groß war, schlank und schöne indianische Gesichtszüge hatte: Adlernase, lebendige schwarze Augen, größer als sie die Einheimischen normalerweise haben. In seinen Manieren war er ein Kavalier, er begegnete seinen Vorgesetzten mit Würde und mit Korrektheit den Einheimischen. Er sprach ein gutes Spanisch und Quechua mit außergewöhnlicher Grazie, lebte im Luxus, und wenn er auf Reisen war, ließ er sich von vielen einheimischen Dienern begleiten und sehr oft von einem Kaplan. Wenn er in Cuzco residierte, bestand seine Kleidung aus kurzer Jacke, kurzer Samthose, die damals große Mode war, Seidenstrümpfen, Goldschnallen an den Knien und an den Schuhen, spanischem Biberhut, der damals 25 Pesos kostete, besticktem Hemd und Goldbrokatweste in einem Wert von 70 oder 80 Pesos. Er trug krauses Haar bis in die Taille. Er war sehr beliebt bei allen Gesellschaftsklassen, war sehr freigiebig. [...]

Ein anonymer Chronist beschreibt ihn auf folgende Weise:

Er war ein mittelgroßer Mann, d. h. eher klein als groß, stark, belebt, trotzdem gut proportioniert, sehr weiß für einen Indio, aber dunkler als ein Spanier: Er hatte einen majestätischen Gesichtsausdruck und seine natürliche Strenge klärte selten ein Lachen auf. Es sah so aus, als ob diese Seele ständig in sich eingeschlossen (soweit ich darüber reden kann) und immer mit größeren Angelegenheiten beschäftigt wäre. Es war ihm nicht leicht sich zu öffnen, auch war er an anderen nicht sonderlich interessiert. Er besaß Talent, das aber nicht immer zum besten gerichtet war. Er war ehrlich und freundlich zu seinen Freunden, er hatte jedoch nicht viele. Er besaß zwei stolze Pferde, die ihn normalerweise zu seinen Auftritten in die Dörfer brachten, reichlich geschmückt, und mit diesem Glanz blendete er nicht wenig die Augen seiner Begleitung, die versuchte, die Kleider zu imitieren, aber die Qualität nicht erreichte. [...]

In dem Brief, den der Pfarrer von Livitaca, Don Vincente de Jaras, am 23. November 1780 an den Bischof Moscoso schrieb, gab er folgende Kennzeichnung des Führers des Aufstandes, der gerade stattfand:

Túpac Amaru ist kein idiotischer Indio, wie man es in der Stadt glaubt. Ich kenne ihn nicht, aber ich weiß, daß er sehr geschickt ist, und daß er kein Mittel ausläßt, seine Ideen auszuführen. Er behandelt großzügig diejenigen, die ihm folgen, aber auch jene, die nur kurze Zeit mit ihm Umgang haben.

Lewin, 394f

Túpac Amaru muß einen sehr tiefen Einblick in den Entwicklungsstand der einheimischen Massen gehabt haben. Die Indianer erzählten sich Geschichten von königlichen Gnadenerlassen, die sie befreien sollten, aber von den arglistigen Kolonialbeamten hintertrieben wurden. Sie stellten sich die unerreichbaren Führer gut und großherzig vor und sahen nicht, woher die ungerechten Befehle kamen, sondern schrieben sie den Vollstreckern zu, die mit dem Volk Kontakt hatten. Das nutzte Túpac Amaru aus. Seine Einberufungsschreiben an die Indianer begannen mit den Worten: «Ich habe königliche Anordnungen.»

Vor allem betrieb er seine offizielle Anerkennung als Inka. Er wollte im voraus und öffentlich als unumstrittener Chef der Eingeborenen er-

scheinen. Aber auch ohne Einwilligung der Behörden trat er als Inka auf und stellte seine Familie entsprechend vor. Einmal wurde er angezeigt, weil einer seiner Söhne bei festlichen Umzügen in Cuzco im Jahre 1778 in der Kleidung des Kaisers auftrat.

Die Taktik von Túpac Amaru erwies sich als vollkommen richtig. Als der Aufstand losbrach, wurden seine Befehle von der Mehrheit der Indianer und ihrer Häuptlinge, ohne die nichts geschah, befolgt. Nur 20 Kaziken, wahrscheinlich aus der Umgebung von Cuzco, weigerten sich, ihm zu gehorchen.

Den Aufständischen gelang es, einige Provinzen zu befreien und dort die sklavenähnliche Zwangsarbeit, die Mita, abzuschaffen.

In einer Petition an den Vizekönig von Peru hatte Túpac Amaru um die Aufhebung der Mita-Pflichten für die Angehörigen seiner Provinz gebeten:

. . . wegen der unsäglichen Arbeiten, die diese in der Mita von Potosí, mehr als 200 leguas [1 legua = in Spanien 5,6 km, in Mexiko 4,2 km] entfernt, zu erdulden haben, wegen dem noch größeren Schaden, der durch die Entvölkerung der Dörfer entsteht, weil die Indios gezwungen sind, mit Frau und Kindern sich von ihrer Heimat (patria) und ihren Verwandten zu trennen . . . , weil die Unwirtlichkeit der Wege sie tötet, weil das ungewohnte Klima und die schwere Arbeit in Potosí sie annihielt oder - falls ihr Leben nicht den Kalamitäten zum Opfer fällt - sie aufgrund ihrer Armut nicht die Mittel haben, in ihre Dörfer zurückzukehren. [. . .]

Er erklärte, daß die Indios früher für das Gemeinwohl arbeiteten, wenn sie das Metall aus dem Berg holten, während sie nun für andere arbeiten mußten und selbst in tiefstem Elend lebten.

Wenn die Indios zur Mita aufbrechen müssen, verabschieden sie sich, um zu sterben oder niemals in ihre Heimat zurückzukehren: verkaufen ihre Hütten und Möbel . . . mit ihnen gehen ihre Frauen und Kinder und so verläßt mit jedem indio mitayo eine ganze Familie das Dorf, um den 200 leguas betragenden unwirtlichen Weg über Flüsse und Kordilleren zurückzulegen. [. . .]

Über die Bergwerksbesitzer bemerkte der gleiche Autor:

Sie behandeln sie schlimmer als Sklaven, lassen sie in exzessiver Weise arbeiten . . . bezahlen ihnen weniger . . . halten die mita aufrecht, um die Arbeit der mitayos zu mißbrauchen, selbst wenn diese sterben und die Provinzen entvölkert werden zum Nachteil

des königlichen Vermögens, dem unzählige Tributpflichtige verloren gehen.

Chaves, 24 f

Beim Marsch auf Cuzco wurden die Aufständischen von spanischen Truppen geschlagen. Túpac Amaru wurde mit seiner Familie gefangen genommen. Er machte sich keine Illusionen über seine Zukunft, aber er verfiel auch nicht in Passivität. Zweimal versuchte er zu fliehen und bestach seine Wärter mit Geld, in der Hoffnung, sie würden ihn nicht verraten. Man fand ein Stück Stoffutter aus seiner Jacke bei ihm, das er mit einem kleinen Splitter mit eigenem Blut beschriftet hatte. Darin bat er seinen Bruder Diego um Hilfe.

Túpac Amaru wurde brutal gefoltert. Man band ihm beide Arme auf den Rücken und befestigte an seinen Füßen eine Eisenstange, die 100 Pfund wog. Dann wurde sein Körper vom Boden hochgezogen. Trotz der furchterlichen Schmerzen verriet er den spanischen Autoritäten nichts. Areche, der königliche Generalinspekteur schrieb: «Er ist eine Seele von besonders starker Natur und unwägbarer Ruhe.»

Über die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung sind wir durch einen Augenzeugen unterrichtet.

Cuzco, d. 3. Mai 1781

Für den Rebellen Jose Gabriel Tupamaro, seine Frau Michaela Bastidas und seine beiden Söhne Hipolito und Fernando, deren Folterung und Hinrichtung am 8. um 10 Uhr stattfinden soll, werden Galgen und Schafott errichtet. - Wegen der elf Titel, die der Rebell sich anmaßte, bereitet man elf Kronen aus Eisen mit sehr scharfen Spitzen für ihn vor, die man ihm auf den Kopf setzen wird. - Als Anspielung auf die von ihm publizierten öffentlichen Bekanntmachungen, durch die er den Katholischen König für gotteslästerlich erklärte, da er sein Land besetzt habe, sollen ihn drei glühende eiserne Spitzen an den Schläfen durchstoßen, die ihm aus dem Mund herauskommen werden. Solchermaßen gefoltert und ob tot oder lebendig wird man diese schreckliche Schau einen ganzen Tag dem Volk zeigen. Nachher wird er zerstückelt und sein Kopf, seine Hände und seine Füße werden auf einer Stange befestigt, der Rest seines Körpers wird verbrannt und seine Asche auf dem nächstgelegenen Platz in der Stadt verstreut werden zusammen mit der seiner Frau und seiner Söhne, die gemeinsam mit den vierzig Anführern, die sich in der Kaserne befinden, nur aufgehängt werden. Man hat diese gerechte Prozedur verkürzt, weil der Rebell von den vorangegangenen Folterungen sehr geschwächt ist. So schrecklich sie waren, er hat sich geweigert, irgend etwas zu gestehen und

nur zum Schluß sagte er, daß es, weil er verantwortlich sei, auch richtig wäre, dafür zu büßen, ohne daß er allerdings, trotz der vielen Folterungen, die er mit barbarischem Mut ertrug, irgend jemandem oder sich selbst die Schuld gab.

Documentos sobre la rebelión de Túpac Amaru, S. 660f

Der Tod Túpac Amarus bedeutete nicht das Ende des Aufstandes. Er war das Signal für weitere Aktionen, die unter der Führung seines Bruders Diego Cristobal stattfanden. So belagerten die Aufständischen 109 Tage lang La Paz, und erst nach zwei Jahren gelang es den Spaniern, die Erhebung endgültig niederzuschlagen.

## 5. Kapitel: Negerhandel

Es war der für die Indianer so außerordentlich engagierte Las Casas, der aus Sorge um den Fortbestand der indianischen Bevölkerung den Handel mit Negern anregte. Neger galten als physisch widerstandsfähiger, und er schlug vor, sie in die amerikanischen Kolonien einzuführen. Dabei dachte er nicht Schwarze, die von der afrikanischen Küste geraubt, sondern an <Neger>, die in einem <rechtmäßigen Krieg> gefangen worden waren. Nach Anschauung der Zeit war es nur recht und billig, diese heidnischen Kriegsgefangenen zu versklaven.

Las Casas hat am Ende seines Lebens seinen Irrtum selbst eingesehen und schwer bedauert. Er erklärte, er habe nicht geahnt, wie ungerecht die Portugiesen die Neger gefangen und in die Sklaverei führen würden. Um nichts in der Welt würde er einen solchen Vorschlag ein weiteres Mal machen, denn es gelte dasselbe humane Recht für die Neger wie für die Indianer.

Die Portugiesen hatten schon lange vor den großen Entdeckungsfahrten Sklavenjagd an der afrikanischen Küste getrieben. 1250 waren die letzten Mauren aus Portugal vertrieben worden. 1415 eroberten die Portugiesen die Stadt Ceuta in Nordafrika. Unter Heinrich dem Seefahrer (1394-1460) begannen sie nun, planmäßig die afrikanische Küste abzufahren, um unter Umgehung des Landwegs an die Goldschätze Afrikas heranzukommen, von denen sie durch arabische Karawanen Kunde hatten, die bis in den Sudan, nach Timbuktu und ins Innere Afrikas vorgedrungen waren. Diese Seefahrten, die von den Portugiesen auch zur Sklavenjagd unternommen wurden, brachten Heinrich den ehrenden Beinamen «der Seefahrer» ein, obgleich er nie an einer Fahrt teilgenommen hatte.

Sie brachten harmlose, zutrauliche Küstenbewohner durch Überfall oder Mißbrauch ihres Vertrauens in ihre Gewalt. Sie zeigten sie zu Hause als seltsame Exemplare vor oder machten sie, wenn es zu viele waren, zu Arbeitssklaven. Ihre Rechtfertigung lautete, sie wollten die Seelen der Schwarzen retten, sie taufen lassen und sie zu Dolmetschern heranbilden, um mit ihrer Hilfe den Glauben weiter auszubreiten. Sie konnten sich dabei auf eine lange Tradition stützen, in der die Sklaverei gerechtfertigt worden war. Zuletzt hatte der Papst Nikolaus V. in der Bulle <Dum Diversis> vom 18. Juni 1452 den König von Portugal ermächtigt, «gegen die Ungläubigen Krieg zu führen, um ihnen ihr Land wegzuneh-

men und sie zu versklaven». Zwei Jahre später wurde der Erlaß zu Krieg und Sklaverei ausdrücklich auf die Neger ausgedehnt, und gelegentlich erhielt der Papst aus der Beute eine Anzahl Sklaven ab.

Die Kapitäne des portugiesischen Königs gingen nicht auf Seelenrettung oder Entdeckung aus, sondern auf Gewinn. Es waren vielmehr Raub- und Sklavenzüge, die die Portugiesen veranstalteten, als Entdeckungs- und Missionsreisen, doch gelang es wahrscheinlich vielen, sich darüber hinwegzutäuschen. Sie nahmen den Anschein für die Wahrheit und bildeten sich ein, auf Kreuzfahrt zu sein. Der Papst hatte ihnen von vornherein Absolution erteilt, daher brauchten sie nicht zimperlich zu sein. Es spielte keine wesentliche Rolle, wie sie ihre Gewinne erzielten. Sie versklavten die Körper für die irdische Zeitlichkeit, erwiesen aber den Bewohnern dieser Körper im Grunde einen unschätzbar Dienst, indem sie ihre Seelen für die Ewigkeit retteten. Sie konnten mit großer Grausamkeit gegen die Eingeborenen vorgehen und dabei ein ruhiges Gewissen haben. Die Portugiesen waren den Eingeborenen in der Waffentechnik und der Schiffahrt überlegen und zweifellos auch an Durchtriebenheit.

Diese Züge hatten überhaupt nichts Großes und Erhabenes an sich. Man versuchte, die Beute möglichst gefahrlos zu gewinnen und verließ sich daher mehr auf den heimlichen Überfall als auf offene Gewalt. Man fing vornehmlich Frauen und Kinder weg, die noch nicht, oder Alte, die kaum noch laufen konnten. Manchmal las man auch ein paar Fischer oder einen Eselstreiber am Strand auf. Höhepunkte bildeten die nächtlichen Überfälle auf Stranddörfer. Man metzelte Frauen und Kinder nieder und griff sich in der Dunkelheit, was noch am Leben war. Für diese Taten schlügen sich die Portugiesen auf der Stelle zu Rittern oder erhielten den Ritterschlag nach ihrem Heimkehr vom Infant (Titel der spanischen und portugiesischen Herrscher). Der König war bei den Raubzügen immer beteiligt, denn er erhielt von der Sklavenware, die der Seelen wegen eingebracht worden war, das Viertel ausbezahlt.

Eine von den Einheimischen entvölkerte Küste kennzeichnete den Weg der Eroberer. Sie mußten zwangsläufig ihre Jagdfelder immer weiter nach Süden verlegen, und so konnte es schließlich nicht ausbleiben, daß sie auch Entdeckungen machten. Da sie Sieger blieben, hat ihnen die Nachwelt dafür einen Glorienschein verliehen, während ihre sonstigen Taten weitgehend in Vergessenheit geraten sind.

1434 umschifften die Portugiesen das Kap Bojador, 1445 das Kap Verde, 1471 erreichten sie Oberguinea, 1483 den Kongo und 1486/87 umsegelten sie das Kap der Guten Hoffnung.

Im Laufe der Zeit wurden die Unternehmungen großzügiger betrieben und die Spanier in Mittel- und Südamerika und die Portugiesen in Brasilien haben davon viel lernen können. Man gab sich nicht mehr mit

dem Einfangen einzelner Menschen zufrieden, sondern stachelte Häuptlinge und Könige zu gegenseitigen Kriegen an und kaufte beim Sieger die farbigen Kriegsgefangenen. Auch wurden Prämien für neue Kriege bezahlt. Die Sklaverei war jetzt nicht mehr Folge, sondern auch Ziel der Kriege.

Die Sklaven waren äußerst wohlfeil. Am Senegal bekamen die Portugiesen 1446 für ein altes Pferd 25 bis 30 Sklaven, 1460 am Gambia 12 Sklaven für ein Pferd und am Kongo 22 Sklaven für einen Hund.

Die Sklaven wurden nach Portugal gebracht. Den Zustand dieses Landes in den Jahren 1533 bis 1537 beschrieb ein Zeitgenosse, der Flamme Cleynaerts, sehr anschaulich:

Alles ist voll von Sklaven, alle Arbeit und Geschäfte verrichten Neger und gefangene Mauren, mit denen Portugal derartig vollgepfropft ist, daß, wie ich glaube, in Lissabon sich mehr Sklaven und Sklavinnen dieser Art befinden als freie Portugiesen. Kaum dürfstest du ein Haus finden, das sich nicht wenigstens eine kleine Sklavin hält. Die Wohlhabenden besitzen mehrere beiderlei Geschlechts, die alles, aber auch alles tun und sich nur durch ihre Gestalt von Haustieren unterscheiden . . . \*

Arbeit war Sache der Sklaven und wurde von den Portugiesen als entwürdigend angesehen.

Es ziemt sich nicht für einen Mann von Ehre, mit den Händen zu arbeiten. - Denn alle sind wir hier Edelleute, und es wird ihm als große Schande angerechnet, wenn jemand sich zu einem Handwerk bekennt.

Andere Beschreibungen erinnern an die sklavenzüchtenden Südstaaten der amerikanischen Union 300 Jahre später. Cleynaerts sagt:

Einige [ . . . ] ziehen keinen geringen Gewinn aus den von den Haussklavinnen ihnen geborenen Kindern, so daß sie sie mir gleichsam wie Tauben aufzuziehen scheinen; und die Sklavinnen scheinen sich auch nicht viel daraus zu machen, daß ihre Leibesfrucht dem Sklavenstand der Mutter folgt (*partus ventri cedit*) und nicht dem Vater, mag er nun der benachbarte Priester sein oder irgendwelcher Neger oder Maure. \*

Friederici, S. 39f

\* «Nic. Clenardi epistolarum libri dvo» (Antverpiae, Ex officina Christophori Plantini, 1566).

Sie haben, schreibt Cleynaerts weiter, zu Hause nichts als Zwiebeln und Rüben zu essen, gehen aber nicht ohne eine Schar von Sklaven auf die Straße. Außerhalb der Städte, in denen die Einheimischen müßiggingen und Sklaven die Arbeit taten, breitete sich unbebautes Land aus, von wenigen, schlechten Wegen durchzogen, so daß eine Reise äußerst beschwerlich war. Aus diesem Land kamen die Leute, die gerade im Begriff waren, die Welt zu erobern und ihr Kultur beizubringen, und der Vorschlag von Las Casas, Neger in die Neue Welt zu bringen, wurde von ihnen begeistert aufgegriffen.

Die ersten Großabnehmer für Sklaven waren die Spanier in den Kolonien und die ersten Zulieferer die Portugiesen. Sie fanden gelehrige Schüler, und bald waren am Handel Geschäftsleute vieler europäischer Länder beteiligt, auch Deutsche, und sie hätten zweifellos in größerem Maßstab daran teilgenommen, wenn die Zugänge zum Meer günstiger gewesen wären.

Im 17. Jahrhundert wurden die Portugiesen von den Holländern übertrffen, die eine Zeitlang einen großen Teil des äquatorialen Brasiliens in ihrem Besitz hatten, und im 18. Jahrhundert diese wieder von den Engländern.

Der erste englische Sklavenhändler war John Hawkins und sein Stil war typisch für die Zeit. Auf seiner ersten Reise 1562/63 lud er 300 Neger an Bord, teils mit Gewalt und teils mit Versprechungen. Die Sklavenfahrt war so erfolgreich, daß er 1564/65 eine zweite unternahm. Sein Schiff hieß «Jesus» und wurde mit 400 Stück Menschen vollgestopft, die er unter Umgehung der immerhin vorhandenen Gesetze an spanische Kolonisten verkaufte. Die Anteilseigner des Unternehmens, unter ihnen die Königin, waren sehr zufrieden, denn er konnte ihnen eine Dividende von 60 Prozent ausschütten.

Die dritte Fahrt 1567/68 war ein reiner Raubzug. Hawkins ließ die Strohhütten einer Siedlung, deren Bewohner sich verzweifelt verteidigten, mit Brandpfeilen anzünden, mischte sich in Stammesfeinden ein, schürte sie und verbündete sich schließlich mit Kannibalen, die im Lager der Engländer unter deren Augen ihre Gefangenen umbrachten und auffraßen. Das alles tat er, um sein Schiff mit 470 Sklaven zu füllen.

Zweifellos profitierten auch Einheimische vom Verkauf ihrer Landsleute, doch muß man sich hüten, die Afrikaner mit den Augen der Eroberer zu sehen. Die Menschen, die an Bord gebracht wurden, waren keine barbarischen Wilden. Die Sklaven aus dem westlichen Sudan waren Viehzüchter und geschickte Handwerker gewesen, die aus Dahomey Bronze- und Silberschmiede. Sie stammten aus gutorganisierten Dörfern und besaßen eine komplizierte Stammesregierung, die Steuern einzog und Märkte einrichtete, auf denen Holzschnitzereien, Töpferwaren und Stoffe verkauft wurden. Die mündliche Folklore und die musikali

schen und rhythmischen Formen waren hochentwickelt. Es gab Königreiche und die Negerkulturen des Senegal, Guineas und Gabuns, die aber unter dem Druck der weißen Eroberer immer mehr zerfielen. Sie hatten die Küsten besetzt und regierten von befestigten Forts aus das Land mit solcher Härte, daß der portugiesische König seine Landsleute mehrmals zur Mäßigung aufrückte, offenbar ohne großen Erfolg.

Was die Europäer von den Afrikanern dachten, geht aus den Aufzeichnungen des Antonio de Oliveira Cadornega aus den Jahren 1681-1683 hervor. Er war über 40 Jahre in Angola gewesen und betont immer wieder, daß «diese heidnischen Leute nicht beherrscht werden können oder gehorchen würden durch Liebe, sondern nur durch brutale Gewalt». Drastische Maßnahmen seien notwendig, um die Bantus in ihre Schranken zu weisen.

Denn diese Heiden, mehr als jene von irgendeiner anderen Nation, handeln nach dem Prinzip des *«long live the winner»* und als Neger fürchten sie nichts als die körperliche Strafe und die Peitsche. [...] Allein damit haben frühere Gouverneure und Eroberer sie in der Unterwerfung gehalten, und allein damit können wir erhalten, was wir durch Waffengewalt in diesen Königreichen gewonnen haben.  
[. . .]

Er berichtet dann ausführlich über die Massenhinrichtungen von Häuptlingen, die verdächtigt wurden, gegen die portugiesische Herrschaft zu intrigieren, und fügt hinzu, daß dieses Beispiel

[. . .] für zukünftige Generationen unvergeßlich bleiben wird, und alle Heiden dieses Königreichs in Angst und Schrecken versetzt hat, da es nur durch Gewalt und Furcht uns möglich ist, unsere Herrschaft über diese unbezähmbaren Heiden aufrechtzuerhalten.

Cadornega, Band i, S. 90f

Den Piraten und Strandräubern, den Entdeckern und Eroberern folgten die ehrbaren Kaufleute. Der Sklavenhandel wurde arbeitsteilig und auf höhere Stufe gestellt. Im 17. Jahrhundert hatten fast alle bedeutenden europäischen Länder Handelsniederlassungen an der afrikanischen Küste: die Engländer die Königlich Afrikanische, die Franzosen die Sene-galesische, die Holländer die Westindische, die Schweden die Guinesische und die Brandenburger die Brandenburgisch Afrikanische. Die Sklaven wurden von weither und schließlich aus allen Gegenden Afrikas an die Küste gebracht. Oft hatten sie, ehe sie das Meer erreichten, bereits lange Wege durch den Urwald hinter sich, und es wird von einem Negermädchen berichtet, das am Ende eines solchen Weges nicht er-

schrak, als es weiße Männer sah. Sie hätte, erzählte sie, Weiße bereits in jenem Land gesehen, wo die Sonne aus dem Meer auftaucht und nicht wie hier darin untergeht, und seitdem seien viele Monate vergangen.

Man schätzt, daß von 1000 Menschen, die an die Küste gebracht wurden, 150 bis 200 unterwegs umkamen, durch Überanstrengung, brutale Behandlung oder Selbstmord.

Die Gefangenen wurden direkt an Bord gebracht oder in Strandnähe in Verschläge und Bretterhütten oder in befestigte Forts eingesperrt. Zunächst wurden sie aufgepäppelt. Ein holländischer Arzt, der im 18 Jahrhundert an der afrikanischen Küste arbeitete, berichtet:

Keine Kokette . . . gibt sich mit ihrer Frisur so viele Mühe wie die Negerhändler, wenn sie ihre alten Sklaven für den Verkauf schön herrichten und recht ansehnlich zu machen wünschen. Sie werden gewaschen, gerieben, gesalbt, geschoren, die grauen Haare werden gefärbt oder ausgezupft . . . sie bekommen viel zu essen und zu trinken, mit einem Wort, alle möglichen Mittel müssen da herhalten. [ . . . ]

Es ist allerdings fraglich, ob diese Manipulationen sehr geholfen haben. Die Untersuchungen seitens der Käufer wurden genau durchgeführt. Man nahm nur die Gesündesten und Kräftigsten.

Gekaufte Sklaven wurden gebrandmarkt. Ein Stück Haut wurde mit Fett eingerieben, mit Öl getränktes Papier darüber gelegt und das Brenneisen darauf gepreßt. Die Haut schwoll schmerhaft an, der Buchstabe wurde sichtbar und verschwand nie wieder.

Jede Compagnie hatte einen eigenen Stempel und eine eigene Körnerstelle, wo er aufgedrückt wurde, Bauch, Arm oder Hüfte. Die Westindische Handelsgesellschaft der Holländer bevorzugte die Brust, und ihr Chef in St. George d'Elmina, Willem Bosman, meinte:

Diese Handlung kommt, glaube ich, Ew. Wohlgeboren etwas grausam und halb barbarisch vor, angesehen sie aber aus Notwendigkeit geschiehet, so muß man es so lassen gehen; wir tragen indes Sorge, so viel es eben möglich, daß nicht gar zu hart gebrennet werde, vornehmlich die Frauenspersonen, so doch allezeit ein wenig zarter seind.

Schulte-Nordholt, S. 13 f

Die Neger wurden nach Stück berechnet. Für die Spanier, die sich etwas darauf einbildeten, daß sie den Handel betrieben, um die Indianer zu schonen, war ein Stück zwischen 30 und 35 Jahre alt, 5 Füße 11 Inch groß und ohne körperlichen Defekt. Für einen Heranwachsenden, der

diese Größe noch nicht hatte, gab es Preisnachlaß, da er noch kein ganzes Stück war. Er entsprach dem, was ihm daran fehlte.

Ein Vertrag zwischen Spaniern und Portugiesen belief sich auf 10000 Tonnen Sklaven. Drei Neger bedeuteten soviel wie eine Tonne. 1651 instruierte die englische Guinea Compagnie ihren Agenten in Afrika, eines ihrer Schiffe mit Negern vollzuladen, soviel es tragen könnte, und falls es nicht genug davon gäbe, mit Vieh.

Wie für jede andere Ware stellte der Kapitän auch für Sklaven eine Frachturkunde auf den Namen des Empfängers aus. Diese Orderpapire oder Konnossemente sahen folgendermaßen aus:

### Konnoissement

Verladen mit Gottes Gnade und in guter Verfassung von James Marr in und auf dem guten Schiff «Mary Borough», dessen Führer, nächst Gott, für die bevorstehende Reise Kapitän David Morton ist, und das nun bei der Barre des Senegal vor Anker liegt und welches mit Gottes Gnade nach Georgia in Süd-Carolina bestimmt ist,

in Worten: vierundzwanzig prima Sklaven und sechs prima weibliche Sklaven, gemarkt und numeriert wie am Rande angegeben und abzuliefern in dem gleichen guten Zustand und gleich guter Verfassung im vorerwähnten Hafen von Georgia, Süd-Carolina - die Gefahren der See und Sterblichkeit wie üblich ausgenommen - an die Firma Broughton & Smith oder deren Bevollmächtigte;

wofür der oder die Empfänger an Fracht zu bezahlen haben fünf £ Sterling pro Kopf bei Auslieferung, Primgelder und Havareibeiträge wie handelsüblich.

Zum Zeugnis dessen hat der Führer des genannten Schiffes drei Konnossemente, alle gleichen Inhalts und Datums, gezeichnet. Ist eins von diesen erfüllt, sind die anderen ungültig.

Und nun sende Gott das gute Schiff zu seinem ersehnten Hafen in Sicherheit. Amen!

Ausgefertigt in Senegal, am 1. Februar 1766.

Kapt. David Morton,

Schiffsführer

Schmidt, S. 68

Man kann sich nur schwer die Verstörung der Schwarzen vorstellen, und sie werden kaum begriffen haben, was mit ihnen geschah. Nachdem sie verkauft und gebrandmarkt waren, wurden sie an Bord des Schiffes getrieben, häufig unter Stock- und Peitschenschlägen. Der Kapitän eines Sklavenschiffes, Degrandpré, berichtet:

Ihr Schluchzen und ihre traurigen Lieder haben meine Seele oft in Verwirrung gebracht. Ich erhob mich dann und versuchte sie wieder zu beruhigen; oft waren meine Bemühungen vergeblich, und wenn es mir auch manchmal gelang, blieben einige doch dabei, man wolle sie schlachten.

Schulte Nordholt, S. 14

Die Schätzungen, wie viele Menschen deportiert wurden, gehen weit auseinander. Ihre Zahl liegt irgendwo zwischen 30 und 100 Millionen. Es war die gewaltsamste und gewaltigste Massendeportation der Geschichte. Vier Jahrhunderte lang standen Gruppen von Menschen an den Küsten von Afrika, gefangengenommen, gefesselt und gebrandmarkt. Sie wurden an Bord der Schiffe gebracht, verpackt und verstaut und nach einer gefährlichen Überfahrt ans andere Ufer geworfen. Sie wurden ihrer Heimat und ihrer selbst beraubt und über das Meer in die Fremde versetzt. Ein Sklavenschiff nach dem anderen verließ Afrika, und jedes schöpfte etwas von den Kräften des Kontinents ab.

Auf den Überfahrten geschahen furchtbare Dinge. Sklaven versuchten sich zu ersticken, indem sie ihre Zunge verschluckten oder verweigerten die Nahrungsaufnahme. Man stieß ihnen einen Trichter in den Mund und flößte ihnen die Nahrung ein. Sie sprangen ins Meer oder wurden ins Meer geworfen. Der Kapitän des französischen Schiffes «Soleil» berichtet, daß ihm am 13. September 1774 14 Frauen über Bord gesprungen wären. Im Bericht eines Kommissars des Unterhauses wird der Fall einer Frau geschildert, die sich ins Meer geworfen hatte. Sie war aufgefischt und vier Tage lang an einen Mast gebunden worden. Bei der nächsten Gelegenheit sprang sie wieder ins Wasser, wurde abermals an Bord geholt und so ausgepeitscht, daß sie daran starb.

Kranke Sklaven wurden manchmal über Bord geworfen. Man hoffte, Ansteckungen zu verhindern.

Berüchtigt war der Kapitän des aus Liverpool stammenden Sklavenschiffes «Zong». 1783 ließ er 133 Sklaven ins Meer werfen, weil sie krank und schwach waren und wahrscheinlich die Überfahrt nicht überstanden hätten. Er argumentierte, daß der Eigentümer den Verlust tragen müßte, wenn die Sklaven an Bord umkämen, daß jedoch die Seever sicherung dafür aufzukommen hätte, wenn sie im Meer ertränken. Er wollte also das Risiko vom Eigentümer auf die Versicherung abwälzen. Im Rechtsstreit vor dem königlichen Gerichtshof wurde der Schadensersatzanspruch des Eigentümers gegenüber der Seever sicherung anerkannt.

Meutereien der Sklaven an Bord waren häufig, doch blieben sie fast immer erfolglos, was bei den Machtverhältnissen auf den Schiffen auch nicht verwundern kann. Der Kapitän des britischen Schiffes «Robert» ließ die Rädelstührer eines Aufstandes auf folgende Weise bestrafen:

Mit Rücksicht auf die Tapferkeit und den Handelswert der Anführer des Aufstands tat Captain Harding mit ihnen das, was man in anderen Ländern mit Edelschurken oder Edelpiraten tut, er ließ sie nur auspeitschen, bis von den Peitschenhieben ihre Haut aufriß; drei weniger exponierte Teilnehmer an der Revolte mußten zuerst das Herz und die Leber eines bei der Niederwerfung des Aufstands umgekommenen Kameraden essen und wurden dann grausam zu Tode gequält. Eine Frau, die bei der Revolte mitgeholfen hatte, ließ er an den Daumen emporhissen und dann vor den Augen der anderen Sklaven auspeitschen und schließlich so lange mit Messern bearbeiten, bis sie starb.

Paszensky, S. 190

Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts verboten die meisten Länder den Sklavenhandel: Dänemark 1803, Großbritannien 1807, Frankreich 1817, nachdem er von Napoleon 1802 restauriert worden war, Holland 1818, Spanien 1820 und Schweden 1824. Die Überfahrten hörten jedoch nicht auf, sondern an die Stelle des offiziellen Handels trat der Schmuggel. Die englische Marine versuchte ihn zu unterbinden und die Situation der Sklaven an Bord wurde noch gefährlicher. Es kam vor, daß Schmuggler beim Auftauchen eines Patrouillenbootes ihre Menschenware auf offener See aussetzten, entweder um Zeit zu gewinnen und zu verschwinden, da sie ja erst aufgefischt werden mußte, oder um schuldlos dazustehen, wenn sie bereits untergegangen war.

Aus dieser Zeit stammt der Bericht «Ein ekelhafter Handel. Das Leben auf einem Sklavenschiff» von Robert Walsh, einem englischen Geistlichen, der in den Jahren 1828 und 1829 in Brasilien lebte und an der Fahrt eines Überwachungsbootes teilnahm, das ein Sklavenschiff aufbrachte.

An der Küste Afrikas hatte man 336 Sklaven und 226 Sklavinnen - insgesamt 562 - an Bord genommen und während 17 Tagen auf See hatte man 55 über Bord geworfen. Die Sklaven wurden in einem mit Gittern versehenen Hohlraum zwischen den Decks gelagert. Der Platz war so knapp, daß sie saßen, jeder zwischen den Beinen des anderen, ohne die Möglichkeit, sich auszustrecken oder die Körperstellung zu verändern, weder bei Tag noch bei Nacht. Da sie verschiedenen Kunden gehörten, von denen sie auch bestellt worden waren, wurden sie wie Schafe mit dem Kennzeichen des Besitzers markiert.

Es wurde auf der Brust oder am Arm und - wie der Maat mit totaler Gleichgültigkeit berichtete - «mit glühendem Eisen eingebrannt». Auf dem Gitter stand ein sehr böse aussehender Mann, der eine Knute in der Hand hielt. Es war der Sklaventreiber, der, wenn von unten der gering-

ste Lärm heraufkam, die Peitsche drohend schüttelte und sie gern benutzt hätte.

Walsh beschreibt, wie die Sklaven auf die Fremden reagierten:

Sobald die armen Geschöpfe uns sahen, erhellten sich ihre dunklen, traurigen Gesichter. In unseren Blicken spürten sie Mitleid und Freundlichkeit - Gefühle, die sie nicht mehr gewohnt waren, und da sie instinktiv ahnten, daß wir Freunde waren, fingen sie sofort an, zu schreien und in die Hände zu klatschen. Einige hatten ein bißchen portugiesisch gelernt und riefen: «Viva! Viva!» Vor allem die Frauen waren sehr aufgeregt. Sie hielten die Arme hoch und als wir die Hände herunterreichten, versuchten sie zu knien, um uns vor lauter Freude die Hände zu küssen. So wußten wir, daß sie verstanden hatten, daß wir gekommen waren, um sie zu befreien. Trotzdem ließen einige den Kopf hängen, anscheinend hoffnungslos deprimiert. Einige waren zum Skelett abgemagert und einige, besonders Kinder, schienen schon am Sterben zu sein. [ . . . ]

Walsh ist über die Tatsache erschüttert, daß so viele Menschen so eng zusammengepreßt und gedrängt existierten. Er beschreibt die Unterkunft genauer:

Die Käfige waren einen Meter hoch, und Licht und Luft erreichten nur den Teil unterhalb des Gitters; das alles bei 42 Grad Außen temperatur im Schatten. Der Raum zwischen den Decks war in zwei Abteile aufgeteilt. - Das eine maß 16 mal 18 Fuß [ca. 25 m<sup>2</sup>] und war mit Mädchen und Frauen vollgestopft, das andere, 40 mal 21 Fuß [ca. 75 m<sup>2</sup>] mit Männern und Knaben. - So hatte im Durchschnitt jeder nur einen 23 Inch Platz [ca. 0,5 m<sup>2</sup>] und jede Frau nicht mehr als 13 Inch [ca. 0,33 m<sup>2</sup>], obwohl viele schwanger waren. Wir fanden auch Ketten und Fesseln von verschiedener Art, die man allerdings, wie es schien, entfernt hatte, ehe wir an Bord kamen.

Die Hitze an diesem schrecklichen Ort war so groß und der Gestank so durchdringend, daß wir ihn unmöglich betreten konnten, selbst wenn Platz gewesen wäre. Er konnte erst leer ausgemessen werden. [ . . . ]

Die englischen Offiziere setzten es gegen den Widerstand des Maats auf dem Sklavenschiff durch, daß man die Leidenden an Bord kommen ließ, damit sie Luft und Wasser bekämen.

507 Kreaturen beiderlei Geschlechts und jeden Alters, Kinder, Erwachsene, Greise und Greisinnen, alle völlig nackt, krabbelten

gleichzeitig hinauf, um diesen Luxus, ein bißchen frische Luft und frisches Wasser, zu genießen. - Als man die Plätze besichtigte, wo sie verstaut gewesen waren, fand man nahe den Schiffswänden, an Stellen, die weit entfernt von Luft und Licht waren, einige Kinder. - Die kleinen Kreaturen schienen gleichgültig gegenüber Leben und Tod zu sein, und als man sie an Deck getragen hatte, konnten viele von ihnen nicht stehen.

Nachdem sie sich für einige Zeit an dem ungewöhnlichen Luxus, Luft zu haben, erfreut hatten, wurde etwas Wasser gebracht. Alle stürzten sich wie Wahnsinnige darauf. Weder Bitten noch Drohungen noch Schläge konnten sie zurückhalten. Sie schrien und stritten und kämpften miteinander um einen Tropfen der unschätzbar wertvollen Flüssigkeit, als ob deren Anblick in ihnen die Tollwut hervorriefe.

Freunde, die lange an der afrikanischen Küste gelebt und viele Schiffe besichtigt hatten, berichteten Walsh,

[. . .] daß dieses eines von den besten sei, das sie gesehen hätten. Manchmal betrug die Höhe zwischen den Decks nur 18 Inch [ca. 0,5 Meter], so daß die unglücklichen Wesen sich weder umdrehen noch auf der Seite liegen konnten, da die Höhe weniger als ihre Schulterbreite maß. Und dabei waren sie noch gewöhnlich am Hals und an den Beinen gefesselt. [. . .]

Manchmal trieben das Elend, die Enge und die Angst zu ersticken, die Sklaven zum Wahnsinn: Walshs Freunde hatten auf einem anderen Schiff Schwarze in dieser Situation angetroffen.

Viele schäumten aus dem Mund und lagen im Sterben - andere waren tot. Ab und zu schleppte sich ein lebender Mensch nach oben, und sein Begleiter war ein toter Körper. Manchmal lag von Dreien, die an derselben Kette hingen, einer im Sterben und ein anderer war tot. - Viele töteten sich gegenseitig in der Hoffnung auf ein bißchen mehr Luft. Männer würgten ihre Nachbarn und Frauen fuhren sich mit den Nägeln gegenseitig ins Gehirn. Viele arme Geschöpfe nahmen die erste Gelegenheit wahr, um sich über Bord zu werfen und so ein unerträgliches Leben loszuwerden.

Walsh, nach Hanke, S. 166ff.

Die Sterblichkeit auf den Schiffen war sehr hoch. Man nimmt an, daß auf der Passage von Afrika nach den Westindischen Inseln von zehn Sklaven drei umkamen. Doch war sie auf einzelnen Schiffen verschieden

groß, was auch von der Art abhing, wie man die Sklaven <lagerte>. Bei lockerer Lagerung bekamen sie mehr Luft, die Sterberate war daher geringer, aber natürlich auch die Aussicht auf einen besonders hohen Gewinn. Deshalb entschlossen sich viele Kapitäne für eine dichtere Lagerung.

Sklavenschiffe	Sklaven	Verlust
«St. Jan»	219	110 = 50%
«Arthur»	417	88 = 21%
«Marta»	447	62 = 15%
«The Coaster»	150	37 = 25%
«The Hannibal»	700	320 = 43%

Williams, S. 134

Die englische Afrikan Company verschiffte in den Jahren 1680-1688 60783 Neger, von denen 14387 umkamen, das sind 23,7 Prozent.

Der leidgeprüfte Kapitän der «Hannibal» klagte, als er nach der Schreckensfahrt auf Barbados an Land ging:

Keine Goldsucher müssen so widerwärtige Umstände erdulden wie diejenigen, die Neger verschiffen; denn für jene gibt es doch immerhin Aufschub und Bezahlung, uns aber trifft das Elend doppelt, bei der hohen Sterblichkeit sind unsre Reisen ein Verlustgeschäft, wir quälen und ärgern uns zu Tode, wenn man bedenkt, daß wir so viel Elend und Ungemach erdulden müssen und so wenig davon haben.

Williams, S. 140

Die Klage des Kapitäns war unberechtigt, wenn man sich die Gewinne ansieht, die normalerweise bei der Sklavenfahrt gemacht wurden. Im Jahre 1827 lief der 90 Tonnen große Schoner «La Fortuna» von Havanna auf Kuba aus. Er gehörte drei Kaufleuten der Stadt, der Kapitän hieß Canot.

1. Kosten der Anreise von Habana nach der Westküste Afrikas:

Kaufpreis für das Schiff	3700,00\$
Inventar, Segel, Tauwerk usw.	2500,00\$
Proviant für die Besatzung und die Sklaven	1115,00\$
Als Tauschmittel und Bezahlung für die Ladung:	
20000 Habana-Zigarren und 500 Gold-Dublonen	10900,00 \$
Heuervorschuß für den Kapitän, zwei Offiziere, Bootsmann, Koch und Aufwärter	440,00 \$
Desgl. für 18 Seeleute vor dem Mast	900,00 \$
Klarierungsgelder, Hafengelder und «hush-money»	200,00 \$
	<hr/>
Dazu 5 % Kommission für den Makler	19755,00\$
	<hr/>
Gesamtunkosten für die Ausreise	987,75 \$
	<hr/>
	20742,75 \$

Schmidt, S. 137

In Afrika erhandelte der Kapitän für die Zigarren und das Goldgeld 220 Sklaven. Nur drei von ihnen starben auf der Überfahrt. Nach ungefähr 16 Wochen traf das Schiff wieder in Havanna ein, und die Mannschaft mußte ausbezahlt werden.

2. Heuern und Gratifikationen:

Heuerabrechnung des Kapitäns	219,78 \$
Heuerabrechnung des Ersten Offiziers	175,56 \$
Heuerabrechnung des Zweiten Offiziers und des Bootsmannes	zusammen
	307,12 \$
Heuerabrechnung des Kochs und des Aufwärters	264,00 \$
Heuerabrechnung der 18 Matrosen	zusammen
	1972,00\$
Kopfgeld des Kapitäns für 217 Sklaven	à8 \$
	1 736,00 \$
Kopfgeld des Ersten Offiziers für 217 Sklaven	à4 \$
	868,00 \$
Kopfgeld des Zweiten Offiziers und des Bootsmannes für 217 Sklaven	à8\$
	868,00 \$
Nach der Reise Barauszahlung an die Besatzung	<hr/> 6410,46 \$

Schmidt, S. 137

Die eingeführten Sklaven wurden besteuert, sie mußten zum Verkauf vorbereitet und Makler und Zwischenhändler bezahlt werden.

3. Unkosten in Habana nach der Reise:

Abgabe an die Behörden für die Einfuhr von 217 Sklaven pro Kopf 8\$	1 736,00 \$
Kommission des Küstenhändlers für den Verkauf der Sklaven	5565,00\$
Kommission des Maklers	3873,00\$
Anzüge für 217 Sklaven à 2 \$	434,00 \$
Verschiedene Extraausgaben	1000,00\$
Unkosten für den Verkauf in Habana	12608,00\$
Also entstanden an Unkosten für die Reise sowie den Verkauf der Ladung laut Ziffer 1-3	39761,21\$
Erlös aus dem Verkauf von 217 Sklaven	77469,00\$
Erlös aus der Versteigerung des Schiffes	<u>3950,00\$</u>
Gesamteinnahmen	81419,00\$
Gesamtausgaben	39761,21\$
Bleibt als Reingewinn der Reise	41657,79\$

Innerhalb von vier Monaten hatte sich demnach das Anlagekapital verdoppelt. Was [...] eine Verzinsung von 300 für Hundert im Jahre entspricht.

Schmidt, S. 138

Gewinne in dieser Höhe waren nicht ungewöhnlich. Die Holländer kauften in Afrika in der Mitte des 17. Jahrhunderts Sklaven für 40 bis 50 Gulden ein und verkauften sie in Brasilien für 200 Gulden.

«The King Solomon», ein Schiff der Königlich Afrikanischen Gesellschaft, hatte 1726 296 Neger geladen, die 4252 Pfund gekostet hatten und für 9228 Pfund verkauft wurden. Der Gewinn betrug 117 Prozent.

Diese Gesellschaft brachte in den Jahren 1696 bis 1707 Güter im Wert von 293740 Pfund nach Afrika. Im Austausch dafür erwarb sie insgesamt 17760 Neger. 8000 wurden auf Barbados und Antigua für 236947 Pfund verkauft, womit bereits ein großer Teil der Investitionen gedeckt war. Nimmt man an, die übrigen Neger seien zu dem geringen Preis von 26 Pfund pro Kopf verkauft worden, so hätten alle zusammen 488107 Pfund eingebracht. Der Gewinn hätte 66 Prozent betragen, oder auf 3 Pfund eingesetztes Kapital wären 2 Pfund Gewinn gekommen.

Diese Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

Nichts trug mehr zur Entwicklung der Kolonien bei als die Plackerei der Sklaven, und selten hat die ökonomische Entwicklung größere Op-

fer gefordert. Ein Farmer auf San Domingo sagte: «Einer von drei eingeführten Negern starb in den ersten drei Jahren.» Hinzu kommt die Sterblichkeitsrate auf den Schiffen. Von je 100 Sklaven, die in den Jahren zwischen 1715 und 1775 den Hafen von Nantes in Richtung Westindische Inseln verließen, erreichten 84 die Neue Welt. Nun wurde jeder Dritte in den ersten drei Jahren zu Tode gearbeitet, so daß nach dieser Zeit von 100 noch 54 übriggeblieben waren. Der Sklavenhandel war eine Quelle des Reichtums. Sie sprudelte um so kräftiger, je schneller die Sklaven verbraucht und neue eingekauft werden mußten.

Man verdiente jedoch nicht allein am Leben und am Tod der Sklaven. Wenn sie nach der Überfahrt ausgeladen waren, wurden die Schiffe mit Produkten der Inseln gefüllt: Zucker, Tabak, Baumwolle, Rum. Sie segelten nach Europa, die Ladungen wurden gelöscht und Waren für den Einkauf von Sklaven eingeladen. Dann segelten die Schiffe wieder der afrikanischen Küste zu.

Die Handelsfahrt Afrika-Karibische Inseln-Europa wurde als Dreieckshandel bekannt. Seine Basis, auf der alles andere ruhte, war der Weg von der afrikanischen Küste zu den Inseln, auf dem der Sklavenhandel stattfand.

Der Sklavenhandel setzte alles übrige in Bewegung. Er förderte den Bau von Schiffen und die Anheuerung von Matrosen in den Mutterländern. Aus kleinen Fischerdörfern wurden große Hafenstädte.

Durch die Arbeit der Sklaven wurden Rohstoffe wie Baumwolle, Tabak und Zucker erzeugt, die die Grundlage für Industrien in den europäischen Ländern wurden.

Der Sklavenhandel ließ an der Küste Afrikas und auf den Inseln Absatzmärkte entstehen. Die Siedler in den Kolonien bildeten eine neue Käuferschicht, und schließlich mußten auch Sklaven, wenn auch notdürftig, versorgt werden, beispielsweise mit Kleidung. Dadurch wurde wieder der Export aus den Mutterländern ausgeweitet. Er brachte große Gewinne, die in die Industrie zurückflössen.

Die Kolonien lieferten die Rohstoffe und die Mutterländer die Fertigwaren. Damals entstanden die Wirtschaftsbeziehungen, die heute noch das Verhältnis zwischen unterentwickelten Ländern und Industrieländern bestimmen.

Zwei Drittel der 6,5 Millionen Pfund Baumwolle, die 1780 in England verarbeitet wurden, kamen von den Inseln. Etwa in der gleichen Zeit ging ein Drittel der englischen Textilproduktion nach Afrika, die Hälfte zu den Inseln und nach Nordamerika.

Ein großer Teil des englischen Exports an Eisen und Eisenwaren war für die afrikanische Küste bestimmt.

Die Anzahl der im Außenhandel eingesetzten englischen Schiffe wuchs zwischen 1709 und 1787 um das Vierfache, der für Afrika einge-

setzten um das Zwölffache und die Tonnage um das Elffache.

Der Sklavenhandel war einer der Gründe für den Aufschwung der Industrie und die Entstehung neuer wirtschaftlicher Verhältnisse des Kapitalismus.

Die englischen Kapitalisten verwendeten den größten Teil der bei dem Handel mit Negersklaven gemachten Gewinne zur Finanzierung der industriellen Revolution. Der Sklavenhandel lieferte zugleich Menschenarbeitsmaterial zur Gewinnung der für die Industrie notwendigen Rohstoffe.

Ein gutes Beispiel hierfür liefert Liverpool. Die Mechanisierung, begünstigt durch hohe Gewinne am Sklavenhandel, verlangte nach größeren Rohstoffmengen, diese wurden in den Kolonien gesucht und gefunden, die schwarzen Arbeiter wurden dorthin verfrachtet, und so stand dem Aufschwung der industriellen Produktion kein Mangel mehr im Wege.

1709 machten Sklavenschiffe 1 Prozent der Liverpoller Flotte aus, 1730 11 Prozent, 1763 25 Prozent und 1771 33 Prozent. 1709 gab es ein Sklavenschiff und 1783 85. Schließlich war die Hälfte aller Liverpoller Seeleute im Sklavenhandel beschäftigt.

Zwischen 1709 und 1783 segelten insgesamt 2249 Schiffe von Liverpool nach Afrika, im Durchschnitt jährlich 30 Schiffe mit 3200 Tonnen.

1752 verluden 88 Liverpoller Segler 24730 Sklaven. 1774 gab es in der Stadt 8 Zuckerraffinerien, 2 Branntweindestillerien, 25 Seilereien, Gießereien für Anker und Ketten, Betriebe und Geschäfte für Eisen-, Kupfer-, Messing- und Lederwaren.

Die Bevölkerung Liverpools war zwischen 1700 und 1773 von 5000 auf 34000 angewachsen.

Es war sprichwörtlich, daß die Hauptstraßen der Stadt durch die Ketten der Sklaven markiert seien und die Hauswände zementiert mit ihrem Blut.

## 6. Kapitel: Die Karibischen Inseln

### 1. Die Lage der Sklaven

Spanier hatten die Karibischen Inseln zuerst betreten, und daher besaßen sie dort einen Vorsprung vor den anderen Europäern. Ihre wichtigsten Besitzungen waren Kuba, Puerto Rico, Hispaniola (Haiti) und Jamaika. Bald jedoch wurde ihre Vorherrschaft in der Karibik gebrochen. Auf vielen Inseln hatten sich Freischärler und Freibeuter aus verschiedenen europäischen Ländern festgesetzt. Sie wurden seßhaft und trieben auf eigene Regie Handel mit den Mutterländern. Die Gründung von Handelsgesellschaften (zum Beispiel die holländische Westindien Gesellschaft 1621, die französische Westindien Gesellschaft 1664) und die offizielle Inbesitznahme der Inseln waren die Voraussetzung, daß der Handel mit Sklaven und Produkten systematisch, rechtsgültig und in großem Maß betrieben wurde. Den Freibeutern folgten die ehrbaren Kaufleute und den einfachen Bauern Großfarmen.

Die Engländer nahmen in Besitz	1625 Barbados 1655 Jamaika 1718 die Bahama-Inseln 1797 Trinidad
Die Franzosen	1635 Guadeloupe, Martinique 1697 die westliche Hälfte von Haiti 1795 den Osten
Die Holländer	1634 Curacao
Die Dänen	1672 Saint Thomas
Die Franzosen verloren an England	1763 Dominica, Saint Vincent, Grenada 1814 Saint Lucia, Tobago.

Die spanische Vorrangstellung war längst gebrochen, die Inseln waren zu wichtigen Einnahmequellen und zu Pfändern im Spiel der europäischen Diplomatie geworden. Als erste Insel konnte Haiti 1804 die Unabhängigkeit erringen.

Auf die Inseln wurden afrikanische Sklaven transportiert, nachdem die einheimische indianische Bevölkerung ausgerottet worden war und Landarbeiter fehlten. Zunächst arbeiteten sie vorwiegend auf Tabak-

plantagen. 1639 jedoch war der europäische Markt übersättigt, die Preise für Tabak fielen und die Pflanzer hatten große Verluste. Einige ersetzten den Tabak durch Baumwolle und Indigo, doch erwies sich keines von beiden so gewinnträchtig, wie sie erhofft hatten. Man versuchte es nun mit Zuckerrohranbau, wie es bereits die Portugiesen in Brasilien getan hatten, und der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Die Kulturen wurden sofort erweitert, und nun erst wurde das Arbeiterproblem richtig akut. In der Mitte des 17. Jahrhunderts nahm der Transport von Sklaven auf die Inseln sprunghaft zu. Das lässt sich leicht an einigen Beispielen zeigen.

1640 gab es ein paar hundert Neger auf Barbados, 1645, nachdem man mit dem Anbau von Zucker begonnen hatte, waren es bereits 6000 und wieder fünf Jahre später 20000. Zwischen 4000 und 5000 Sklaven guter Qualität wurden durchschnittlich in den 60er Jahren auf die Insel eingeführt, und am Ende des Jahrhunderts betrug die Negerpopulation 80000.

Ein ähnliches Wachstum fand auf fast allen Inseln statt, und die Negereinfuhr hielt auch dann noch an, als die Wirtschaft bereits im Rückgang war.

Jahre	Kolonie	Einfuhr	durchschnittliche Einfuhr jährlich
1700-1786	Jamaika	610000	7000
1708-1735 u.			
1747-1766	Barbados	148821	3100
1680-1776	San Domingo	800000	8247
1720-1729	Antigua	12278	1362
1721-1730	St. Kitts	10358	1035
1721-1729	Montserrat	3210	357
1721-1726	Nevis	1267	253
1767-1773	Dominica	19194	2742
1763-1789	Kuba	30875	1143
1700-1754	Inseln in dänischem Besitz	11750	214

Williams, S. 145

In wenigen Jahrzehnten war die weiße Bevölkerung zur Minderheit geworden.

	Weisse	Farbige
Jamaika	30000	250000
Barbados	16167	62115
Grenada	1000	23926
Saint Vincent	1450	11853
Dominica	1236	14967
Antigua	2590	37808
Montserrat	1300	10000
Nevis	1000	8420
Saint Christophers	1900	20435
Jungferninseln	1200	9000
Bahamas	2000	2241
Bermuda	5462	4919
	65305	455684

Pascensky, S. 184

Solange die Sklaven billig waren, dachte man nicht daran, sie besonders zu pflegen. Es war rentabler, sie nach fünf Jahren zu ersetzen, wenn sie sich totgearbeitet hatten. Daher war die Sterblichkeit unter der Sklavenbevölkerung ungeheuer hoch. 3763 lebten in San Domingo 206539 Sklaven. Obgleich in den nächsten 11 Jahren 102474 Afrikaner eingeführt wurden, betrug ihre Gesamtzahl 1774 nur 290000. Der Zuwachs entsprach also keineswegs der Einfuhr.

Auf Barbados gab es 1764 70706 Sklaven. Trotz einer jährlichen Einfuhr von 2324 im Durchschnitt über 18 Jahre lang war 1783 ihre Anzahl um 8448 auf 62258 gefallen.

1703 lebten in Jamaika 45000 Sklaven und 1778 waren es bereits 205261. In den Jahren zwischen 1703 und 1775 waren jedoch 469893 auf die Insel gekommen, durchschnittlich 6807 im Jahr. Für jeden Sklaven, um den die Bevölkerung zunahm, waren drei eingeführt worden. Ähnlich lagen die Verhältnisse auf den anderen Inseln.

Kuba bildete unter ihnen eine Ausnahme, da seine durch die Europäer gesteuerte Entwicklung erst sehr spät einsetzte. Am Ende des 17. Jahrhunderts gab es auf der großen Insel wahrscheinlich nicht mehr als 40000 Sklaven, Mitte des 18. Jhdts. 50000. Das steht in deutlichem Gegensatz zu den französischen und englischen Besitzungen, auf denen es eine gewaltige Einfuhr von Negern und eine riesige Produktion gab. Auf dem kleinen Barbados waren es 60000 und auf Haiti über 45000.

Auf Kuba wurde damals vor allem Tabak angebaut. Die Farmen waren klein und vereinzelt, und die weißen Farmer arbeiteten neben ihren Sklaven auf dem Feld.

Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als die anderen Inseln in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung stagnierten, nahm die Negerbevölkerung auf Kuba sprunghaft zu. 1763 waren es noch 60000 Sklaven, aber zwischen 1763 und 1790 wurden 41000 eingeführt und zwischen 1791 und 1825 320000.

Der Kaffeeanbau wurde intensiviert. Das bedeutendste Erzeugnis jedoch wurde der Zucker. Dafür gab es verschiedene Gründe. Während der Revolution auf Haiti (1789-1804) nahm die Produktion auf der Insel ab, nach Kuba floß Auslandskapital und in Europa wuchs der Markt an.

Zur Bewirtschaftung der Zuckerplantagen brauchte man Land, Ochsen, Wald und Sklaven. Das Land war für den Anbau da, die Ochsen für den Transport, Feuerholz aus dem Wald für die Siedeöfen und die Sklaven für die Arbeit. Land, Ochsen und Feuerholz gab es reichlich, aber Sklaven trotz der gesteigerten Einfuhr nie genug. 1827 waren es 286942 bei einer Gesamtbevölkerung von 704487.

Die übliche Weise des Sklavenerwerbs war der Kauf bei herumreisenden Händlern, deren Schiffe häufig verschiedene Häfen anliefen. Einige Pflanzer kauften sich Sklaven auf anderen Inseln, in Brasilien und in Afrika ein.

Mit dem Verbot des Sklavenhandels 1807 wurden die Sklaven teurer, weil sie zur Schmuggelware geworden waren. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kostete ein robuster männlicher Sklave 350 spanische Dollar, 1860 über 1000.

Private Expeditionen nach Afrika wurden zur effektivsten Methode, Sklaven zu erwerben. Es war ein gefährliches Geschäft, denn die britische Marine hatte Kreuzer entlang der afrikanischen Küste und vor Kuba stationiert. Zwischen 1824 und 1866 fingen sie 107 Sklavenschiffe mit 26026 Sklaven an Bord. Die Schiffe wurden an Land gebracht und die Mannschaften vor Gericht gestellt. Die Afrikaner wurden für frei erklärt, aber in Wahrheit erlangten sie kaum die Freiheit. Sie wurden der Sklavenbevölkerung hinzugezählt.

Die erfolgreiche Bewirtschaftung der Zuckerplantagen erforderte eine Änderung der Sklavenhaltung. Während die Sklavengangs größer wurden, lockerten sich die Familienbande. Für die Behandlung der Sklaven wurden Krankenstationen eingerichtet. Ein entflohener Neger-Sklave aus Kuba erzählt:

Auf allen Plantagen gab es eine Krankenstation in der Nähe der Baracken. Es war ein großes Holzhaus, dahin brachte man die schwangeren Frauen. Dort wurde man geboren und blieb da bis zu sechs oder sieben Jahren, dann kam man in die Baracken, genau wie die anderen, und mußte arbeiten. Ich erinnere mich, daß es Negeinnen zum Aufpassen und Füttern gab, die sorgten für die criol-

litos und gaben ihnen zu essen. Wenn einer sich auf dem Feld verletzte oder krank wurde, dienten diese Negerinnen als Ärzte. Mit Krautern und geheimem Wissen brachten sie alles in Ordnung. Weitere Versorgung gab es nicht. Manchmal sahen die criollitos ihre Eltern nie wieder, denn der Herr war der Besitzer und konnte sie auf eine andere Plantage schicken. Dann mußten die Wärterinnen alles machen. Wer kümmerte sich schon um ein Kind, das nicht ihm gehörte! Sie badeten die Kinder auf der Krankenstation und schnitten ihnen die Haare. Rassekinder kosteten so um fünfhundert Pesos. Das mit den Rassekindern war, weil sie von starken und großen Negern waren, den <Grenadieren>. Die Grenadiere hatten besondere Vorrechte. Die Herren holten sie, um sie mit großen und gesunden Negerinnen zusammenzutun. [ . . . ]

An die Stelle einer Ansammlung von einzelnen Hütten traten Baracken, in denen die Neger lebten. Dadurch wurden manchmal die Arbeitswege kürzer, und die Eigentümer konnten nachts die Eingänge bewachen lassen.

Alle Sklaven lebten in Baracken. Diese Häuser gibt es jetzt nicht mehr, niemand kann sie mehr sehen. Aber ich habe sie gesehen und habe nie gut darüber gedacht. Die Herrschaft, ja, die sagte, die Baracken seien Schmuckkästchen. Aber die Sklaven lebten nicht gern unter diesen Bedingungen, denn das Eingeschlossensein schnitt ihnen die Luft ab. Die Baracken waren im allgemeinen groß, aber auf einigen Plantagen gab es auch kleinere, je nach der Anzahl von Sklaven in einer Belegschaft . . . Die Baracken waren in Reihen gebaut: zwei Reihen, eine der anderen gegenüber. In der einen war in der Mitte eine große Tür mit einem dicken Riegel, damit wurden die Sklaven in der Nacht eingesperrt. Es gab Baracken aus Holz und solche aus Mauerwerk, mit Ziegeldächern. Alle mit einem Fußboden einfach aus Erde, und dreckig wie der Teufel. Da gab es keine moderne Ventilation, klar. Ein Loch in der Zimmerwand und ein Fensterchen mit Eisenbarren, das mußte genügen. [ . . . ]

In der Nähe der Baracken lagen winzige Landstücke, die die Sklaven privat nutzten.

Aber was viele Sklaven rettete, was sie wirklich ernährte, das waren die Gärten. Fast alle Sklaven hatten ihre Gärten. Diese conucos waren kleine Stücke Saatland. Sie waren ganz nah bei den Baracken; fast direkt dahinter. Dort wurde alles geerntet: Maniok,

Kürbis, quinbombó, Mais, Pferdebohnen, Yucca und Erdnüsse. Sie hatten auch kleine Schweine. Und manches von diesen Erzeugnissen wurde an die Bauern verkauft, die direkt aus dem Dorf kamen.

Barnet (Hg.), S. 41, 24, 27

Auf vielen Farmen allerdings verschwanden jetzt die Conucos. Das Land wurde gänzlich für den Anbau von Zuckerrohr verwendet. Die Farmen versorgten sich nicht mehr selbst, sondern die Nahrung für die Sklaven, Mehl, gesalzenes Schweinefleisch und Stockfisch, wurde eingeführt. Insgesamt wurde das Regiment über die Sklaven noch strenger.

1862 gab ein Farmer in Havanna «Ein praktisches Handbuch für die Bewirtschaftung einer Zuckerplantage» heraus, das große Teile des Lebens auf der Farm erfaßte. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts produzierten die wichtigsten Plantagen etwa 1000 Tonnen Zucker im Jahr. Um diese Produktionshöhe zu erreichen, rechnete man mit einem Anwesen von 3000 Hektar, von denen 1300 mit Zuckerrohr bepflanzt waren. Nach dem Handbuch brauchte eine Plantage dieser Größe mindestens 317 Sklaven und 326 Ochsen.

Das Sklavenleben auf einer Zuckerfarm war äußerst hart. In einem alten Bericht heißt es:

Das Rohr wird aus dem Erdreich gezogen und es wird ihm, was an der Seite hier und da angewachsen ist, abgestreift. Es wird in kleine Stücke, etwa eine Hand breit, zerschnitten, aus denselben Stücken wird mit einer Presse der Saft ausgepreßt. Dieselbe Presse besteht aus zwei aufeinanderliegenden und von der Mühle stets mit einer solchen Kraft umgetriebenen Walzen, daß, wenn etwa ein Sklave, der daran arbeitet, unversehens nur einen Finger dazwischen kriegt, alsdann der ganze Leib mit darunter gezogen und zerknirscht wird. Aus derselben Presse fließt der Saft in einen Kessel und wird darin erstlich mit etwas Wasser vermischt, dann gewisse Stunden lang gesotten, bis er schäumt und die wässrige Flüssigkeit von sich gibt. Alsdann wird er in irdene Gefäße, die oben spitz und unten breit sind, geschüttet, in welchen er, gleich wie ein Salz, hart wird. Die Spitze des Gefäßes wird etliche Tage lang verstopft gehalten, bis der Saft recht geronnen und hart geworden ist. Danach wird sie geöffnet, damit das grobe und schäumige des Safts daraus fließe und der Zucker gereinigt werde. Als nächstes wird der unterste Teil des irdenen Gefäßes mit Töpferton beschmiert und dasselbe oftmals wiederholt, weil man vermeint, daß solches die Unsauberkeit des Zuckers desto mehr wegnehme und denselben weiß mache. Und dies ist die erste Arbeit, die an dem Zucker geschieht.

Nach 1850 gab es auf den größten Plantagen häufig eine gemischte Gruppe von Arbeitern: Weiße Lohnarbeiter, asiatische Vertragsarbeiter und schwarze Sklaven. Die Arbeit war hierarchisch organisiert und entsprach der rassischen Trennung. Die Weißen nahmen die leitenden Positionen ein, die Asiaten waren Angelernte, die Sklaven Handlanger.

Da auf Kuba wie auf den anderen Inseln die Eigentümer der Farmen häufig abwesend waren, wurde die Leitung Verwaltern oder Aufsehern übertragen, die oft in den großen Herrenhäusern lebten. Ihnen unterstanden die Aufseher über die Neger und die Aufseher über das Vieh. Auch der Chef des Siedehauses, der Maschinist, der gewöhnlich aus Europa oder den Staaten kam, und der Buchhalter waren Weiße. Oft hatten sie an die großen Plantagenbesitzer ihr Land und damit auch ihre Selbständigkeit verloren und arbeiteten nun für sie. Sie hatten starke rassistische Vorurteile und ließen die Sklaven für ihre Enttäuschung leiden. Sie straften sie hart für geringe Verfehlungen oder machten brutale Jagd auf Flüchtige.

Die Asiaten halfen den Schwarzen auf den Feldern und in den Hallen. Sie hatten einfache, halbhandwerkliche Aufgaben zu erfüllen und bedienten einige Maschinen. Sie wurden aber fast mit den Sklaven identifiziert, und auf einigen Farmen waren sie ihnen gleichgestellt. Für einige Farmer schienen sie die Afrikaner zu ersetzen. Andere sahen in ihnen ein Zwischenglied zu den freien Lohnarbeitern. Wieder andere warnten vor der Einfuhr von Chinesen, da sie die rassistischen Probleme auf der Insel nur verstärken würden.

Salomon von Rothschild, der zu Besuch auf der Insel weilte, schrieb über die Kulis:

Nur eine Meile von Havanna entfernt befindet sich eine große Hütte, wo man sich schwarzes Fleisch holen kann. Nicht weit weg findet man eine andere, nur mit Chinesen gefüllt. Die Zahl der «Coolies» ist so gestiegen während der letzten Jahre, daß die spanischen Behörden dadurch erheblich beunruhigt sind. Ihre Sitten sind ganz seltsam. Sie werden von chinesischen Gesellschaften importiert, die sie auf einer Monatsbasis vermieten; der Pflanzer ist nur verpflichtet, ihnen zu Essen zu geben. Sie haben einen Aufseher der eigenen Rasse, den sie selbst wählen und von dem sie die Strafe hinnehmen, die er für angemessen hält. Im allgemeinen kehren sie nach acht Jahren in ihr Heimatland zurück - genauso arm wie sie ankamen, nachdem sie all das, was sie verdient hatten, für Essen und Wettspiele ausgeben.

Einzig und allein beschäftigt sie der Gedanke, daß sie zu Hause beerdigt werden möchten. Familien bringen große Opfer, um ihre toten Verwandten zurückzuschicken, und die beste Fracht für ein

Schiff besteht aus zwei oder drei Särgen mit chinesischen Knochen. Das Monopol in diesem abscheulichen Geschäft haben die Amerikaner. In einer eigenartigen Weise neigen die Chinesen hier zu Selbstmord. Sie bringen sich um, wegen schrecklicher Langeweile, oder oft, weil sie beim Wettspiel verloren haben oder manchmal, weil sie mit einer Peitsche anstatt mit einem Stock geschlagen worden sind. Sie schlafen normalerweise auf einem Holzbrett, und wenn sie lebensmüde werden, binden sie einen Strick an das Brett, strecken den Kopf durch die Schlinge, liegen auf dem Rücken und ziehen daran, bis sie sterben.

Rothschild, XXIX, 7. März 1861

Die Schwarzen nahmen die unterste Stellung ein. Hin und wieder assistierten sie einem Weißen. Das war das höchste, was sie erreichen, konnten.

Die Organisation der Arbeit auf einer Zuckerplantage war nicht einfach. Um sich für die Erntezeit genügend Sklaven zu sichern, mußten die Pflanzer Sklaven kaufen und sie das ganze Jahr unterhalten. Die äußerste Sorge der Sklavenhalter war, daß die Sklaven ständig beschäftigt wurden. Das war leicht während der Erntezeit zwischen dem späten Dezember und dem frühen Mai. Nach der Ernte wären weniger Leute nötig gewesen. Aber jeder gewissenhafte Pflanzer hatte einen sorgfältigen Plan für das ganze Jahr und versuchte, seine Arbeiter ständig zu beschäftigen.

Für den kubanischen Sklaven zerfiel das Jahr in zwei Teile: Ernte und tote Zeit. Der Jahresanfang fiel oft mit dem Erntebeginn zusammen. Dann war der erste Wechsel der Kleidung fällig, der zweite erfolgte am Ende der Ernte. Jeder Sklavenmann erhielt eine Baumwollhose, Unterhosen, die bis zu den Knien reichten, eine wollene Kappe, eine kurze, dicke Flanelljacke und eine Decke. Jede Frau bekam ein gestreiftes Baumwollkleid und ein Kopftuch aus Baumwolle. Die Kleidung, die am Ende der Ernte ausgeteilt wurde, war ganz ähnlich. Die Männer erhielten nun anstatt der Wollmütze einen Strohhut.

Ehe die Erntearbeiten begannen, erfuhren die Sklaven genau, was sie zu tun hatten. Die robustesten Männer wurden an die Siedekessel gestellt. An jedem arbeiteten etwa sieben Leute, bei fünf Kesseln waren es also 35 mit vier oder fünf zusätzlichen Arbeitskräften.

Die Kärrner (Fuhrmänner), die das Zuckerrohr und den ausgepreßten Rückstand, die Trester, beförderten, wurden als nächste ausgewählt. Ihre Arbeit war keineswegs einfach.

In Flor de Sagua fing ich an, mit den Karren für Zuckertrester zu arbeiten. Ich setzte mich vorn auf den Bock von dem Karren und

trieb das Maultier an. Wenn der Karren sehr voll war, hielt ich das Maultier an, stieg ab und führte es am Zügel. Die Maultiere waren störrisch, und man mußte von unten zerren wie ein Vieh. Der Rücken wurde einem krumm davon. Wenn hier viele Leute als halbe Bucklige herumlaufen - das kommt von den Maultieren. Die Karren waren gepropft voll bis oben. Sie wurden immer im Hof abgeladen, und man mußte den Trester ausbreiten, damit er trocknete. Mit einem Haken zerte man ihn auseinander. Danach wurde er so wie er war, trocken, zu den Öfen gebracht. Das war, um Dampf zu machen. [ . . . ]

Nach dem Tagwerk wurden die Kärrner oft zur Nachschicht an die Kessel gestellt. Daher mußten auch sie äußerst kräftig und widerstandsfähig sein.

Als nächste Gruppe kamen die Schnitter. Man rechnete mit 50 für eine mittlere Farm. Sie mußten schnell und zugleich vorsichtig arbeiten. Mit der linken Hand hielten sie das Zuckerrohr und hieben die Ableger mit dem Schlag der Machete ab. Dann schnitten sie das Rohr so nah wie möglich am Boden ab und warfen den Stiel hinter sich. Nachts lösten die Schnitter häufig die Männer in den Purgierhäusern ab, und diese übernahmen die Kärrnerdienste.

In den Purgierhäusern arbeiteten ungefähr 25 Männer, 50 Frauen und Kinder sammelten das Zuckerrohr auf und beluden die Karren. Zwei ältere Männer oder Frauen lasen die Stengel auf, die beim Transport von den Wagen gefallen waren. Acht Männer entfernten das ausgepreßte Zuckerrohr aus den Mühlen und zehn sorgten für das Feuer. Zusätzlich rechnete man noch mit 60 Frauen und einigen Jungen, die kochten oder Wasser auf die Felder brachten.

Die Ernte war die härteste Arbeitszeit. Nach einem Sklavengesetz von 1842 konnte sie 16 Stunden täglich betragen. Zwei Stunden waren für die Ruhe und sechs für den Schlaf vorgesehen. Diese Bestimmungen wurden jedoch nur auf einigen Farmen eingehalten. Viele Reisende berichten, daß die Sklaven während der Erntezeit nur drei Stunden schliefen. Auf vielen Farmen arbeiteten sie 20 Stunden. Sie arbeiteten bis an die Grenzen ihrer körperlichen Fähigkeiten. Man schickte Neger zur Nachschicht an die Kessel, die am Tag zehn Stunden lang in der glühenden Sonne auf den Feldern geschuftet hatten. Sie arbeiteten 20 bis 22 Stunden hintereinander und kehrten nach sechs Stunden Schlaf an die Arbeit zurück. Der Schlaf war nur die kurze Spanne, während der sie das höllische Arbeitsleben vergaßen. Die Peitsche hatte den Zweck, die Arbeiter anzutreiben und wachzuhalten. Das Handbuch schlug vor, daß den Männern an den Kesseln das Essen während der Arbeit gegeben werden sollte.

Der zweite Kleiderwechsel zeigte an, daß das Ende der Ernte gekommen war. Nun begann die tote Zeit.

Wenn die tote Zeit kam, wurde es ruhig. Auf der Plantage und den Höfen veränderte sich die ganze Situation. Aber niemand blieb einfach so, ohne was zu tun. Die tote Zeit war lang, und wer nicht arbeitete, hatte nichts zu essen. [ . . . ]

Die Sklaven legten Gräben um die Felder, die verhindern sollten, daß bei einem Brand alles Zuckerrohr vernichtet wurde. Sie säten neues Zuckerrohr oder stachen die Erde um. Für die Frauen veränderte sich das Leben weniger. Sie kochten, wuschen die Wäsche, stopften und nähten.

Unter den harten Arbeitsbedingungen sah die Sklavenbevölkerung keinen Grund, das Gleichgewicht von Leben und Tod zu erhalten. Es wäre wohl auch unmöglich gewesen. Es gab doppelt soviele arbeitsfähige Männer wie Frauen. Die Frauen wurden von den Farmern für weniger produktiv gehalten. Es gab keinen Mutterschutz. Die Frauen arbeiteten bis zur Geburt neben den Männern auf den Feldern. So gab es viele Fehl- und Todgeburten. Oft wurden Frauen körperlich so hart bestraft, daß sie dabei ihre Kinder verloren.

Ich habe viele Greuel bei den Strafen in der Sklaverei gesehen. Deswegen paßte mir dieses Leben auch nicht. Im Kesselhaus war der Block, das war das Grausamste. Es gab Blöcke zum Liegen und zum Stehen. Sie wurden aus großen Brettern mit Löchern gemacht, da zwangen sie den Sklaven, die Füße, die Hände und den Kopf hineinzustecken. So hielten sie sie zwei oder drei Monate lang eingesperrt, wegen irgendeiner unbedeutenden Schlechtigkeit. Auch die schwangeren Frauen verprügelten sie, aber auf dem Boden liegend mit einem Loch in der Erde, damit dem Bauch nichts passierte. Und die gaben ihnen vielleicht Schläge! Allerdings, sie paßten auf, daß das Kind nicht zuschanden wurde, denn das wollten sie heil und ganz. Die üblichste Strafe war das Auspeitschen. Das besorgte der Aufseher selbst mit einem Riemen aus Rindsleder, der machte Striemen auf der Haut. Die Peitsche wurde auch aus Hanf oder aus irgendeinem Zweig aus dem Wald gemacht. Das stach wie der Teufel und riß die Haut in Fetzen herunter. Ich habe viele kräftige Neger mit roten Rücken gesehen. Nachher legten sie ihnen auf die Wunden Kompressen aus Tabakblättern mit Urin und Salz.

Barnet (Hg.), S. 21,101,43f

1880 wurde die Sklaverei auf Kuba abgeschafft. Wie anderswo auch führte die Befreiung nicht zwangsläufig zu einer Verbesserung der Lage der arbeitenden Bevölkerung. Sklavenähnliche Ausbeutungsformen blieben erhalten.

Ein deutliches Beispiel hierfür bildet die Antilleninsel Antigua. Im Zusammenhang mit der Abschaffung führte das britische Parlament zunächst eine Übergangsregelung ein. Sklaven, die über sechs Jahre alt waren, sollten sechs Jahre lang täglich siebeneinhalb Stunden für ihre Besitzer arbeiten und dafür Essen, Kleidung und Unterkunft erhalten. Sie durften täglich wenigstens zweieinhalb Stunden Lohnarbeit verrichten.

Die Bürgerversammlung befreite die Sklaven von diesen Auflagen. Gleichzeitig vereinbarten die Großgrundbesitzer einen äußerst niedrigen Lohn. Da die ehemaligen Sklaven keine Beschäftigung außerhalb der Plantagen fanden, mußten sie sich bei ihnen verdingen. Sie mußten plötzlich zehn Stunden anstatt siebeneinhalb arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die einstigen Sklavenhalter strichen mehrere Millionen Pfund ein, welche ihnen die britische Regierung zahlte, weil sie ihre Sklaven freigelassen hatten. Es war ein reines Geschenk, und die Abschaffung der Sklaverei brachte nur den früheren Sklavenhaltern Vorteile.

## 2. Die Herrenmoral

Die Gewohnheit der Sklaverei korrumpt den Geist bis zu einem unsäglichen Punkt, sagt Schoelcher. Ein Pflanzer auf Martinique, ein alter, respektabler, guter Mann, den man sehr verblüffen würde, wenn man sagte, er begehe eine Grausamkeit, hat schon von seinen Vorfahren her und bewahrt noch immer unter dem Namen Gefängnis einen Holzkasten, bestenfalls drei Fuß (90 cm) hoch, in den man nur kriechend hineinkommen kann. Ein regelrechter Sarg. Als ich einem jungen Mann meine Empfindungen über diese schauerliche Schachtel sagte und bemerkte, daß dort Luft nur durch einige sehr wenige Löcher eindringen könnte, sagte er ganz ruhig: <Aber mein Herr, sie sind doch nicht zur Erholung dort drin.> Er war kaum 25 Jahre alt.

Paszensky, S. 196

Das System der Sklaverei war so von Gewalt durchherrscht, daß die Herren sie sowenig wahrnahmen wie man in einer Welt, in der nur das Rot herrschte, dieses noch als Farbe wahrnehmen würde. Sie waren so

daran gewöhnt, daß sie nichts Ungewöhnliches mehr daran finden konnten. Die Situation der Sklaven war in der Regel noch schlimmer, wenn der Eigentümer abwesend war und sich durch einen Verwalter oder Aufseher vertreten ließ, wie die Geschichte der Sklaverei zeigt. Das war in der Karibik häufig der Fall.

Die englischen, französischen und spanischen Eigentümer waren der Meinung, daß das Klima in den Zuckerkolonien unbekömmlich für die europäische Konstitution sei und zogen es vor, im Mutterland zu bleiben. Die Inseln waren nicht Platz für den Wohnsitz, sondern Quelle des Reichtums, den man zu Hause genoß. Sie machten sich kaum Gedanken darüber, wie er zustande kam.

Wer trotzdem in die Kolonien ging, tat es oft nur mit Widerwillen und für kurze Zeit. Daher war auch kaum jemand an dem Bau von Schulen, Krankenhäusern oder kulturellen Einrichtungen interessiert.

Die Verwalter hatten den Ehrgeiz, sich selbst und ihre Herren zu bereichern. Sie wohnten oft in den Herrenhäusern und führten ein entsprechendes Leben mit vielen Bediensteten. Sie ließen sich selten herab, die Sklaven persönlich zu strafen. Dafür waren die Aufseher da.

In Westindien gab es einen offenen Streit über die Frage, wie die Sklaven zu behandeln seien. Einige waren dafür, sie zu schonen, um möglichst lange ihre Arbeitskraft ausnutzen zu können, andere plädierten für ihre exzessive Ausbeutung. Sie sollten, sobald sie verbraucht waren, durch Neueingekaufte ersetzt werden. Es war eine ökonomische Kontroverse und die Anhänger einer mildernden Behandlung warfen ihren Gegnern nicht vor, daß sie unmenschlich seien, sondern nur, daß sie nicht rechnen könnten.

Besonders erregt war die Diskussion auf der britischen Antilleninsel Antigua in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sich die Anhänger des harten Willens durchsetzten. Allerdings sollte der Nachschub an frischen Sklaven besser als bisher organisiert werden, damit die Toten sofort durch Lebende ersetzt werden konnten und kein Produktionsrückgang eintrat.

Beide Haltungen kommen auch in der Sklavengesetzgebung zum Ausdruck.

Der französische *Code noir* von 1685, der als verhältnismäßig sklavenfreundlich galt, erscheint uns von grausamer Härte.

Auszug aus dem Sklavengesetz von 1685 (Code noir)

XVI. Wir verbieten den Sklaven, sich unter dem Vorwand von Hochzeiten oder anderen Vorgaben bei Tag oder bei Nacht an entlegenen Orten zusammenzurotten, bei Strafe körperlicher Züchtigung, welche wenigstens in Staupenschlägen und Brandmarkung bestehen soll und im Falle mehrfacher Wiederholung und anderer erschwerender Umstände bis zur Todesstrafe gesteigert werden kann, was wir dem Ermessen der Richter überlassen . . .

XXI. Wir erlauben allen unseren die Inseln bewohnenden Untertanen, sich aller ohne Erlaubnisschein der Herren in den Händen von Sklaven befindlichen Waren zu bemächtigen . . .

XXVIII. Wir erklären hierdurch, daß die Sklaven nichts besitzen können, was nicht als Eigentum ihrer Herren angesehen werden soll, und daß alles, was sie durch ihren Fleiß oder die Freigiebigkeit anderer erlangt haben, ihrem Herrn als dessen Eigentum gehören soll . . .  
XXXIII. Die Sklaven, welche ihren Herrn, seine Gattin oder Beischläferin oder seine Kinder ins Gesicht blutig geschlagen haben, sollen mit dem Tode bestraft werden.

XXXV. Erwiesene, von Sklaven oder Freigelassenen verübte Diebstähle, wenn sie auch bloß in Pferden, Mauleseln, Ochsen und Kühen bestehen, sollen peinlich und, je nach den Umständen, mit dem Tode bestraft werden.

XXXVI. Entwendungen von Schafen, Ziegen, Schweinen, Geflügel, Zuckerrohr, Erbsen, Maniok oder anderen Hülsenfrüchten, welche sich Sklaven haben zu Schulden kommen lassen, sollen nach Beschaffenheit des Diebstahls gerichtlich bestraft werden, und diese Strafen sollen erforderlichenfalls in Staupenschlag und Brandmarkung der Schultern bestehen können.

XXXVIII. Einem entflohenen Sklaven, welcher einen Monat abwesend geblieben ist, sollen die Ohren abgeschnitten und er soll auf einer Schulter gebrandmarkt werden; bei einer wiederholten Flucht sollen ihm die Kniekehlen zerschnitten und die andere Schulter gebrandmarkt werden; das dritte Mal wird er mit dem Tode bestraft.

XLII. Es soll den Eigentümern der Sklaven erlaubt sein, sie in Ketten legen und mit Ruten oder Stricken hauen zu lassen, wenn sie glauben, daß diese die Züchtigung verdient haben . . .

XLIV. Wir erklären, daß die Sklaven als Mobiliar betrachtet werden und als solches ins gemeinschaftliche Erbe gehören . . .

Buch, S. 23

Deutlich wird der Glaube, daß der Sklave nur durch Terror zum Gehorsam gezwungen werden kann. Die Brutalität wird legalisiert und das,

was die Sklavenhalter ohnehin taten, zum Recht erhoben. Es gab allerdings auch Einschränkungen der furchtbaren Selbstjustiz. In einigen Gesetzeswerken sollten die Auswüchse des Terrors verhindert werden, nicht unbedingt aus Menschlichkeit, sondern weil man fürchtete, die Sklaven könnten sich erheben, zum Beispiel im spanischen Code noir von 1574:

§ 60. Viele nehmen die Dienste ihrer Sklaven gern entgegen, geben, ihnen aber weder Nahrung noch Kleidung. Daher holen sich die Sklaven das Essen von anderen Plantagen, revoltieren wegen schlechter Behandlung und laufen weg. Wir befehlen allen, die Neger auf ihren Plantagen, Ranches, Bauernhöfen oder an anderen Plätzen haben, ihnen ausreichendes Essen für ihre geleistete Arbeit zu geben, außerdem zwei Paar Hosen oder Hemden aus rauhem Stoff jedes Jahr und sie nicht zu übertrieben oder grausam zu strafen. Damit dieses Gesetz ausgeführt und die Behandlung der Sklaven überprüft wird, müssen die Bürgermeister dieser Stadt (Santa Domingo), der eine im März und der andere im Oktober, die Farmen und Plantagen besichtigen, um zu sehen, wie die Sklaven gehalten werden und ob sie Essen und Kleidung bekommen haben. Sollten sie böse Neger entdecken, die die anderen aufstören, müssen sie ihren Herren befehlen, sie außerhalb der Insel zu verkaufen.

§ 61. Viele behandeln ihre Sklaven mit großer Grausamkeit. Sie peitschen sie brutal, schmieren sie mit verschiedenen Harzsorten ein, lassen sie brennen und fügen ihnen andere Torturen zu, an denen sie sterben. Die Sklaven werden so eingeschüchtert und terrorisiert, daß sie sich umbringen, sich ins Meer werfen, weglauen oder revoltieren. Man braucht nur zu sagen, daß der Herr seinen Sklaven umbrachte und keine Anzeige wird erstattet. Infolgedessen wird jeder, der seinen Sklaven mit solcher Brutalität behandelt und übermäßig bestraft, von den Behörden gezwungen, ihn zu verkaufen und er wird selber, entsprechend den Exzessen, die er begangen hat, bestraft werden. [ . . ]

Williams, 1963, Nr. 145, S. 154

Niemals jedoch ist man in irgendeiner Sklavenhaltergesellschaft soweit gegangen, daß man Gleicher mit Gleichen vergolten hätte. Während ein Sklave, der einen Freien umgebracht hatte, getötet wurde, geschah es im umgekehrten Falle nicht. Denn hätte ein Freier den von ihm verschuldeten Tod eines Sklaven mit dem Leben bezahlen müssen, so wäre beider Leben gleich viel wert gewesen. Die Gleichheit der Strafe hätte zu einer so weitgehenden Gleichstellung von Sklave und Sklavenhalter geführt, daß der Bestand der Institution gefährdet gewesen wäre.

Letzlich dürfte nicht sehr entscheidend gewesen sein, ob die Gesetze die Brutalität legalisierten oder unter eine allerdings geringe Strafe stellten. Sie hatten ihr Maß im Sachrecht und die Verletzung eines Sklaven war Sachbeschädigung. Eine Strafe, die darüber lag, hätte zwangsläufig zur Anerkennung des Sklaven als Menschen geführt. Es kann keine menschliche Sklavengesetzgebung geben. Daher handelte die Versammlung von Antigua sehr logisch, als sie im Jahre 1723 das folgende Gesetz beschloß:

Einzelne grausame Personen, um ihre eigenen Launen zu befriedigen, töten, vernichten oder zerstücken häufig ihre eigenen oder anderer Leute Sklaven, gegen die Gesetze von Gott und der Menschheit und gehen unbestraft aus. Denn es widerspricht der Verfassung und der Regierung dieser Insel und würde eine zu große Unterstützung und Ermutigung für die Sklaven bedeuten, den Weißen Widerstand zu leisten, setzte man sie so weit mit den freien Einwohnern gleich, daß man von diesen vor Gericht das Leben forderte (wegen der Tötung eines Sklaven). Auch ist es nicht bekannt oder wird auf irgendeiner der karibischen Inseln praktiziert, daß eine freie Person, die einen Sklaven tötet, mit ihrem Leben belangbar ist.

Williams, 1970, S. 191

### 3. Die Sklavenmoral

Auf den Antillen bildeten geflohene Sklaven, die sich in den Bergen in Gruppen zusammantaten, eine ständige Gefahr für die Farmer. Sie wurden Cimarrons genannt. Die Weißen, von Bluthunden begleitet, unternahmen Expeditionen in die Berge, um sie auszurotten. An diesen Expeditionen war auch oft das Militär beteiligt. Viele Weiße waren halbberufsmäßige Sklavenjäger. Sie erhielten einen Preis für jeden geflohenen Sklaven, den sie gefangennahmen.

Aufstände kamen hier weit häufiger vor als anderswo. Zwei Gründe waren hierfür entscheidend: die Masse der Sklaven, unter denen die Weißen nur eine kleine Minderheit bildeten, und ihre Herkunft aus Afrika. Sie waren zum großen Teil nicht als Sklaven aufgewachsen, sondern in Freiheit, und die Erinnerung daran war noch aufbewahrt.

Alle Aufstände werden von dem auf Haiti am Ende des 18. Jahrhunderts überstrahlt. Er sprengte den regionalen Rahmen und versetzte auch noch die Sklaven in den Vereinigten Staaten in Unruhe. Der Aufstand von Haiti wirkte auf die europäische Geschichte zurück, die, we-

nigstens in den Augen der Europäer, die weite Teile der Erde immer weiter kolonisierten, identisch mit der Weltgeschichte war. Haiti war zunächst spanisch gewesen. 1697 wurde der Westteil der Insel französisch. Zu Beginn des Aufstandes lebten auf der Insel 40000 Weiße, 30000 Mulatten und 450000 schwarze Sklaven.

Die Weißen zerfielen in verschiedene Gruppen. An der Spitze standen die großen Farmer und die Offiziere der Kolonialverwaltung, meist Adlige aus dem Mutterland. Neben diesen großen Weißen gab es die kleinen, Handwerker, Kaufleute, Bauern, die nur wenige Sklaven besaßen und unselbständige Aufseher. Zuunterst kamen Abenteurer und Kriminelle, das sogenannte menschliche Strandgut, das durch irgendein Schicksal auf die Insel verschlagen worden war.

Je weniger Ansehen die Weißen innerhalb ihrer eigenen Rasse besaßen, desto mehr bildeten sie sich auf ihre Hautfarbe ein. Sie war für sie ein Wert an sich, und allein wegen dieses äußerlichen Merkmals erwarteten sie, von den Farbigen geehrt und geachtet zu werden.

Die Mulatten waren aus den Verbindungen der weißen Herren mit ihren schwarzen Sklavinnen hervorgegangen, und so, wie es ihre Hautfarbe anzeigte, nahmen sie eine Stellung zwischen Weiß und Schwarz ein. Sie waren keine Sklaven mehr, sondern frei, aber keine Herren, sondern weitgehend rechtlos. Es bestand eine ausgeprägte Apartheid. Die Mulatten durften keine offiziellen Ämter bekleiden, keine feinen Stoffe tragen, nicht mit Monsieur oder Madame angeredet werden und nicht mit Weißen am Tisch sitzen. Sogar auf dem Friedhof sollten sie unter sich bleiben, sie hatten einen eigenen. In einem Bericht der Verwaltung von Santo Domingo aus dem Jahre 1756 heißt es über sie:

Diese Menschenrasse fängt an, die Kolonie zu überschwemmen, und es gehört zu den schlimmsten Mißbräuchen, wenn man sieht, wie sie inmitten der Weißen immer zahlreicher wird und diese durch ihren Reichtum und Luxus in den Schatten stellt. Da sie, wie ihre schwarzen Vorfahren, äußerst genügsam sind, nur von Gemüse leben und anstatt Wein nur Zuckerrohrschnaps trinken, tragen sie nichts zu dem für die Wirtschaft lebenswichtigen Konsum bei und häufen durch ihre übertriebene Sparsamkeit gewaltige Kapitalien auf, die sie, aufgrund ihres neuerworbenen Reichtums, immer arroganter werden lassen ... In vielen Vierteln sind die schönsten Güter im Besitz der Mischlinge, und ihre Häuser dienen verkommenen Subjekten und entlaufenen Sklaven als Asyl und Unterschlupf ... Es sind gefährliche Menschen, die eher den Sklaven zuneigen, denen sie durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, als uns, da wir sie durch unseren hochmütigen Ton und durch die Unterwürfigkeit, die wir von ihnen verlangen, ständig verletzen. In ei-

ner Revolution, in einem unglückseligen Augenblick würden sie als erste das Joch abschütteln, das um so schwerer auf ihnen lastet, weil sie reich sind und sich daran gewöhnen, Weiße zu ihren Diensten zu haben, deren Hautfarbe sie nicht mehr genug achten.

Buch, S. 17

Die Mulatten waren fleißig und wirtschaftlich erfolgreich. Ein Drittel des Bodens und ein Viertel der Sklaven gehörten ihnen.

Die 450000 Sklaven unterlagen dem Code noir. Berühmt wurde der Fall des Farmers Lejeune, der mehrere seiner Sklaven gefoltert und ermordet hatte. Als sich die Arbeiter der Farm hilfesuchend an ein Gericht wandten, erhob sich unter den Weißen der Insel ein Sturm der Entrüstung. Er richtete sich nicht gegen den Mörder, sondern dagegen, daß er bestraft werden sollte.

Die Weißen übten eine Schreckensherrschaft aus, doch kann man nicht damit allein erklären, wie es ihnen gelang, 450000 Menschen zu unterwerfen. Sie besaßen auch moralische Macht. Große Teile der Sklavenbevölkerung glaubten selbst an die gottähnliche Überlegenheit der Weißen, und auf diesen Vorurteilen beruhten Ruhe und Ordnung. Als die Vorurteile fielen, war es auch mit der Ruhe und Ordnung vorbei.

Die Ereignisse auf Haiti vollzogen sich fast gleichzeitig mit denen der Revolution in Frankreich (ab 1789), manchmal mit einer kleinen Verzögerung von 6 Wochen. Das war die Zeit, die ein Schiff vom Mutterland bis zur Insel brauchte. Wie in Frankreich fand auch hier eine ständige Radikalisierung statt.

Zunächst erhoben sich 1790 die nichtweißen Freien, die Mulatten, auch Farbige genannt, um die Gleichberechtigung mit den Weißen und nur wenig später die Sklaven, um die Freiheit zu erringen.

Der junge Anführer der Farbigen, Ogé, war in Paris gewesen und hatte dort in revolutionären Kreisen verkehrt. Er kam heimlich auf die Insel zurück, da man ihm die Einreise verweigert hatte. Nach dem Aufstand wurde er gefangen genommen und auf bestialische Weise umgebracht. Nach zahlreichen Gefechten errangen die Farbigen 1792 die Gleichberechtigung. An ihrem Sieg waren Sklaven beteiligt gewesen, aber die Mulatten dachten nicht daran, ihnen die Freiheit zu geben, da sich ja damit ihr Eigentum umverteilt hätte.

Fast zur gleichen Zeit, da der Aufstand der Farbigen begann, fingen auch die Sklaven an zu revoltieren. Ihr Anführer war der Wodopriester Boukman. Auch frühere Aufstände waren schon von Wodopriestern geleitet worden. Sie redeten den Sklaven ein, daß sie nach dem Tod in Afrika auferstehen würden. Die Wurzeln des Wodokultes reichen bis nach Afrika zurück. Unter Anleitung eines Priesters oder einer Prieste-

rin werden die Teilnehmer an der Kulthandlung durch Beschwörung Tanz und Gesang in Trance versetzt, bis ein Gott aus ihnen spricht. Was dieser befiehlt, haben die Menschen unbedingt auszuführen. Die Aufständischen töteten alle Weißen, auch Frauen und Kinder, derer sie habhaft wurden. Bald war die Nordprovinz der Kolonie in ihrem Besitz. Dem französischen Gouverneur, der sie zur Aufgabe überreden wollte antworteten sie

[...] diejenigen, welche nach Gott unsere Väter hätten seyn sollen, waren Tyrannen, Ungeheuer, unwerth der Früchte unseres Fleisches, und Sie können verlangen, tapferer General, daß wir, Schafen gleich, uns aufs Neue den Wölfen in den Rachen geben. Nein, es ist zu spät, Gott, der für den Unschuldigen streitet, ist unser Führer, Er wird uns nicht verlassen Und so bleibt unser Wahlspruch Sieg oder Tod! [...]

Buch, S. 72f

Im November 1791 fiel Boukman im Kampf gegen die weißen Truppen, aber die Sklaven setzten den Kampf fort Wie sie kämpften, geht aus folgender Beschreibung hervor.

Die von Hyacinthe [Anführer der Sklaven] geführten Neger, fast alles Afrikaner, waren nur mit Messern, Piken, Hacken und Eisenstangen bewaffnet, aber, angefeuert von ihren Zauberern, überzeugt, daß sie in Afrika wiederauferstehen würden, wenn sie getötet wurden, warfen sie sich gegen die Bajonette, ohne Furcht vor den Gewehrsalven, die sie dezimierten Sie klammerten sich an die Pferde der Dragoner und rissen diese aus dem Sattel, während sie selbst niedergesäbelt wurden Hyacinthe durchlief ihre Reihen mit einem Kuhschwanz in der Hand und rief, daß er damit den Tod vertreibe Er warf sich an die Spitze der Angreifer und trotzte dem Ge- wehr- und Artilleriefeuer, das seinen Talismann zu respektieren schien. Man sah Männer, die sich auf die Kanonen stürzten und deren Laufe umklammerten, um sie am Abschuß zu hindern, sie starben, ohne lockerzulassen Andere steckten ihre Arme in die Mündungsrohre der Geschütze, um die Kugeln herauszureißen, und riefen ihren Kameraden zu «Kommt schnell, wir haben sie!» Die Geschosse detonierten, und ihre Glieder wurden weit durch die Luft geschleudert [...]

Buch, S 63

An der Sklavenrevolte von 1791 beteiligte sich ein Schwarzer mit Namen Toussaint Louverture, aber erst, nachdem er die Familie seines Herrn in

Sicherheit gebracht hatte. Er war Koch gewesen und damals beinahe 50 Jahre alt. Er avancierte schnell in der aufständischen Armee der Schwarzen, siegte mehrmals über die Franzosen und schloß sich, als diese 1793 die Aufhebung der Sklaverei verkündeten, wieder der Republik an. In den darauffolgenden Jahren wurde er zum obersten General und stellvertretenden Gouverneur der Insel ernannt. Nachdem in Frankreich 1795 das Direktorium an die Macht gekommen war, zeigten sich Tendenzen, die Sklaverei wieder einzuführen, die sich unter dem Konsulat Napoleons 1799 noch verstärkten. Am 5 November 1797 schrieb Toussaint Louverture an das Direktorium der Republik

Glauben Sie denn, daß Menschen, die einmal die Wohltaten der Freiheit genossen haben, ruhig mitansehen werden, wie man sie ihnen wieder raubt? Sie haben ihre Ketten getragen, solange sie kein anderes Leben kannten als die Sklaverei, aber heute, nachdem sie die Sklaverei abgeschüttelt haben, wurden sie lieber tausend Leben geben, als sich zu unterwerfen. Nein, die Hand, die unsere Ketten zerbrochen hat, wird uns nicht noch einmal versklaven. Frankreich wird seine Grundsätze nicht verraten, es wird nicht zulassen, daß seine höchste Moral pervertiert [...] wird. Aber wenn man versuchen sollte, die Sklaverei in St Domingue wieder einzuführen, dann erkläre ich Ihnen, daß man Unmögliches versucht: wir haben allen Gefahren getrotzt, um unsere Freiheit zu erringen, und wir werden in den Tod gehen, um sie zu behalten [...]

Buch, S. 110f

1801 proklamierte Toussaint Louverture eine Verfassung, die ihm große Vollmachten einräumte. Er übernahm die Regierungsgeschäfte auf Lebzeiten und sicherte sich das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen Artikel 1, 3 und 4 der Verfassung lauten

### Verfassung von St. Domingue

*Art 1* St Domingue und die angrenzenden Inseln bilden das Territorium einer einzigen Kolonie, die zwar Teil Frankreichs ist, aber ihren eigenen Gesetzen unterliegt.

*Art 3* Es gibt keine Sklaven mehr auf diesem Territorium, die Sklaverei ist für immer abgeschafft Alle Menschen hier werden geboren, leben und sterben frei und als Franzosen.

*Art 4* Jedermann, gleich welcher Hautfarbe, hat Zugang zu allen Berufen und öffentlichen Ämtern, das Gesetz ist für alle gleich [...]

Buch, S 124

Toussaint Louverture erließ eine äußerst harte Arbeitsgesetzgebung, um die Wirtschaft der Kolonie, die während 10 Jahren Bürgerkrieg schwer gelitten hatte, wiederaufzubauen. Die Maßnahmen, die er ergriff, darunter auch die Rückkehr der weißen Pflanzer, isolierten ihn zum erstenmal von den schwarzen Massen. An Napoleon, der befürchtete, daß er die Unabhängigkeit der Insel anstrebe, schrieb er:

«St. Domingue», sagen Sie in Ihrem Schreiben, «eine Kolonie, die einen wesentlichen Theil der Französischen Republik ausmacht, strebt nach Unabhängigkeit.» Und warum sollte sie dies nicht thun? Die vereinigten Staaten von Amerika thaten dasselbe; und es gelang ihnen, unter dem Beistand des monarchischen Frankreichs [...]

Die Einschränkungen der Freiheit begründet er auf folgende Weise:

Wenn das Volk, unter der von mir erhaltenen Verfassung, einen geringern Grad von Freiheit genießt als unter andern Regierungsformen, so liegt dies in der Lebensweise, in der von der Sklaverei unzertrennlichen Unwissenheit und Barbarei. Ich habe für eine Klasse unglücklicher, kaum vom Joch befreiter Wesen das einzige für ihren Zustand und ihre Verfassungskraft passende Regierungssystem eingeführt. Es läßt in verschiedenen Fällen der Gewaltthätigkeit und dem Despotismus freien Spielraum, dies ist eine nicht zu leugnende Thatsache; aber ist die Verfassung der Französischen Republik, dieses aufgeklärtesten Theils des gebildeten Europas, ganz frei davon? Wenn dreißig Millionen Franzosen, wie man behauptet, ihr Glück und ihre Sicherheit in der Revolution vom 18. Brumaire finden, so wird man mich doch nicht um die Liebe und das Vertrauen der armen Schwarzen, meiner Landsleute, beneiden? [...]

Buch, S. 143 f

Selbstbewußt schreibt er:

Sie fragen mich, ob ich Auszeichnung, Ehrenstellen, Reichthümer begehre. Allerdings, aber nicht durch Ihre Vermittlung. Ich finde meine Auszeichnung in der Achtung meiner Mitbürger, meinen Ruhm in ihrer Anhänglichkeit, meinen Reichthum in ihrer uneigennützigen Treue; - hat vielleicht die Hoffnung, mich zu verleiten, die Sache, welcher ich mich geweiht habe, zu verrathen, diese armelige Idee von persönlichen Vorteilen, die Sie mir anbieten, herbeigeführt? Lernen Sie doch die moralischen Grundsätze anderer

nach Ihren eigenen beurtheilen. Wenn derjenige, welcher seine Rechte auf den Thron, auf welchem Sie jetzt sitzen, noch immer nicht aufgegeben hat, Sie jetzt aufforderte, von ihm herabzusteigen, was würden Sie ihm antworten? Die Gewalt, welche ich besitze, habe ich aber so gesetzmäßig errungen als Sie die Ihrige, und nur der ausgesprochene Wille der Bewohner von St. Domingo kann mich veranlassen, sie wieder aufzugeben. [ . . . ]

Buch, S. 144

Um die alte Ordnung in der Kolonie wiederherzustellen, ließ Napoleon eine mächtige Flotte von 86 Schiffen mit 22000 Soldaten an Bord ausrüsten, die im Februar 1802 in Santo Domingo landete. Toussaint zog sich mit seinen Truppen in die Berge zurück, um die Invasionstruppen in einem Guerillakrieg zu besiegen. Nach anfänglichen Erfolgen war er zu Verhandlungen bereit. Er wurde festgenommen, nach Europa gebracht und in einem Fort im Schweizer Jura gefangengehalten, wo er am 7. April 1803 unter erbärmlichen Umständen starb.

Als Toussaint das Schiff betrat, das ihn nach Europa brachte, soll er gesagt haben:

Indem man mich stürzte, hat man nur den Stamm des Freiheitsbaumes der Schwarzen gefällt; seine Wurzeln werden wieder ausschlagen, denn sie sind tief und zahlreich.

Buch, S. 156

Er sollte recht behalten. Der Widerstand gegen die Besatzungsmacht war nicht gebrochen, sondern nahm immer heftigere Formen an. Die Schwarzen fürchteten, die Franzosen würden wie auf vielen anderen ihrer überseesischen Besitzungen auch auf Santo Domingo wieder die Sklaverei einführen. Sie schlossen sich wie beim ersten Sklavenaufstand von 1791 zusammen. Gemeinsam mit den Mulatten besiegten sie in erbitterten Kämpfen die Franzosen. Am 1. Januar 1804 riefen schwarze und farbige Generäle die Unabhängigkeit der Insel aus. Sie wurde nach ihrem alten indianischen Namen Haiti genannt. Es war, nach den Vereinigten Staaten, die zweite Republik in der Neuen Welt.



## 7. Kapitel: Die Vereinigten Staaten

### 1. Die Lage der Sklaven

Die ersten schwarzen Sklaven trafen im Jahre 1619 auf einem holländischen Kriegsschiff in den britischen Kolonien in Amerika ein. Sie wurden nach Virginia verkauft und hatten noch die Hoffnung, sich eines Tages freikaufen zu können. Man behandelte sie ähnlich wie die arbeitsverpflichteten Weißen. Es gab noch kein legales System der Sklaverei. Das änderte sich schnell, als die Nachfrage nach Tabak, Reis und Indigo auf dem Weltmarkt stieg und damit auch der Bedarf an Arbeitskräften. Die Schwarzen hatten sich auf den Feldern des Südens als widerstandsfähig erwiesen und waren unentbehrlich für ihre Herren geworden, wenn diese nicht auf große Profite verzichten wollten: Die Herren beschlossen, den Zustand der Knechtschaft zu verschärfen und zu legalisieren. Zuerst entschied die Legislative von Maryland, daß schwarze Sklaven, die im Lande lebten oder noch eingeführt würden, *durante vita* - ihr Leben lang - dienen müßten. Das sollte auch für ihre Kinder gelten. Sie sollten von Anfang an und für immer Sklaven sein.

Die Unabhängigkeitserklärung der 13 Vereinigten Staaten Nordamerikas 1776 änderte hieran wenig. Zwar gab es die Erklärung der Menschenrechte, wonach alle gleich waren und jeder ein Anrecht auf Leben, Freiheit und Glück hatte, doch hatte sie den Fehler, daß sie nicht erklärte, wer ein Mensch ist. Man brauchte nur davon auszugehen, daß die schwarzen Sklaven keine Menschen seien, was einigen Vätern der Verfassung nicht schwerfiel, da sie es ohnehin glaubten. Da die Menschenrechte nur auf Menschen angewandt werden können, aber die Schwarzen keine waren, konnten sie auch in den unabhängigen Staaten weiterhin versklavt werden. Auf Betreiben der Delegierten des Südens wurden alle Stellen aus der Verfassung gestrichen, die den Sklavenhandel erwähnten oder sogar verurteilten.

Diejenigen, die anderer Meinung waren, opferten ihr Andersdenken der Staatsraison, da sonst die Staaten, die gerade gegründet worden wären, wieder auseinandergefallen wären. Allerdings wurde in jedem der Nordstaaten nacheinander die Sklaverei aufgehoben, doch ging der Prozeß langsam vor sich und im Staate New York geschah es erst 1827.

20 Jahre vorher war der Überseehandel mit Sklaven offiziell verboten

worden, doch wurde er eifrig fortgesetzt, da die Nachfrage nach Landarbeitern in den westlichen und südlichen Staaten immer größer wurde. Sie arbeiteten jetzt auf riesigen Baumwollfeldern in Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas und später in Florida, Tennessee und Texas. Die Rohbaumwolle fand in England reißenden Absatz, weil es dort inzwischen mechanische Spinn- und Webmaschinen gab. Baumwolle und Sklaven waren eine gute Kapitalanlage.

Der Charakter der Farm änderte sich vollständig. Sie diente nicht mehr allein dazu, direkt oder im Austausch der Produkte ihre Bewohner zu ernähren, sondern wurde eine Filiale des Weltmarkts. Gewissermaßen verkehrten sich Mittel und Zweck, Weg und Ziel. Zweck der Produktion war nicht mehr der Mensch, sondern er wurde dem einzigen Ziel einer maximalen Produktion unterworfen.

Man schätzt, daß zwischen 1807, dem Jahr des Verbots des Überseehandels mit Sklaven, und 1865, der endgültigen Aufhebung der Sklaverei, 250000 bis 300000 Sklaven illegal in die Vereinigten Staaten eingeführt wurden. Durch Sklavenschmuggel und planmäßige Vermehrung der Neger auf den Farmen stieg die Zahl der Sklaven von 700000 im Jahre 1790 und 2 Millionen um 1830 auf 4 Millionen im Jahre 1860 an. Daraus lebte etwa die Hälfte in den Baumwollstaaten.

Die Überfahrt auf Schmugglerschiffen war für die Sklaven nicht weniger grausam, aber womöglich noch gefährlicher als früher der Transport auf den Sklavenschiffen, und es kam vor, daß eine ganze <Ladung> von der Schiffsmannschaft über Bord geworfen wurde, um von den Patrouillenbooten, die die Einhaltung des Verbots überwachen sollten, nicht erwischt zu werden. Der Inlandshandel wurde zu einem blühenden Geschäft und die Beförderung der Sklaven von der Ostküste nach New Orleans und in die anderen Städte an der Golfküste war kaum weniger furchtbar als die Atlantiküberquerung. Ganze Bootsladungen von Sklaven wurden auf dem Seeweg vor der Küste oder auf dem Ohio und Mississippi dorthin transportiert.

Die meisten aber mußten zu Fuß den Weg in die Baumwoll- und Zuckerröhrplantagen antreten. Sie wurden aneinandergekettet und von peitschenschwingenden Aufsehern über die Straßen nach Süden getrieben.

Das Zentrum des Sklavenhandels war New Orleans. Die Zeitungen waren voll von Verkaufsangeboten und Hinweisen auf Auktionen.

### Neger zu verkaufen

Eine Negerin, 24 Jahre alt, und ihre beiden Kinder, das eine acht Jahre alt, das andere drei. Die erwähnten Neger werden getrennt oder zusammen verkauft - je nach Wunsch. Die Frau ist eine gute

Näherin. Sie wird gegen einen niedrigen Bargeldbetrag verkauft oder gegen Lebensmittel getauscht.

Näheres: Matthew Bliss und Co  
1 Front Levee  
(New Orleans Bee)

Salomon Northup, der als freier Neger im Staate New York geboren wurde, geriet in die Hände von Sklavenhändlern. Er wurde in die Knechtschaft verkauft und mußte zwölf Jahre lang auf verschiedenen Plantagen im Süden schuften, ehe es ihm mit Hilfe von Freunden gelang, seine Identität als freier Neger nachzuweisen. Er erzählt, wie er auf einem Sklavenmarkt in New Orleans verkauft wurde:

Der überaus liebenswürdige und zärtliche Mr. Theophilus Freeman, Partner von James H. Burch und Veranstalter des Sklavenmarktes in New Orleans, begab sich am frühen Morgen zu seinem «Vieh». Bei dem gewohnten Fußtritt für die älteren Männer und Frauen und manchem scharfen Peitschenknall für die jüngeren Sklaven dauerte es nicht lange, bis sie alle auf den Beinen und hellwach waren. Mr. Freeman hastete in sehr geschäftiger Weise herum, um sein Eigentum für die Versteigerung bereitzumachen. Zweifellos erwartete er für diesen Tag gute Geschäfte. [...]

Northup beschreibt dann, wie die Sklaven für die Auktion vorbereitet werden:

Zuerst wurden wir angewiesen, uns sorgfältig zu waschen und, wenn es nötig war, zu rasieren. Dann wurden wir neu eingekleidet - billig, aber sauber. Die Männer bekamen Hüte, Jacken, Hemden, Hosen und Schuhe, die Frauen Kattunkleider und Kopftücher. Darauf wurden wir in einen großen Saal im vorderen Teil des Gebäudes geführt, wo der «Markt» stattfinden sollte, damit wir vor Ankunft der Kunden die richtige Aufstellung proben konnten. Die Männer wurden der Größe nach an der einen Seite des Saales aufgereiht, die Frauen an der anderen. [...] Freeman befahl, uns unsere Plätze zu merken und immer freundlich und frisch auszusehen. Den ganzen Vormittag bemühte er sich, uns mit vielen Drohungen die Kunst «smart auszusehen» beizubringen und uns unsere Plätze in der genauen Reihenfolge einnehmen zu lassen. [...]

Diese Übungen müssen die Neger am Nachmittag wiederholen. Außerdem läßt man sie tanzen. Vielleicht glaubt man, sie damit in eine für die Auktion günstige Gemütsverfassung zu bringen.

Am nächsten Tag trafen die Kunden ein, um Freemans «neuen Wanzenposten» zu besichtigen. Dieser sprang geschwätzig umher und pries langatmig unsere Qualitäten und guten Seiten an. Er ließ uns den Kopf heben und schnell vor- und zurückmarschieren, während die Kunden unsere Hände, Arme und Körper abtasteten, uns herumdrehten, uns nach unseren Fähigkeiten fragten und sich unsere Zähne zeigen ließen, genau wie sich ein Jockey vor seinem Pferdekauf benimmt. Ab und zu wurde ein Mann oder eine Frau zurück in das kleine Haus im Hof geführt, ausgezogen und noch eingehender betrachtet. Narben auf dem Rücken eines Sklaven wurden als Ergebnis eines rebellischen oder unruhigen Geistes gewertet und erschwerten seinen Verkauf.. [ . . . ]

Wenn die Kunden hereintreten, verwandeln sich unter ihren Blicken und tastenden Händen die Sklaven in Objekte, ihr Äußeres wird gemustert und auf das Innere höchstens durch eine Narbe geschlossen. Was sich in ihnen abspielt, ist wie in einer anderen Welt, es wird nicht wahrgenommen. Sie sind zur Veräußerung freigegeben, Kaufobjekte, und sie werden darauf auf verschiedene Weise reagieren: Sie ziehen sich in sich zurück oder gehen, seltener, aus sich heraus und zeigen ihre Empörung. Bei Northup reagiert das verletzte Ich mit dem Ausdruck des Sarcasmus:

Ein alter Herr, der einen Kutscher zu kaufen wünschte, schien Gefallen an mir zu finden. Aus seinem Gespräch mit Freeman vernahm ich, daß er ein Bürger dieser Stadt war. Ich hoffte sehr, daß er mich kaufen würde, da ich annahm, von New Orleans aus sei es nicht so schwer, mit einem nordwärts fahrenden Schiff zu entfliehen. Freeman verlangte fünfzehnhundert Dollar für mich. Der alte Herr wandte ein, daß das in diesen harten Zeiten zuviel sei. Freeman erklärte dagegen, daß ich kräftig und gesund und außerdem intelligent sei, und wies auch auf meine musikalische Begabung hin. Der alte Herr erwiderte ungerührt, daß er nichts Außerordentliches an diesem Nigger finden könne, und ging schließlich zu meinem Bedauern fort, versprach aber, noch einmal wiederzukommen.

Northup, nach Austin (Hg.), S. 47,48

In einem anderen Bericht wird geschildert, wie eine Mutter mit drei Kindern versteigert wurde.

Sie war . . . eine bemerkenswert hübsche Person und ihre Kinder waren fast so weiß wie die echtesten Amerikaner. Ihre Geschichte

war einfach: der Mann, dessen Leidenschaften sie geweckt hatte, hatte sie, ohne sie zu heiraten, gekauft und zu seiner Geliebten gemacht. Jetzt sandte er sie mit ihren und seinen Kindern zum Verkauf. Alle Versuche, noch mehr über ihr früheres Leben zu erfahren, waren fruchtlos. Als die sich herandrängenden Männer ihre feingegliederten Finger und die Brust, an der der Säugling lag, bestasteten, sprühten ihre Augen Feuer. Von den zwei kleinen Kindern gefolgt, die sich wie verschreckte Lämmchen an ihrem Kittel festhielten, bestieg sie das Podium, und der Versteigerungsleiter begann. Er nannte einen sehr hohen Preis für die junge Frau und die drei Kinder. Zum Schluß forderte er sogar die Summe von 2500 Dollar. Das erste Angebot lautete nur auf 800 Dollar. Langwierige Auseinandersetzungen folgten. Dann wurden 900 Dollar erreicht. Nun befahl man der Mulattin, noch einmal herunterzusteigen und im Saale, von den Kindern ängstlich gefolgt, auf und ab zu gehen. Nachdem sie wieder auf das Podium zurückgekehrt war, wurde das Bieten heftiger. Aber trotz aller Bemühungen des Versteigerungsleiters ging der Preis nicht über 1100 Dollar hinaus.

C. H. Weld, A Vacation Tour in the U.S. and Canada, 1855

In diesem Fall wurde die Frau mit ihren drei Kindern verkauft. Northup berichtet, wie auf dem Sklavenmarkt eine Familie getrennt wird. Eliza, die Sklavenmutter, hat zwei Kinder, Emily und Randall, der von einem Pflanzer gekauft wird.

Der kleine Bursche mußte herumspringen und durch den Saal laufen und noch tausend andere Dinge tun, um seine Geschicklichkeit und seine gute Form zu beweisen. Während dieser ganzen Verhandlung weinte Eliza laut und rang die Hände. Sie bat den Mann, ihn nicht zu kaufen, wenn er nicht auch sie selbst und Emily kaufen würde. Für diesen Fall versprach sie, die treueste Sklavin zu sein, die es je gegeben habe. Der Mann antwortete, daß er dazu nicht in der Lage sei, worauf Eliza schreiend und weinend ihrem Schmerz freien Lauf ließ. [ . . . ]

Freeman, der Veranstalter des Sklavenmarktes, droht ihr Peitschenschläge an, wenn sie nicht aufhört. Sie wirft sich vor ihm auf die Knie und kann durch keine Drohung zur Ruhe gebracht werden.

Immer und immer wieder erklärte sie ihnen, wie sehr sie ihren Jungen liebe, und wiederholte ihr Versprechen, daß sie eine treue und gehorsame Sklavin sein und bis zum letzten Augenblick ihres Lebens hart arbeiten wolle, wenn er sie nur alle zusammen kaufen

würde Aber es nützte alles nichts, Randall mußte allein gehen. Eli-za lief zu ihm hin, umarmte ihn leidenschaftlich, küßte ihn wieder und wieder und bat ihn, sie nicht zu vergessen - während ihre Tränen wie Regen auf das Gesicht ihres Jungen fielen.

Der Plantagenbesitzer von Baton Rouge machte sich mit seinem neuen Kauf zum Abschied bereit. «Weine nicht, Mama, ich vergesse dich nicht. Weine nicht mehr», rief Randall ihr zu, als er sich auf der Türschwelle noch einmal zu ihr umwandte. Gott allein weiß, was aus dem Jungen geworden ist.

Northup, nach Austin (Hg.), 49f

Die Käufer und Verkäufer von Sklaven bildeten eine Minderheit. Ein alter Sklave war wertlos, aber ein Sklave zwischen 18 und 30 Jahren kostete im Jahre 1800 500 Dollar und am Vorabend des Bürgerkrieges 1800 Dollar. Das war ein Preis, den nicht jeder aufbringen konnte. 1860 betrug die weiße Bevölkerung etwa 8 Millionen, aber nur 384884 waren Eigentümer von Negersklaven. Berücksichtigt man alle Angehörigen der Sklavenhalterfamilien, so kommt man nur noch auf eine Million Menschen, die unmittelbar Nutzen und Interesse an der Sklavenhaltung hatten. Auch unter den Sklavenhaltern gab es wieder eine bemerkenswerte Konzentration. 88 Prozent von ihnen hatten weniger als 20 Sklaven, die restlichen 12 Prozent, 46186 Familien, hatten mehr. Nur 3000 Familien besaßen über 100 Sklaven. Das waren die wirklich Reichen.

Obgleich nur eine kleine Minderheit, gaben die großen Sklavenhalter Ton und Richtung der ganzen Gesellschaft an. Ihre Macht beruhte auf dem Eigentum an Land und Sklaven und deren Arbeit, und die ärmeren Weißen träumten von dem Reichtum, den jene besaßen. Sie waren keine Sklavenhalter, aber hatten deren Mentalität.

Der reiche Pflanzer wohnte mit seiner Familie in einem großen, weißen Herrenhaus, das auf einem Hügel stand. Die englische Schriftstellerin Martineau, die auf einer Plantage zu Besuch war, schrieb:

Unser ländliches Leben im Süden war recht abwechslungsreich und überaus fröhlich. [ . . . ] Die ungewöhnliche Lebensart, die dort herrscht, wo es Sklaven gibt, hat viele Annehmlichkeiten, wenn man sich dazu zwingt, nicht an die Sklaverei zu denken. [ . . . ]

Die reichen Weißen mußten sich hierzu nicht zwingen. Es war für sie selbstverständlich und natürlich, von Sklaven bedient zu werden. Die Sklaverei nannten sie allerdings nicht bei ihrem Namen, sondern sprachen von der «besonderen Einrichtung» (*peculiar Institution*), vielleicht aus einem Rest von Scham. Sie konnten, wenn sie wollten, das Leben in vollen Zügen genießen.

Haussklaven sorgten für Haus und Hof, sie kochten, nähten und kut-schierten. Sie waren gegenüber den Feldsklaven im Vorteil, waren besser genährt und gekleidet. Daher versuchten sie, auch ihre Kinder in diese wünschenswerte Situation zu bringen. Sie sollten wieder Kinder von Haussklaven heiraten. Die Haussklaven gehörten zur Sklavenelite, und es galt als Unglück, wenn einer wieder auf das Feld mußte.

Vom Hügel aus überblickte man die Felder. Man sah die Stallungen, die Gebäude und Schuppen für Geräte und Maschinen, das Quartier des Aufsehers und zwei Reihen von Holzkaten, die weder groß noch weiß waren. Dort wohnten die Feldsklaven. Sie lebten mit ihren Familien oder mit anderen Sklaven aller Altersstufen zusammen. Einige Familienhäuser hatten zwei oder drei Räume, Fenster und einen Feuerplatz, aber die meisten waren dunkel. Fünf oder sechs Personen teilten sich einen Raum. Dort fand alles statt, sagte ein Exsklave, die Geburt, die Krankheit, der Tod.

Martineau wird von ihrer Gastgeberin auf dem Anwesen herumgeführt.

Du folgst ihr zum Quartier der Neger, wo du nur eine zierliche strickende Frau antriffst, während die kleinen Kinder, die man in ihrer Obhut ließ, in der Sonne liegen oder auf der Straße allerlei Posse treiben; kleine glänzende, runde, klaräugige Kinder, deren Frohsinn dich traurig macht, wenn du auf ihre Eltern blickst und siehst, was aus diesen fröhlichen Kreaturen werden wird.

Du betrittst eine der Wohnungen, in denen alles von der gleichen düsteren Farbe zu sein scheint, das Bett an der Wand, die Wände selbst und der Fußboden - überall das gleiche trübe Gelb. Um das Holzfeuer herum, fast in der Asche, kauern noch mehr Kinder. Du siehst, wie sich eine Frau wie eine Idiotin gegen die Wand preßt und sich die Schürze vors Gesicht hält. Auf deine Frage antwortet man dir, daß sie schüchtern sei. Du siehst, wie sich eine andere Frau mit verbundenem Kopf in ihrem Bett herumwälzt. Auf deine Frage, ob sie krank sei, erfährst du, daß sie ein anderes Mädchen aus Eifersucht mit einer Axt fast erschlagen und sich dann in den Brunnen gestürzt habe, in dem sie mit verletztem Kopf fast ertrunken wäre, bevor man sie herauszog. [ . . . ]

Auf vielen Farmen hatten die Negermütter fast nichts mit der Aufzucht ihrer Kinder zu tun. Eine Frau versorgte sie. Sie wurde mit «Tante» angeredet, im Unterschied zu der Nurse der weißen Kinder, die man «Mammi» nannte. Die Kinder, Jungen und Mädchen, liefen fast nackt herum. Auf einigen Plantagen trugen sie Shorts oder Hemden. Schwarze und weiße Kinder spielten miteinander, bis die Schwarzen Schuhe erhielten und aufs Feld geschickt wurden. Das geschah gewöhnlich mit sechs

oder sieben Jahren. Mit dem Zusammenspiel war es für immer vorbei. Sie wurden zunächst mit leichteren Aufgaben beschäftigt wie Wasserholen. Aber mit zehn oder zwölf Jahren arbeiteten sie, Jungen wie Mädchen, wie die Erwachsenen auf dem Feld. Sie waren endgültig und unwiderruflich in den Trupp von Arbeitern eingegliedert, die am frühen Morgen auf das Feld hinauszogen und spät am Abend in ihre Hütten zurückkehrten.

Du überholst einen langen Zug von Negern. Sie haben die gleiche Farbe wie der Boden, über den sie gehen; düster in der Kleidung, düster im Ausdruck. Ein alter Mann, schwärzer als die anderen, wird dir als Eingeborener aus Afrika vorgeführt; und du zeigst auf ein Kind, das so hell ist, daß du daran zweifelst, ein Sklavenkind vor dir zu haben. [ . . . ] Du würdest es als Erleichterung empfinden, wenn man dir versicherte, das sei soeben eine Herde dressierter Affen gewesen, als daß diese dummen dahinschlurfenden Tiere Menschen sein sollten. [ . . . ]

Martineau, nach Austin (Hg.), 38,40f

Das Essen wurde in Gemeinschaftsküchen gekocht und den Arbeitern auf das Feld geschickt. Das Abendessen bereiteten sie sich selbst zu. Jedes Erwachsenen wurde, in der Regel wöchentlich, eine Ration Korn und Speck oder gesalzenes Schweinefleisch zugeteilt, die Kinder erhielten die Hälfte.

Nur auf wenigen Plantagen war ein System von Prämien und Belohnungen entwickelt worden, das den Sklaven Anreiz zu größerer Leistung bot. Da sie sonst nichts als das gerade Lebensnotwendige erhielten, egal, wieviel sie arbeiteten, versuchten sie, wo es ging, sich vor der Arbeit zu drücken. Häufig schützten sie Krankheiten vor oder verließen die Plantage für einen Tag oder auch für immer. Die ständige Flucht vieler Sklaven vor der Arbeit war einer der Gründe, weshalb die Sklavenhalter nie genug Arbeitskräfte hatten, um die Produktion ihrer Pflanzungen maximal zu steigern. Sklaven mußten ohne Verantwortungsfühl bleiben und konnten kein Interesse entwickeln, das war dem System eigen. Die Herren sahen in ihren Reaktionen nur den Ausdruck angeborener schlechter Eigenschaften. George Washington meinte, daß kein einziger seiner Sklaven vertrauenswürdig sei. Es gab große Klagen über die Faulheit, die Drückebergerei und die Verantwortungslosigkeit der Sklaven, und die Herren griffen zur Peitsche, um ihnen die schlechten Eigenschaften auszutreiben. Die Sklaven verhielten sich tatsächlich wie Sklaven, weshalb sie auch nicht verdienten, anders behandelt zu werden.

Die übliche Strafe waren 39 Schläge mit der Rindsledergerte. Aber es

kam auch vor, daß Sklaven hundert und mehr Schläge erhielten, und es gab Herren, die ihren Scharfsinn darauf verwandten, genau festzulegen, mit welcher Art von Peitsche und mit wie vielen Schlägen bestimmte Vorgehen geahndet werden sollten.

Geschlagen wurde wegen Nachlässigkeit und Aufsässigkeit. Und was war Aufsässigkeit?

Aufsässigkeit konnte fast alles oder gar nichts heißen, je nach der augenblicklichen Lust und Laune des Herrn oder des Aufsehers. Aber egal was es ist oder nicht ist, es wird «Aufsässigkeit» genannt und der Beschuldigte kann sicher mit einer Prügelstrafe rechnen. Der Verstoß kann auf verschiedene Arten erfolgen: Durch den Ton, in dem man antwortet; indem man überhaupt antwortet; indem man keine Antwort gibt; durch den Gesichtsausdruck; durch eine Kopfbewegung; durch den Gang; durch die Manieren und die Haltung der Sklaven.

Bennett,S. 75f

Der größte Teil der Farmen wurde von den Eigentümern selbst geleitet und es kam vor, daß er mit auf dem Feld arbeitete. Unter diesen Umständen hatten es die Sklaven noch am besten. Aufseher waren bei einer Zahl von mehr als 20 Sklaven nötig oder wenn der Eigentümer in der Stadt wohnte. Unter ihnen erlitten die Sklaven die größten Grausamkeiten. Die Aufseher hatten selbst kein Land und keine Sklaven und machten das Sklavensystem, in dem sie nicht mehr konkurrenzfähig waren, für ihr ökonomisches Unglück verantwortlich und ließen es die Neger-sklaven büßen. Sie waren in untergeordneter Stellung, aber die Autorität, die ihnen der Eigentümer übertrug, verlieh ihnen die Macht, sich an den Schwarzen zu rächen. Sie hatten für eine gute Ernte zu sorgen, aber da ihnen die Sklaven nicht gehörten, behandelten sie sie oft so, wie es der Eigentümer nicht getan hätte. Es kam vor, daß Aufseher Sklaven so zurichteten, daß sie damit ihrem Herrn schadeten. Sie mußten auch häufig vor gepeinigten Sklaven fliehen.

Der Bericht eines Farmers aus Pennsylvania von 1782 schildert ein schreckliches Erlebnis in den Südstaaten:

Ich sah etwas Käfigähnliches, das von den Ästen eines Baumes herunterhing. Viele Raubvögel lauerten in der Nähe und versuchten, auf dem Käfig zu landen. Mit einem Schuß meiner Pistole erschreckte ich sie und erblickte in dem hängenden Käfig einen Neger, der dort krepieren sollte! Mich graust es, wenn ich mich erinnere, daß die Vögel seine Augen bereits herausgepickt hatten. Die Wangenknochen lagen bloß, und der Körper war schon voller

Wunden. Aus diesen Höhlen und Rissen tropfte das Blut langsam auf den Boden hinunter. Sobald die Vögel fort waren, schwärmt Insekten um den Körper, um das Fleisch zu fressen und das Blut zu trinken. Dieses lebende Gespenst, obwohl ohne Augen, konnte immer noch hören, und bat mich in seinem groben Dialekt um Wasser, um seinen Durst zu stillen. Hätte ich noch eine Kugel in meiner Pistole gehabt, ich hätte es bestimmt aus Erbarmen umgebracht. Als ich ihm dann das Wasser in einem Behälter an einen Stock gebunden, reichte, sagte es: «Danke, Weißer, danke - tu auch Gift hinein!» «Seit wie lange hängst Du da?» fragte ich. «Seit zwei Tagen und kann nicht sterben; die Vögel - die Vögel ach!»

Später erfuhr ich, daß er den Aufseher der Plantage getötet hatte. Man erzählte mir, wie notwendig solche Hinrichtungen aus Gründen der Selbsterhaltung seien.

St. John, 9. Brief

Manchmal vergaßen die Herren die wirtschaftliche Berechnung, die die Erhaltung eines Sklaven gefordert hätte. Sie lebten ihre sadistischen Neigungen aus, und dafür gibt es viele Beispiele.

1827 wurde in Georgia ein Sklavenhalter angeklagt, weil er seinen Sklaven totgeschlagen hatte, aber er wurde freigesprochen. Wenige Jahre später erschlug im selben Staat ein Herr einen Sklaven mit der Axt, er wurde verurteilt und begnadigt. In Kentucky war eine Frau dafür bekannt, daß sie ihre Sklaven, Männer und Frauen, ins Gesicht und auf den Körper schlug. Eine andere Frau verbrannte ihrer Sklavin mit heißen Zangen den Hals. Betrunkene Herren nahmen wenig Rücksicht auf ihre Sklaven. Einer wurde bekannt, weil er seinen Sklaven zerstückelte und Stück für Stück ins Feuer warf.

Auf den Plantagen gab es häufig einen Sklaven, der den Eigentümer und den Aufseher unterstützen sollte, *driver* genannt. Er gehörte wie die Haussklaven zum Sklavenadel, aber von seinen Mitgenossen wurde er häufig verachtet, da er auf der Seite des Herrn stand. Gab es mehrere von ihnen, war einer der Hauptdriver.

Die Arbeit auf den Plantagen war so organisiert wie in modernen Fabriken. Sie wurde von Aufsehern und Driven fast vollständig überwacht. Northup gibt ein eindringliches Bild vom Leben der Sklaven:

### Hackarbeit

Während der Hackarbeiten reitet der Aufseher oder Driver hinter den Sklaven her. Er ist mit einer Peitsche bewaffnet. [ . . ] Der schnellste Hacker nimmt die vorderste Reihe. Gewöhnlich ist er seinen Mitarbeitern eine Reihe voraus. Wer ihn überholt, wird aus-

gepeitscht, wer zurückfällt oder einen Moment lang nichts tut ebenfalls. Die Peitsche kommt von morgens bis abends nicht zur Ruhe, den ganzen Tag lang. So erstreckt sich die Hacksaison von April bis Juli.

## Baumwollernte (Ausrüstung)

In der zweiten Hälfte August beginnt die Baumwollernte. Jeder Sklave bekommt einen Sack. Er hängt an einem Riemen um den Hals, der ihn auf Brusthöhe hält, während sein Boden fast auf der Erde liegt. Jeder erhält noch dazu einen großen Korb -. Hier hinein kommt die Baumwolle, wenn der Sack voll ist. Man trägt die Körbe zum Feld und stellt sie am Anfang der Reihe hin.

## Der erste Tag (Anlernzeit)

Wenn ein neuer Handlanger, der sich bei der Arbeit noch nicht richtig auskennt, zum erstenmal aufs Feld geschickt wird, wird er tüchtig mit der Peitsche angetrieben und den Tag lang gezwungen, so schnell wie möglich zu pflücken. Am Abend wird die Ladung gewogen, damit seine Leistung bekannt ist. Nun muß er an jedem folgenden Abend das gleiche Gewicht anbringen. Wird es weniger, so gilt es als Beweis dafür, daß er getrödelt hat, und das wird mit einer größeren oder kleineren Anzahl von Peitschenhieben bestraft.

## Die Norm

An einem normalen Arbeitstag sollen 200 Pfund geerntet werden. Ein eingearbeiteter Sklave wird bestraft, wenn er weniger einbringt. Unter den Sklaven bestehen große Unterschiede, was die Leistung betrifft. Manche scheinen eine natürliche Geschicklichkeit oder Fingerfertigkeit zu besitzen, die es ihnen erlaubt, sehr schnell und beidhändig zu pflücken, während andere - trotz fleißiger Übung und Anstrengung - einfach nicht fähig sind, die Norm zu erreichen. Solche Handlanger nimmt man weg von den Baumwollfeldern und beschäftigt sie anderswie.

## Arbeitszeit

Die Handlanger müssen bei Sonnenaufgang auf den Feldern sein, und, abgesehen von der Mittagspause von 10 bis 15 Minuten, in der sie ihre Ration kalten Specks herunterschlingen, dürfen sie keinen Moment Ruhe genießen bis es völlig dunkel wird. Wenn Vollmond ist, arbeiten sie oft bis mitten in die Nacht hinein. Nicht einmal zu Mittag wagen sie aufzuhören oder - egal wie spät der Abend wird - ins Quartier zurückzukehren, ehe der Driver ihnen den Befehl gibt.

## Das Abwiegen

Wenn die Tagesarbeit auf dem Feld erledigt ist, werden die Körbe ins Entkörnungshaus gebracht, wo die Baumwolle zunächst gewogen wird. Egal wie müde er ist - egal wie sehr er sich nach Schlaf und Ruhe sehnt -, wenn der Sklave sich mit seinem Korb Baumwolle dem Entkörnungshaus nähert, begleitet ihn immer die Angst. Fällt es zu leicht aus - hat er das ihm zugemutete Pensum nicht geschafft - dann weiß er, daß er es büßen wird. Sollte er das Soll um zehn oder zwanzig Pfund überschritten haben, wird sein Herr wahrscheinlich die Aufgabe für den nächsten Tag höher einschätzen.

Daher ist, egal ob zu wenig oder zu viel Baumwolle, sein Weg zum Entkörnungshaus nie frei von Furcht und Zittern. Am häufigsten passiert es, daß die Sklaven zu wenig haben und deshalb verlassen sie nur ungern das Feld. Nach dem Einwiegen kommt das Auspeitschen, und dann werden die Körbe ins Baumwoll-Haus getragen, in dem die Baumwolle wie Heu gelagert wird, wobei alle Handlanger sie flach treten. [ . . . ]

## Arbeit auf dem Hof

Damit ist die Tagesarbeit noch lange nicht beendet. Jeder muß noch die ihm zugewiesene Hausarbeit erledigen. Einer füttert die Maultiere, ein anderer die Schweine. Ein Dritter hackt Holz und so geht es weiter. [ . . . ]

## Hausarbeit

Endlich - zu einer späten Stunde - erreichen die Sklaven das Quartier, müde und schlaftrig vom langen Arbeitstag. Dann muß erst in der Hütte ein Feuer angemacht, der Mais mit der kleinen Handmühle gemahlen und das Abendessen sowie der Proviant für den nächsten Tag vorbereitet werden.

## Die Ration

Die Sklaven bekommen nur Mais und Speck. Die Ration wird jeden Sonntagvormittag am Kornspeicher und an der Räucherkammer ausgeteilt. Jeder erhält eine Wochenration von  $3\frac{1}{2}$  Pfund Speck und genug Mais für ein Pekh [9 l] Mehl. Das ist alles - kein Tee, kein Kaffee, kein Zucker, und, abgesehen von einer kleinen Prise hie und da, kein Salz.

## Das Essen

Wenn der Mais gemahlen, das Feuer angemacht und der Speck vom Haken heruntergenommen ist, wird eine Scheibe abgeschnitten und in den Flammen gebraten.

Die meisten Sklaven besitzen kein Messer, geschweige denn eine Gabel. Sie schneiden ihren Speck mit der Axt am Holzstapel. Das Maismehl wird mit etwas Wasser gemischt, ins Feuer gelegt und gebacken. Ist es braun gebacken, wird die Asche abgekratzt und es kommt auf ein Holzstück, das als Tisch dient. Der Bewohner der Sklavenhütte darf sich zum Dinnieren auf den Boden setzen. Jetzt ist es gewöhnlich schon Mitternacht.

## Der Schlaf

Dieselbe Angst vor Strafe, die die Sklaven vor dem Entkörnungshaus erleben, packt sie wieder, wenn sie sich zur Ruhe hinlegen: Jedoch ist es jetzt die Angst, daß sie verschlafen. Dieses Vergehen zöge nicht weniger als 20 Peitschenhiebe nach sich.

Der Sklave betet, daß er beim ersten Blasen des Horns vollwach auf den Beinen stehen möge und schlummert so jede Nacht ein.

Northup, nach Freedman (ed.), 54ff

## 2. Die Herrenmoral

Die Kolonisten waren weiß, was die Farbe der Reinheit ist, die Afrikaner schwarz. Das ist die Farbe des Teufels und der Sünde und das Gegenstück der Reinheit. Der Unterschied war unübersehbar, und die Kolonisten konnten sich nicht vorstellen, daß in den schwarzen Körpern der Neger reine Seelen wohnen sollten. Gott hatte den Schwarzen in Afrika den Makel ihrer dunklen Hautfarbe selbst aufgebrannt. Bestenfalls wurden sie für eine Rasse den Kindern ähnlich angesehen, die wie diese erzogen werden mußte, am besten mit Schlägen.

Das Christentum wurde den Zwecken der Herren angepaßt und dazu verwendet, die Sklaverei zu rechtfertigen. Die Theologen fanden heraus, daß Gott fordert, den Schwarzen das Wort zu offenbaren und dennoch erlaubt, sie zu versklaven. «Die Taufe», erklärte 1667 die gesetzgebende Körperschaft von Virginia, «ändert nichts an Knechtschaft und Freiheit.» Man mußte die Heiden sogar als Sklaven halten, weil sie die Botschaft nicht freiwillig annehmen wollten. Die Körper mußten gefesselt und auf die Felder geschickt werden, um ihre Seelen zu retten. Dort arbeiteten sie so, daß die armen Seelen oft sehr schnell erlöst wurden. Die Erklärung der Menschenrechte, des freiesten politischen Dokuments, das es bis dahin gegeben hatte, ging einher mit der Entrechtung riesiger Menschenmassen, und die Errichtung der Demokratie war zugleich die Einsetzung der Diktatur. Die Verfasser der Unabhängigkeitserklärung sahen hierin offenbar keinen Widerspruch. Viele hielten sich selbst Sklaven. Sie stellten Gesetze auf, die sie auf ihren eigenen Planta-

gen nicht einhielten. Es mag sein, daß sie ihre Sklaven gut behandelten und sie sogar bei ihrem Tod befreiten, wie es Thomas Jefferson (1743-1826), der Verfasser der Unabhängigkeitserklärung und 3. Präsident der USA tat. Aber auch der gute Sklavenhalter kann kein menschlicher Sklavenhalter sein, weil die Unmenschlichkeit nicht in der schlechten Behandlung des menschlichen Eigentums liegt, sondern darin, daß Menschen Eigentum werden.

Natürlich gab es Menschen, die deutlich sahen, daß die «Besondere Einrichtung» Herren und Knechte korrumpte und kein Bereich des menschlichen Lebens davon unberührt blieb. Freigelassene und freie Neger, Schwarze und Weiße schlossen sich in der immer stärker werdenden Bewegung der Abolitionisten zusammen (Abolition = Abschaffung der Sklaverei; unter Berufung auf die Menschenrechte forderten die industrialisierten Nordstaaten die Abolition). Sie gaben Zeitungen heraus, veröffentlichten Bücher und Traktate und verhalfen vielen Sklaven zur Flucht.

Als Reaktion darauf formulierten die Sklavenhalter und ihre Anhänger noch einmal sehr deutlich ihre Grundsätze.

Richter John Saffin in Massachusetts war im Jahre 1710 überzeugt, daß

Gott . . . verschiedene Grade und Klassen von Menschen festgesetzt hat, manche sollten erhaben und angesehen, manche niedrig und verachtungswürdig sein . . . manche sollten als Sklaven geboren werden und für den Rest ihres Lebens Sklaven bleiben, wie es sich erwiesen hat. Andernfalls würde einfach Gleichheit unter den Menschen herrschen . . .

Jacobs, Landau, Pell, S. 74

Gouverneur Hammond von South Carolina meinte:

In allen gesellschaftlichen Systemen muß es eine Klasse geben, die die niedrigsten Aufgaben erledigt, die sich der Plackerei des Lebens widmet. Die gewünschten Eigenschaften dieser Klasse sind Energie, Fügsamkeit und Treue. Ohne sie gibt es nicht jene Klasse, die für Fortschritt, Zivilisation und Bildung sorgt. Sie (die untere Klasse) verkörpert die Türschwelle zur Gesellschaft und zur politischen Regierung. Man könnte lieber versuchen, ein Haus in die Luft zu bauen als eine Gesellschaft oder die Regierung ohne diese Türschwelle. [ . . . ]

George S. Sawyer schrieb in seinem Buch «Southern Institutes» über die Schwarzen folgendes:

Sowohl die gesellschaftliche, moralische und politische als auch die physische Geschichte der Negerrasse zeugt gegen sie. Sie liefert den unbestreitbaren Beweis für ihre geistige Unterlegenheit. In keinem Zeitalter, unter keinen Umständen vermochte der reine Neger zu zeigen, daß er die Ketten der Barbarei und der Brutalität, die seine Rasse lange Zeit gefesselt haben, ablegen konnte; noch, daß er über der Wolke der Dunkelheit stehen kann, die immer noch über der ganzen Rasse brütet.

Franklin, S. 262

1826 veröffentlichte Edward Brown seine «Notizen über den Ursprung und die Notwendigkeit der Sklaverei». Darin behauptet er, die Sklaverei sei immer die Leiter gewesen, auf der Völker von barbarischen zu zivilisierten Nationen aufgestiegen seien. Anscheinend könne nur dieses System die angeborene Liebe des Menschen zur Bequemlichkeit mit dem für seine körperlichen Bedürfnisse so notwendigen Disziplin vereinbaren.

Es gab also verschiedene Rechtfertigungsgründe:

- Sklavenarbeit sei notwendig für die ökonomische Entwicklung und wirtschaftliche Blüte des Südens.
- Auch Kultur und Zivilisation könnten nur fortschreiten, wenn Sklaven zur Arbeit da wären.
- Eine Gesellschaft, in der alle frei seien, könne beides nicht leisten.
- Schließlich sei die weiße Rasse nicht auf Grund der Sklaverei degeneriert, sondern hätte im Gegenteil eine hohe und einzigartige Kultur entwickelt.
- Auch die Kirche hätte durch Jahrhunderte hindurch die Sklaverei sanktioniert als einen Weg, die Heiden zum Christentum zu bekehren.

Alle diese Argumente beruhten im Grunde auf der Theorie der rassischen Minderwertigkeit und der biologischen Ungleichheit der Neger. Die weißen Sklavenhalter allerdings hätten es weit von sich gewiesen, wenn man ihnen gesagt hätte, sie würden damit nur gesellschaftliche Unterdrückung rechtfertigen.

Die Sklavenhalter Amerikas hätten genausowenig wie die Sklavenhalter zu anderen Zeiten verstanden, daß sie in einer Sklavenhaltergesellschaft lebten. Was sie taten, war in ihren Augen Dienst an einer Rasse, die man, wenn überhaupt, nur sehr langsam auf den Gipfel abendländischer Kultur führen konnte.

Wer anderer Meinung war, lebte gefährlich. Ein freies Gespräch verschwand völlig und Andersdenkende wurden verfolgt und mußten den Süden verlassen.

Der allgemein vorherrschende Geist schlug sich in den Sklavengesetzen nieder, die in den Black Codes zusammengefaßt wurden. Mit Zu-

nähme der Versklavung in der 2. Hälfte des 18. und der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts waren sie immer zahlreicher und schärfer geworden, so daß sie schließlich das gesamte Leben der Sklaven regelten. Sie waren in allen Staaten des Südens ähnlich.

Die Gesetze dienten den Sklavenhaltern zum Schutz ihres Eigentums. Da aber dieses Eigentum Menschen waren, dienten sie vor allem zum Schutz vor ihnen. Sie sollten die weißen Sklavenhalter vor der Gefahr sichern, die die Anwesenheit so großer Sklavenmassen mit sich brachte und diese zur größten Arbeitsdisziplin zwingen.

Der konnte kein Gericht um Beistand anrufen und durfte nicht als Zeuge auftreten. Er war nicht geschäftsfähig und konnte keine Verträge abschließen. Seine Ehe oder sein Verbleib in der Familie wurde daher von der herrschenden Klasse nicht als rechtsgültig anerkannt. Er durfte nichts kaufen oder verkaufen. In einigen Staaten war ihm ein kleines persönliches Eigentum gestattet, aber sonst verboten.

Ein Sklave durfte einen Weißen nicht schlagen, auch in Notwehr nicht. Dagegen wurde die Tötung eines Sklaven durch einen Weißen, möchte sie auch noch so grausam sein, nicht als Mord angesehen.

Kein Sklave durfte ohne Erlaubnis die Plantage verlassen. Jeder Weiße, der einen Sklaven außerhalb seiner Farm ohne Erlaubnis antraf, durfte ihn der Polizei ausliefern oder in die Plantage zurückbringen. Das Tragen von Feuerwaffen war den Negern natürlich verboten. Im Staate Mississippi ging das Mißtrauen so weit, daß sie nicht Trommelschlagen oder Hörnerblasen durften. Sie hätten damit untereinander Nachrichten verbreiten, möglicherweise den Beginn einer Erhebung signalisieren können.

Die Beziehung der Sklaven zu Weißen oder freien Negern wurde auf ein Minimum beschränkt. Ein schwarzer Sklave durfte keinen Weißen in seine Hütte einlassen. Bei Zusammenkünften der schwarzen Arbeiter allerdings mußte ein Weißer anwesend sein.

Nach jedem Aufstand wurden Gesetze verschärft oder neu erlassen. So beschloß Süd-Carolina nach dem Vesey-Aufstand 1822, alle schwarzen Seeleute, während der Zeit ihres Aufenthaltes im Hafen, einzusperren.

Um die Gesetze auch durchzusetzen, wurde ein mächtiger Apparat unterhalten. In einigen Südstaaten kamen Sklaven vor gewöhnliche Gerichte, in anderen gab es besondere Sklavengerichte. Die Jury war häufig aus Sklavenhaltern zusammengesetzt. Die Gesetzesbrecher wurden durch Schläge bestraft, in schweren Fällen durch Brandmarkung, Gefängnis oder mit dem Tode. Brandstiftung, Vergewaltigung einer weißen Frau und Konspiration zur Rebellion galten als Kapitalverbrechen in allen Südstaaten.

Die Richter zögerten, ehe sie die Sklaven einsperren oder töten lie-

ßen. Sie handelten als Geschäftsleute, und die Grausamkeit wurde gemildert durch den Geschäftssinn. Ein eingesperrter Sklave war eine brachliegende, ein toter eine vernichtete Investition. Auch fürchteten sie, es könne dem eigenen Sklaven ebenso ergehen, wenn er angeklagt würde. Der Sklave war Eigentum, nicht Person. Das Verhalten des Herren wurde von Liebe zum Eigentum, nicht von Menschenliebe bestimmt. Man sieht hieran, wie in bestimmten Fällen die Institution des Privateigentums die Menschlichkeit förderte und das Schlimmste verhütete.

Die Schonung von Sklaven bedeutete nicht, daß sie irgendwelche Rechte vor Gericht hatten. Wer Sklave war, galt von vornherein als verdächtig. Daher wurden Sklaven häufig für Vergehen bestraft, die sie gar nicht begangen hatten. Auch neigten die Sklavenhalter und ihre Anhänger, vor allem in Zeiten der Unruhe, zur Selbstjustiz. Neben der Polizei gab es Bürgermilizen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der Institutionen. Die Weißen mußten zeitweise in der Bürgerwehr dienen. Sie griffen Entflohene auf, brachten sie zurück zu ihren Herren und überwachten die Sklavenquartiere. In kritischen Lagen kam es häufig vor, daß sie Neger lynchten, um ein Exempel zu statuieren.

Man versuchte die Sklaven nicht nur mit Gewalt zu unterwerfen, sondern auch von der Rechtmäßigkeit ihrer Rolle zu überzeugen. Ein Pflanzer wollte das Land seines armen, weißen Nachbarn kaufen: Seine Sklaven sollten nicht sehen, wie dieser sich im Schweiße seines Angesichts abmühte. Es entsprach nicht dem Bild, das sich die Schwarzen von den Weißen machen sollten. Ein Herr hatte aufrecht zu gehen, mit erhobenem Haupt, nicht gebückt. Die Arbeit, wenigstens die schweißtreibende, war Sache der Sklaven.

Das Christentum sollte sie in der Haltung und dem Geist der Ergebenheit bestärken. Allerdings wurden die Herren bald vorsichtig bei der Auswahl der biblischen Textstellen, die sie zitierten.

Die Arbeitsverhältnisse taten das ihrige. Sie strapazierten Geist und Körper der Sklaven derart, daß sie verödeten und abstumpften und so wurden, wie sie angeblich von Natur waren: geistlos, willenlos, ohne Initiative und Verantwortung. Schließlich glaubten sie selber daran. Die Herren hielten sie so, daß sie schließlich ihre Vorurteile bestätigt sahen. Sie behandelten die Sklaven auf eine Weise, daß sie schließlich sagen konnten, sie verdienten keine andere Behandlung. Frederick Douglass, der selbst Sklave war und einer der großen Führer der Befreiungsbewegung wurde, schrieb in «Meine Knechtschaft und meine Freiheit»:

Um einen zufriedenen Sklaven zu haben, muß man ihn zu einem nicht denkenden machen. Es ist notwendig, sein ethisches und geistiges Blickfeld zu verdunkeln und sein Denkvermögen so weit wie

möglich zunichte zu machen. Er darf nicht imstande sein, im Sklaventum irgendwelche Widersprüche zu entdecken. Der Mann, der ihm seinen Verdienst wegnimmt, muß ihn zu überzeugen verstehen, daß er dabei völlig im Recht ist. Er darf sich nicht bloß auf Gewalt verlassen; der Sklave darf kein höheres Gesetz kennen als den Willen seines Herrn. Die ganze Beziehung muß in seinen Augen nicht nur deren Notwendigkeit, sondern auch deren unbedingte Rechtmäßigkeit anschaulich machen.

Jacobs, Landau, Pell, S. 75

Wie tief die Verachtung wirklich reichte, zeigt das Beispiel der künstlichen Sklavenvermehrung, der Menschenzüchtung. Nirgends sonst, nicht einmal beim Kauf und Verkauf auf dem Sklavenmarkt oder bei der Brandmarkung wird die Parallele zur Tierhaltung deutlicher. Die Menschen wurden nicht nur wie Tiere behandelt, sondern als Tiere. Sie wurden nicht als Individuen angesehen, sondern als Exemplare, von denen man die besten aussuchte, um sie sich paaren zu lassen. Das Ziel waren möglichst kräftige Arbeitstiere. Man griff zu dieser Praxis, nachdem die Einfuhr von Negern schwieriger geworden war. Ihre Verbreitung war umstritten, aber nicht die Methode selbst. Von den Apologeten der Sklaverei wurde sie geleugnet, wohl aus einem Rest von Scham, aber sie war ein offenes Geheimnis. Viele Berichte beweisen es. Olmstedt schrieb:

Die meisten Herren von Charakter scheinen äußerst ungern über die Sache zu reden. [ . . . ] Wenn ich aber zufällig höre, wie vom Sklavenhandel gesprochen wird, wird es mir doch klar, daß der Marktwert eines verkäuflichen Sklaven allgemein zu den sichersten Bestandteilen des Reichtums gehört. Dies trifft immer noch zu, wenn man die Kosten berücksichtigt, die auf den Pflanzer zukommen, wenn er den Sklaven von klein auf bis zu dem Alter, in dem er den höchsten Preis bringt, hochzieht. - Man kann auch immer wieder feststellen, daß im allgemeinen eine Sklavin weniger wegen ihrer Arbeitsleistung, sondern vielmehr wegen jener Qualitäten geschätzt wird, die eine Zuchtstute auszeichnen. [ . . . ]

Ein Sklavenhalter, der offenbar nicht zu den Herren von Charakter zählte, da er sich klipp und klar zur Sache äußerte, schrieb an Olmstedt:

In den Staaten Maryland, Virginia, North Carolina, Kentucky, Tennessee und Missouri gleicht die Beschäftigung mit der Negerzucht der mit der Zucht von Pferden und Maultieren. Weiter nach Süden züchten wir die Neger sowohl für den Markt als zum persön-

lichen Gebrauch. Die Pflanzer befehlen ihren Mädchen und Frauen, egal, ob verheiratet oder nicht, Kinder zu gebären, und ich weiß von vielen Negerinnen, die verkauft wurden, weil sie keine bekommen. Der Wert einer gebärfähigen Frau steht zwischen  $\frac{1}{6}$  und  $\frac{1}{4}$  höher als der einer Frau, die nicht gebärt. [ . . . ]

Ein anderer Pflanzer, aus Virginia, war offensichtlich selbst erstaunt über seine Zuchterfolge. Er erzählte Olmstedt,

«daß seine Sklavinnen außerordentlich gut gebären würden; er nehme an, es gäbe nirgendwo so viele Frauen, die so schnell schwanger würden wie seine eigenen. Es sei ihm nie zu Ohren gekommen, daß Kinder so schnell hintereinander geboren würden wie auf seiner Plantage. Es sei geradezu erstaunlich und nach seiner Einschätzung des aktuellen Marktes habe jedes Sklavenkind bei seiner Geburt einen Wert von 200 Dollar.»

Eine gewisse Frances Anne Kemble, die auf einer Plantage in Georgia wohnte, hatte eine einfache Erklärung für die Sklavenzucht. Sie machte dafür weniger die Herren verantwortlich als die Sklaven. Da sie Tieren glichen, sei auch ihre Vermehrung Viehzucht. Trotzdem bedauerte sie das Fehlen höherer Werte in den Beziehungen zwischen Sklaveneltern und -kindern.

Es gibt viele indirekte Anreize zur ungebremsten Vermehrung. Sie wird durch eine Art Prämie angestiftet, die weniger Arbeit und mehr Essen bedeutet, aber es fehlt als Ausgleich die heilige Verantwortung, die die Beziehung zwischen Kind und Eltern veredelt. Kurzgefaßt: Da ihr Dasein (das der Sklaven) zum größten Teil dem Dasein der einfachen Tiere gleicht, ist auch ihre Vermehrung buchstäblich reine Viehzucht, die außerdem jede Förderung bekommt, da sie zu dem Viehbestand und dem Marktwert der Farm erheblich beiträgt. [ . . . ]

Die Verkaufsangebote in den Zeitungen waren drastisch und deutlich. In einer Annonce in South Carolina aus dem Jahre 1796 wurden «50 erstklassige Neger» zum Verkauf angeboten., Die Leser konnten weiter erfahren:

Sie wurden zum Zweck der Negerzucht gekauft und jeder Pflanzer, der Sklaven ausgesprochen zu diesem Zweck benötigt, wird hier eine auserlesene und vorzügliche Rasse finden. [ . . . ]

Eine Annonce vom 16. Mai 1838 bot eine Sklavin an:

Ein Mädchen, ungefähr 20 Jahre alt und sehr fruchtbar, was die Zeugungseigenschaften betrifft. Es bietet jeder Person eine seltene Gelegenheit, die eine Familie von kräftigen und gesunden Dienern zu züchten wünscht. [ . . . ]

Die Anpreisungen in den Annoncen waren voll zweideutiger Fachausdrücke:

«Dieses Mädchen ist ein Einser», «wahrhaftig eine Frau von prima Qualität», es war von «Zuchtsklavinnen», «gebärfähigen Frauen» und «Läufigkeit» die Rede.

Eine Zeitung in Lynchburg, Virginia, berichtete von einer Frau, die wahrscheinlich einen Rekord aufgestellt hatte:

Sehr bemerkenswert: In der Umgebung von Campbell lebt jetzt eine Negerin, die einem Herrn namens Todd gehört; diese Frau ist im 42. Lebensjahr, hat 41 Kinder geboren, und ist zur Zeit mit ihrem 42. schwanger; möglicherweise auch mit ihrem 43., da sie öfters Zwillinge geboren hat.

Bennett, S. 83ff.

Die Pflanzer sprachen sehr offen über die Zuwachsrate ihrer Sklaven. Es war der tägliche Gesprächsstoff unter Geschäftsleuten. Sie erkundigten sich zuerst nach den Geburten und Schwangerschaften, wenn sie die Sklavenquartiere besuchten. Es gibt offenbar Unveränderliches im Verhältnis Sklave-Herr über die Jahrhunderte hinweg. Im Satyrikon beschreibt Petronius, wie das großartige Gastmahl des Trimalchio durch die Ankunft des Sekretärs unterbrochen wird. Er verliest den Tagesbericht: 70 Sklavenkinder wurden geboren, 500 Ochsen abgerichtet, ein Sklave wegen Lästerung gekreuzigt.

Eine Zuwachsrate von 5 Prozent galt als durchschnittlich, was darüber lag, war gut. Um eine höhere Zuwachsrate zu erreichen, wurden gebärfähigen Frauen Prämien gestiftet. Die Art der Belohnung hing von der Kultur der Herren ab. Die feineren spendeten 5 Dollar für die «erste Heirat» und schickten der Mutter Delikatessen aus der Küche des Herrenhauses oder Spielzeug für das Kind. Die weniger feinen schenkten jeder Mutter für ein Baby ein kleines Schwein. Das äußerste war das Versprechen der Freiheit. Ihr Preis waren zehn Kinder und in Zeiten, wo der Marktwert für Neger höher lag, fünf.

Auch Kirche und Religion zögerten nicht, Gewinn aus der Fruchtbar-

keit der Sklaven anzunehmen. Die Presbyterianer Kirche in Prince Edward County, Virginia, verdankte ihr sogar den Pfarrer. Einige ihrer Mitglieder kauften 1767 zwei Sklavenfrauen. Sie vermieteten sie und von den Mieteinnahmen bezahlten sie uneigennützig den Gemeindepfarrer. Die Sklavenfrauen arbeiteten nicht nur, sondern bekamen auch Kinder. Die Sklaven vermehrten sich auf so erfreuliche Weise, daß ihre Anzahl innerhalb von 68 Jahren auf 70 angestiegen war. Ohne ihre Arbeit und Fruchtbarkeit wäre die Gemeinde ohne Wohlstand und vor allem ohne Seelsorge geblieben. Das Geschäft konnte also nicht schlecht sein. Es diente nicht der Bereicherung, sondern dem Glauben. 1835 wurden die Sklaven verkauft und das eingenommene Geld wieder investiert.

Die weißen Herren wirkten bei der Vermehrung ihrer Sklaven im übrigen tüchtig mit. Zwar gab es Gesetze gegen die Rassenmischung, doch wurden sie von jenen nicht eingehalten, die sie aufstellten. 1866 waren von 3900000 Sklaven 411000 Mulatten. Sklaverei bedeutete zu allen Zeiten Unterwerfung der Frau unter die Wünsche der Männer. Es gab vor allem Rassenmischungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen, während die Verbindung einer Weißen mit einem Schwarzen sehr selten war. Die Weißen suchten sich Mädchen aus ihrem menschlichen Stall aus und schwängerten sie. Vergewaltigungen waren häufig und viele Sklavenfrauen trugen Narben von Verletzungen, die ihnen zugefügt worden waren, als sie sich wehrten. Manche Verbindungen waren von Dauer und es gab zahlreiche Scheidungen auf Betreiben weißer Frauen. Die Sklaverei zerstörte das Glück und die Beständigkeit der schwarzen und weißen Familien.

In New Orleans war es allgemein akzeptierte Praxis, daß die jungen, weißen Männer im Konkubinat mit Negerfrauen zusammenlebten. In den Bordellen von Charlestion und New Orleans wurde die These von der natürlichen Ungleichheit der Rassen treffender widerlegt als in den besten Pamphleten und dann auch da, wo plötzlich einem Herren aus dem Gesicht eines Sklaven sein eigenes entgegenblickte.

### 3. Die Sklavenmoral

Die Sklavenhalter haben immer versucht, den Eindruck zu erwecken, daß ihre menschliche Habe gelehrig, folgsam und glücklich sei. Ihre Gegner behaupteten das Gegenteil. Ähnlich verhalten sich die Historiker. Eine Seite betont den Widerstand der Sklaven um zu zeigen, daß Sklaverei etwas zutiefst Unmenschliches sei, das vom Menschen nicht

hingenommen wird. Die andere Seite weist gerade auf den Grad der Hinnahme hin und will noch sagen, daß Sklaverei gar nichts so Unnatürliches sei. Aber Sklaverei wird nicht dadurch zu etwas Natürlichem, weil sie über lange Zeit hingenommen wird. Um zu einem gerechten Urteil zu kommen, muß man sich noch einmal das Schicksal der Sklaven vergegenwärtigen.

Sie waren in Afrika gefangengenommen und über das Meer verschleppt worden. Auf der anderen Seite des Ozeans standen eines Tages die Überlebenden auf einem Markt und sahen, wie sie verkauft wurden. Viele wurden von ihren Familienangehörigen getrennt, wenn es nicht schon vorher geschehen war. Dann kamen sie auf die Felder. Sie waren von einem Erdteil auf den anderen geworfen worden, aber nun schrumpfte die Erde zu einem Feld zusammen, daß von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang reichte. Die Nächte, in denen sie sich aus dieser Sklavenwelt in den Schlaf zurückziehen konnten, waren kurz und unruhig.

Frederick Douglass schrieb über die Arbeit:

Wir mußten bei jedem Wetter arbeiten. Niemals war es zu heiß oder zu kalt. Es konnte noch so heftig regnen, stürmen, schneien oder hageln, wir mußten auf dem Feld arbeiten. Arbeiten, arbeiten, arbeiten, das war fast ebenso der Befehl am Tage wie in der Nacht. Die längsten Tage waren dafür zu kurz und die kürzesten Nächte zu lang. Ich war einigermaßen widerspenstig, als ich dort hinkam, doch einige Monate unter dieser Zucht genügten, um mich zu zähmen.

Ihde, S. 32

Er beschreibt die Folgen:

Nur wenn wir den Sklaven als sittlich verantwortliches und vernunftbegabtes Wesen betrachten, können wir die beispiellose Ungeheuerlichkeit der Sklaverei und das schwere Verbrechen des Sklavenhalters einschätzen ... Es gelang Mr. Covey, mich körperlich, seelisch und geistig zu *brechen*. Meine natürliche Spannkraft wurde vernichtet, mein Geist erlahmte, meine Leselust erstarb, der letzte Fröhlichkeitsfunke entschwand aus meinem Blick; die dunkle Nacht der Sklaverei umhüllte mich, und siehe da, ein Mensch war in ein Untier verwandelt.

Jacobs, Landau, Pell, S. 76

Alles war darauf angelegt, die Sklaven seelisch und körperlich zu zerstören. Dennoch sind nicht weniger als 1200 Aufstände von Schwarzen

urkundlich belegt. Das Ausmaß des Widerstandes ist daher eher erstaunlich.

Solange es Sklaverei gab, gab es nie Unterwerfung ohne Protest und die Negersklaven in den Vereinigten Staaten bildeten keine Ausnahme. Im Grunde waren Herr und Sklave immer natürliche Feinde. Dieses Verhältnis mochte oft verborgen bleiben, aber es konnte jederzeit herbrennen. Natürlich gab es auch Beispiele von Verständnis und Freundlichkeit auf Seiten der Herren und von freiwilligem Gehorsam und Dienst auf Seiten der Sklaven. Doch waren sie die Ausnahme. Sklaverei beruht auf Gewalt und kann nur durch Gewalt aufrechterhalten werden. In der Regel galt der Sklave als ökonomischer Betrag. Man wollte ihn zur höchsten Leistung antreiben und glaubte, dies geschehe am besten mit der Peitsche.

Viele Sklaven waren fromm und glaubten an ein besseres Leben nach dem Tod. Der Glaube ließ sie die allgemeine Grausamkeit der Institution und die besondere mancher Eigentümer und Aufseher leichter ertragen. Er fand seinen schönsten Ausdruck in den Spirituals. Bei einigen ist der Bezug auf die plötzliche Befreiung der Sklaven aus ihrem Joch leicht zu durchschauen, bei anderen ist die politische Aussage eindeutig. Es gab Lieder, die den religiösen Sinn auf absurde Weise umkehrten und verschiedene waren revolutionär.

Mein Vater, wie lange  
Muß der arme Sünder hier noch leiden?  
Wir werden bald frei sein,  
Der Herr wird uns zu sich rufen  
Wir werden für die Freiheit kämpfen  
Wenn der Herr uns zu sich ruft.

Ihde, S. 46

Vater Unser  
Der Du bist im Himmel  
Der Weiße schuldet mir elf  
Zahlt mir sieben  
Dein Reich komme  
Dein Wille geschehe  
Und hätte ich die sieben  
nicht selber genommen  
Hätte ich gar nichts.

Bennett, S. 79

Kommt, all ihr Brüder, und laßt uns ruhn,  
Wenn der Mond scheint hell und schön,  
Der Herr starb, endlich verließ er uns nun  
Und muß vor dem Richterstuhl stehn!  
Der Herr ist tot und liegt im Grab,  
Wir bluten nicht länger mehr.  
Nicht mehr liegt auf unsrem Nacken sein Stab,  
Wohin die Herrn hingehn ging auch der Herr!  
Weg mit Haue und Spaten!  
Mir ist's gleich, ob die Felder geraten!  
Der Herr ist hin, wo die Sklavenhalter ruhn,  
Er ist hin, wo sie alle solln braten!

Ihde, S. 43

Die Sklaven in den Vereinigten Staaten hatten wie ihre Leidensgenossen zu allen Zeiten bestimmte Mittel der Verweigerung und des Widerstandes, und sie wandten sie auch an: Sabotage, Selbstverstümmelung, Selbstmord, Flucht, Mord und Aufstand.

Die Sklaven entzogen sich, soweit es ging, der Arbeit. Sie täuschten Krankheiten vor oder zerstörten die Werkzeuge, um nicht arbeiten zu müssen. Schließlich mußten spezielle Geräte für sie angefertigt werden, die roh und wenig zerbrechlich waren. Die Sklaven waren den Tieren gleichgestellt und sie tobten ihre ohnmächtige Wut an diesen aus. Sie mißhandelten die Tiere, wie sie selbst mißhandelt wurden. Sie zerstörten die Ernte und zündeten Wälder, Scheunen und Häuser an.

Häufig schnitten die Sklaven sich Hände und Füße auf. Diese Selbstverstümmelung war in gewisser Weise eine Form der Sabotage, die sich gegen die eigene Person richtete, zumal der Sklave ja als Werkzeug galt.

Ein Zimmermann aus Kentucky schlug sich eine Hand und die Finger der anderen ab, als er hörte, daß er über den Fluß verkauft werden sollte. Oft schossen sich Sklaven in Hände und Füße, wenn sie auf der Flucht aufgegriffen wurden.

Häufig war auch Selbstmord von Sklaven. Damit gingen sie noch über die Selbstverstümmelung hinaus, und an den äußeren Grenzen des Leids kehrte sich das Verhältnis von Leben und Tod um. Sie hatten jede Anhänglichkeit an das Leben und zugleich die Furcht vor dem Tod verloren. Er wurde sogar zur Zuflucht, die den geschundenen Menschen aufnahm und sein unzerstörbares Wesen, seine Menschlichkeit, verwahrte. Man konnte den Sklaven das Leben nehmen, aber nicht den Tod. Alles hatte ein Ende, auch die Unmenschlichkeit hörte einmal auf, der Mensch konnte nicht endlos gequält und das Leben auf der Erde nicht zur ewigen Verdammnis werden.

1807 nahmen in Charlestion zwei Bootsladungen frisch aus Afrika importierter Neger nichts mehr zu sich und hungerten sich zu Tode. Ein Pflanzer aus Georgia fand seine Sklavenfrau tot auf und erstaunte darüber. Er konnte nicht verstehen, daß sie nicht mehr am Leben gehangen hatte. 1858 gingen zwei Sklaven in den Fluß, als sie zu ihrem Herren zurückgebracht werden sollten, den sie bestohlen hatten. Ein Sklave von Charles Manigauld, einem der reichsten Südpflanzer, ertrankte sich, als der Aufseher ihn strafen wollte. Manchmal töteten Sklavenmütter ihre eigenen Kinder, um zu verhindern, daß sie in der Sklaverei aufwuchsen.

2000 Jahre zuvor hatte Diodor über die Arbeiter in den spanischen Silberbergwerken geschrieben:

Die Arbeiter in diesen Bergwerken verschaffen ihren Eigentümern unglaublich hohe Einkünfte, doch sie selbst müssen ihr Leben unter der Erde in den Gruben zubringen und ihren Leib Tag und Nacht aufzufreisen. Viele von ihnen sterben vor Überanstrengung, denn Ruhe und Erholung gibt es für sie nicht. Die Mühseligkeiten, denen sie sich unter der Peitsche des Aufsehers immer erneut unterziehen müssen, sind so groß, daß sie, bis auf einige wenige, die dank ihrer Körperfunktion und Seelenstärke die Anstrengungen längere Zeit auszuhalten imstande sind, das Leben hinter sich lassen, denn der Tod ist für sie wünschenswerter als das Leben.

Diodor Sie 5, 38, nach Thomson, S. 203

Die wirksamste und kontinuierlichste Form des Widerstandes war zu allen Zeiten die Flucht gewesen. Nicht anders war es in den Südstaaten. Es ist unmöglich, die Anzahl der Fluchtversuche anzugeben. Die Sklaven flohen lange bevor die Abolitionisten, besonders aber die Quäker und die freien Neger unter ihnen, die *Underground Railroad*, die «Untergrundeisenbahn» organisierten, eine weitverzweigte Organisation, die den Sklaven half, in den freien Norden zu gelangen. Doch nahm daraufhin die Fluchtbewegung noch gewaltig zu. In jeder größeren Stadt des Nordens gab es Menschen, die den flüchtigen Sklaven halfen, sie versteckten, gegen Wiedereinfänger verteidigten und sie zur nächsten Fluchtstation brachten. Auf diese Weise sollen in den letzten 30 Jahren vor dem Bürgerkrieg (1861-65) 60000 Sklaven den Weg in die Freiheit gefunden haben.

Jede Kommune im Süden errechnete die jährliche Anzahl von entlaufenen Sklaven. Die Milizen und die Polizei wurden verstärkt, um sie wieder einzufangen. Die Zeitungen waren voll mit Suchannoncen, die Prämien für den Finder oder Fänger versprachen.

Geflüchtet von der Wald-Plantage des verstorbenen William Dunbar, am Sonntag, den 7. dieses Monats:

eine sehr schöne Mulattin namens Harriet, ungefähr 13 Jahre alt, mit dunklen, glatten Haaren und dunklen Augen. Dieses Mädchen wurde neulich in New Orleans gesehen und es ist bekannt, daß sie da einen Mann besuchte, der laut ihrer Aussage ihr Vater ist und der am Mississippi, etwas nördlich der Caffalaya-Mündung lebt oder lebte. Es ist höchstwahrscheinlich, daß die Flucht des Mädchens in Zusammenwirkung mit anderen geplant worden ist.

Franklin, S. 209

Männer, Frauen und Kinder flohen, einzeln, paarweise und in Gruppen. Sie versteckten sich in den Wäldern, Sümpfen und Bergen des Südens und versuchten sogar, nach dem Vorbild von Palmares in Brasilien, in neuen Gemeinschaften zu leben. Sie versuchten, ihre Identität zu verborgen, fälschten Pässe und veränderten ihr Aussehen. Der Neger Henry *<Box>* Brown ließ sich in eine Kiste einsperren und als Schiffsladung von Richmond ins ferne Philadelphia transportieren. Viele liefen ohne Vorbereitung davon und hofften auf ihr Glück. Manche gaben auf, nachdem sie gefaßt wurden, andere versuchten es wieder, eine Nerger-sklavin aus Nord-Carolina nicht weniger als 16mal.

Es gab andere Nachrichten in den Zeitungen, die die Weißen beunruhigen mußten. Sie waren zahlreich und berichteten von Sklaven, die ihre Herren ermordet hatten. 1767 bemerkte die «Charlestone Gazette», daß die Neger mit dem höllischen Akt der Vergiftung begonnen hätten. Arsen und andere Gifte wurden gebraucht. Zahlreiche Sklaven wurden überführt, ihre Herren oder Aufseher getötet zu haben, aber einige entkamen. 1797 wurde ein Pflanzer aus Georgia von seinen aus Afrika importierten Sklaven getötet. Der Sklave von William Pearce aus Florida tötete seinen Herrn mit der Axt, als dieser ihn strafen wollte. Mrs Carolina Turner aus Kentucky kam ums Leben, als sie ihren Sklaven züchtigen wollte.

Wo der Mord massenhaft geschah, entstand daraus der Aufstand. Es gab Stimmen, die deutlich sagten, daß das Gewaltverhältnis der Sklaverei nur durch die Gegengewalt der Unterdrückten beseitigt werden könne und die zur Erhebung aufriefen. Die radikalste Stimme war vielleicht die von David Walker, der in Boston vom Altkleiderhandel lebte und 1829 seinen Aufruf veröffentlichte . . . Er beschwört die schwarzen Sklaven eindringlich, sich Wissen anzueignen, weil Unwissenheit einer der Gründe sei, warum sie sich unterdrücken ließen. Das wußten auch die Weißen. In den Südstaaten war es unter Androhung von Geld- und Gefängnisstrafe verboten, die Sklaven zu unterrichten, und man schätzt, daß nur jeder 50. lesen und schreiben konnte.

Zunächst rechtfertigt Walker Gewaltanwendung, da sie nur die menschliche Reaktion auf eine viel furchtbarere, unmenschliche Gewalt sei.

... wenn ihr aber anfangt, leistet ganze Arbeit; übt keine Nachsicht, denn von ihnen habt ihr auch keine zu erwarten. Da sie uns unbedingt als Sklaven haben wollen, finden sie nichts dabei, uns zu ermorden, falls wir diese elende Unterdrückung nicht erdulden wollen; wenn ihr daher einen solchen Versuch unternehmt, müßt ihr töten! Aber ich frage euch, ob ihr nicht lieber sterben als Sklave eines Tyrannen sein wollt, der eure Mütter, Frauen und geliebten Kinder umbringt? Seht eure Mütter, Frauen und Kinder und antwortet Gott dem Allmächtigen! Und glaubt mir, es ist für euch ebensowenig eine Sünde, einen Menschen zu töten, der euch umbringen will, als ein Glas Wasser zu trinken, wenn ihr durstig seid. Ein Mann, der sich ohne Gegenwehr ermorden läßt, ist in der Tat schlimmer als ein Heide; und wenn er kein Verrückter ist, verdient er kein Mitleid ...

Was den Schwarzen fehlt, seien Wissen und Bildung. Nur sie würden zum Selbstbewußtsein und zur Einsicht der Sklaven in das an ihnen begangene Verbrechen führen und sie zur Gegengewalt treiben, wodurch sie sich befreien und zu Menschen machen würden.

Ich bete zu Gott, daß er meine verblendeten Brüder erleuchten möge, damit sie endlich ihre falschen Hoffnungen fahren lassen und sich um ihre Ausbildung bemühen. Ja, ich würde an ihrer Stelle auf Händen und Knien durch Schlamm und Dreck zu den Füßen eines Gelehrten kriechen, um von ihm demütig das zu erflehen, was mir weder Teufel noch Tyrannen wieder nehmen können außer zusammen mit meinem Leben; könnten die Schwarzen in diesem Land Wissen erwerben, so würden die Tyrannen erzittern, da ihre Fundamente auf Sand errichtet sind. Aber was wäre der Grund ihrer Furcht? Sie wüßten ganz genau, daß dann ihre teuflischen Verbrechen der ganzen Welt bekannt gemacht würden. Könnt ihr euch einen verständigen und gebildeten Mann vorstellen, der es zuläßt, daß er, sein Vater, seine Mutter, seine Frau und seine Kinder von einem Schurken als Sklaven gehalten werden? Glaubt ihr, daß dieser Mann es einfach hinnimmt, daß ein Spitzbube ihn in Ketten legt, anstatt ihn für seine Arbeit zu bezahlen, seine Familie fast zu Tode prügelt, aber doch noch so viel Leben in ihnen läßt, daß sie weiterarbeiten und ihn «Herr» nennen können? Nein! Nein! Er würde diesem Teufel die Kehle durchschneiden. Das wissen die

Sklavenhalter ganz genau. Schon das Schlagwort «Bildung für Neger» erschreckt unsere grausamen Unterdrücker tödlich.

Die Macht der Sklavenhalter beruht auf der Unwissenheit der Sklaven. Mit dieser würde auch das Gewaltverhältnis enden.

Aber noch brauchen sie sich nicht zu fürchten, weil sie uns immer noch in Unwissenheit halten können, und weil Gott ihre Grausamkeit zuläßt, mit der sie uns jahrhundertelang ermordet haben. Aber die Weißen werden noch von den Schwarzen hören, so wahr Gott auf Seinem Thron im Himmel sitzt . . .

Walker, nach Reavis (Hg.), S. 35ff.

Die berühmtesten Erhebungen wurden von Gabriel Prosser, Denmark Vesey, Nat Turner und John Brown angeführt.

Wie fast alle amerikanischen Negerführer war Gabriel Prosser ein tiefreligiöser Mensch. Er meditierte über der Bibel und träumte von einem Negerstaat, der nicht in der Karibik oder in Afrika lag, sondern in Virginia, dem Land von Jefferson und Washington. Von Gestalt war er groß, und er trug die Haare lang in Erinnerung an den biblischen Samson.

Seine Erhebung plante er für den Frühling und den Sommer 1800. Vier oder fünf Monate lang traf er sich mit Gesinnungsgenossen beim Fischen, unter ihnen waren auch seine Brüder und seine Frau, um Pläne zu beraten. Jeden Sonntag ging er nach Richmond und erkundete die Stadt.

Sein Plan war einfach. Drei Formationen sollten die Stadt angreifen. Alle Weißen, ausgenommen Methodisten, Quäker und Franzosen, sollten niedergemacht werden. Nach dem Fall von Richmond sollten andere Städte angegriffen werden. Nach einem Erfolg wollte sich Prosser König von Virginia nennen, nach einer Niederlage wollte er in die Berge fliehen, um von dort aus einen Guerillakrieg zu beginnen.

Im August waren genügend Waffen gesammelt und 7000 Sklaven eingeweiht. Prosser gab den Termin der Erhebung bekannt, aber zwei Sklaven verrieten ihn ihren Herren. Der Gouverneur, dem es gemeldet wurde, war so beeindruckt, daß er viele Truppen zusammenziehen ließ.

Prosser, der davon nichts wußte, setzte die Vorbereitungen fort. Einge Tausend Sklaven versammelten sich zur angegebenen Nacht, sechs Meilen außerhalb von Richmond. Es herrschte ein Unwetter, die Wege waren aufgeweicht, die Brücken weggerissen, und es war unmöglich, in die Stadt zu kommen. Das veranlaßte später die Weißen zu sagen, der Himmel sei den Sklaven zum Verhängnis geworden, habe ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht und sie selbst gerettet.

Prosser schob das Unternehmen auf. Aber ehe er seine Armee wieder sammeln konnte, schlug der Staat zurück. Prosser und 34 seiner Leute wurden festgenommen, verurteilt und aufgehängt. Einer der Angeklagten sagte vor Gericht:

«Ich kann nicht mehr anbieten als General Washington, als er von den britischen Offizieren gefangen und vor Gericht gestellt wurde. Ich habe mein Leben riskiert bei dem Versuch, die Freiheit für meine Landsleute zu erreichen und opfere mich bereitwillig ihrer Sache. Ich bitte nur um den Gefallen, daß man mich sofort zur Hinrichtung wegführen möchte. Ich weiß, daß Sie vorbestimmt haben, daß mein Blut vergossen werden soll. Warum dann der Hohn dieses Verhörs?»

Franklin, S. 211

Im Jahr der Niederlage von Prosser gewann ein Sklave namens Vesey in der Lotterie und erkaufte sich die Freiheit. Er ließ sich für die nächsten 22 Jahre in Charleston als Zimmermann nieder. Er kam zu Geld und Eigentum, wurde von Schwarzen und Weißen geachtet und hätte mit seinen Lebensbedingungen zufrieden sein können. Aber er haßte die Sklaverei und die Sklavenhalter und wollte seinen Brüdern helfen. Es wird berichtet, daß ihn schließlich die bloße Gegenwart eines Weißen unerträglich war.

Vier oder fünf Jahre lang spielte er die Rolle eines Agitators. Er sagte, daß die Leute nicht bloß unzufrieden sein müßten, sie müßten so unzufrieden sein, daß sie handelten. Den Sklaven sagte er, daß sogar noch ihr Tod eine Verbesserung für sie sein würde, womit er viele Sklaven überzeugte und Anhänger fand.

Als er Sklaven sah, die sich auf der Straße vor einem Weißen verneigten, tadelte er sie deswegen, und als sie antworteten: «Aber wir sind Sklaven», meinte er: «Ihr verdient es, Sklaven zu sein.»

Vesey gewann großen Einfluß auf die Sklaven seiner Umgebung, und schließlich glaubten ihm viele mehr als ihren Herren. Nun begann er den Aufstand zu organisieren. Mit großer Sorgfalt wählte er Führer aus. Nur sie kannten die Details der Verschwörung, während den anderen nur die groben Umrisse bekannt waren. So konnte ein einzelner, falls er verhaftet würde, nicht den Plan verraten.

Vier bis fünf Monate lang wurden Sklaven in Charlestons und der Umgebung rekrutiert, am Ende waren es 9000. Im Jahre 1822, bei heimlichen Treffs in Vesseys Haus wurden Pläne ausgearbeitet. Aber ehe sie losschlagen konnten, wurden Vesey und seine Freunde festgenommen und aufgehängt. Auch ihr Plan war verraten worden.

Prosser und Vesey konnten ihre Pläne nicht ausführen, Nat Turner

gelang es. Er wurde 1800 geboren, in dem Jahr, in dem Prosser umgebracht wurde. Sehr früh gelangte er zur Ansicht, daß Gott ihn zu einem großen Werk ausersehen habe. Er sollte sein Volk aus der Gefangenschaft führen. Als er erwachsen war, hatte er bereits einen gewissen Einfluß auf die Sklaven in Southampton County, eine Gegend in North Carolina, und auch auf Weiße machte er Eindruck. Ein Aufseher fiel unter seinen Einfluß, ließ sich von ihm taufen und gab seine angepaßte Haltung auf. Die Weißen jagten ihn daraufhin aus dem Staat.

Turner hatte Visionen und hörte Stimmen. Während der Ernte sah er Blutstropfen auf dem Korn. Er schloß daraus, daß der Tag des Gerichts für die Sklavenhalter nah sei.

Er wählte wenige Gefährten aus und entschloß sich, am 4. Juli 1831 loszuschlagen. Aber er wurde krank und der Tag verstrich. Am 13. August sah er, daß die Sonne eine besondere Farbe hatte, und er legte den Termin auf Sonntag, den 21. August fest. An diesem Tag ließ er seine Schüler lange auf sich warten, schließlich kam er und erklärte ihnen seinen Plan.

Sie waren sieben Mann und hatten eine Axt und ein Beil. In der Dunkelheit drangen sie in das Haus von Turners Herren ein und töteten alle. In der Nacht und am folgenden Morgen legten sie eine blutige Schneise der Gewalt durchs Land. Sie zogen von Farm zu Farm und töteten 56 Weiße. Wo sie anhielten, gesellten sich Sklaven zu ihnen, schließlich waren es 70.

Am Montagnachmittag rasteten sie, drei Meilen von Jerusalem entfernt. Man nimmt an, daß Turner sich diesen Ort zum Ziele ausgewählt hatte in Erinnerung an Jesus, der nach Jerusalem zog, um dort zu sterben. Zum erstenmal tauchte ein Trupp bewaffneter Weißer auf. Turner beschloß zurückzuweichen und mehr Leute zu rekrutieren. Am nächsten Tag waren seine Truppen zerschlagen.

Die Weißen nahmen fürchterliche Rache. Viele Sklaven, die am Aufstand völlig unbeteiligt, aber einem Aufseher lästig gewesen waren, wurden umgebracht.

Turner konnte sich zwei Monate lang verstecken. Er geisterte durch die Köpfe der Weißen, die fürchteten, er könnte plötzlich wieder mit einer Gruppe von Negern auftauchen. Viele verließen aus Angst zeitweise das Land. Nach seiner Festnahme wurde Turner in Ketten nach Jerusalem gebracht, zum Tode verurteilt und aufgehängt.

John Brown war ein Weißer. Seine Tat fällt in den Vorabend des Bürgerkrieges. In Richmond, Ohio, hatte er viele Jahre lang eine Station der Untergrundeisenbahn unterhalten, und am 16. Oktober 1859 überfiel er mit einer Gruppe von 22 schwarzen und weißen Rebellen das Truppenarsenal von Harpers Ferry, 57 Meilen von Washington entfernt. Das Gebiet war nicht günstig ausgewählt. Es war sklavenarm, und die

wenigen Sklaven waren vorwiegend Haussklaven, die eher zum Opportunismus neigten. Aber vielleicht war es Brown weniger auf einen Erfolg als auf eine wegweisende Tat angekommen. Seine kleine Truppe wurde bald von eilig zusammengezogenen Milizen überwunden, seine zwei Söhne kamen um, er selbst wurde schwer verletzt. Eine Woche nach seiner Gefangennahme wurde er mit sechs anderen Verschwörern wegen Hochverrat, Mord und Anstiftung der Sklaven zur Rebellion zum Tode verurteilt. Seine Tat erregte großes Aufsehen.

Wenig später begann der Bürgerkrieg. Die Südstaatler waren bereit, für die Aufrechterhaltung des Sklavensystems den Krieg zu wagen. Sklaven bedeuteten für sie alle Macht und Reichtum, die Sklavenbefreiung deren Verlust. Die Farmer der Südstaaten produzierten für den Weltmarkt und sie fürchteten um ihre weltwirtschaftliche Stellung. Sie glaubten, daß sie aus den Führungspositionen der USA verdrängt werden sollten und ihren feudalen Lebensstil aufgeben müßten.

Im Norden überwogen Industrie, Verkehrswesen und Banken. Er war von der industriellen Revolution und der kapitalistischen Produktionsweise aufs stärkste ergriffen und an einer großen Anzahl freier Arbeitskräfte für die schnell wachsenden Industrien interessiert.

Vordergründig ging es in diesem Krieg um die Aufhebung der Sklaverei, in Wahrheit standen sich zwei Systeme gegenüber, das der Sklaverei und das der freien Arbeit.

Während des Bürgerkrieges kam es zu keiner Erhebung der Sklaven. Aber 500000 Schwarze flohen und 186000 kämpften an der Seite des Nordens gegen die Sklavenhalter.

Der Bürgerkrieg brachte die Aufhebung der Sklaverei, aber nicht das Ende der Unterdrückung. Vor seinen Richtern hatte John Brown gesagt:

Ich nehme an, daß der Gerichtshof die Gebote Gottes kennt. Ich sehe, daß man hier ein Buch küßt, das, wie mir scheint, die Bibel oder zum mindesten das Neue Testament ist. Dieses Buch hat mich gelehrt: «Was du nicht willst, das man dir tue, das tue einem andern auch nicht.» Es lehrte mich weiterhin: «Denke an die, die in Ketten sind, als seist du mit ihnen gebunden.» Ich bin nur bestrebt gewesen, nach diesem Gebot zu handeln. Ich glaube nicht, daß Gott einen Unterschied zwischen den Menschen macht. Ich bin überzeugt, daß mein Eingreifen zugunsten dieser armseligen Kreaturen nicht falsch, sondern richtig war.

Austin (Hg.), S. 50

Damit drückte Brown auf seine Weise aus, daß alle Menschen Menschen sind. Das war keineswegs der allgemeine Glaube, und er blieb ei-

ne vereinzelte Stimme. Vorherrschend war und blieb die Schizophrenie des Denkens, die Frederick Douglass 1852 in einer Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag mit folgenden Worten anklagte: (Im Grunde beschreibt er damit nicht bloß das amerikanische Dilemma, sondern das aller Gesellschaften, die sich als zivilisiert, kultiviert und human verstehen. Gleichzeitig sprechen sie anderen Gesellschaften und Gruppen diese guten Eigenschaften ab und stellen sie als unzivilisiert, barbarisch und inhuman hin. Auf diese Weise gelingt es ihnen, sich über die Barbaren im eigenen Hause hinwegzutäuschen, und es bleibt ihren Opfern vorbehalten, den Schleier davor wegzuziehen.)

Was bedeutet dem amerikanischen Sklaven euer Vierter Juli? Ich antworte: Ein Tag, der ihm mehr als alle anderen Tage im Jahr die schreiende Ungerechtigkeit und Grausamkeit enthüllt, deren fortwährendes Opfer er ist. Für ihn ist eure Feier eine Heuchelei; eure nationale Größe aufgeblähte Eitelkeit; eure Freudenrufe sind leer und herzlos; eure Tyrannenanklage grellverkleidete Unverschämtheit; eure Rufe nach Freiheit und Gerechtigkeit inhaltsloser Hohn; eure Gebete und Hymnen, eure Predigten und Erntedanksagungen mit eurem ganzen religiösen Pomp und der feierlichen Weihe sind für den Neger nur größerer Schwulst, Betrug, Täuschung, Gottlosigkeit und Heuchelei [...]

Nachdem die Verkehrtheit des offiziellen Standpunktes dargelegt wurde, erfolgt die Richtigstellung.

Ihr prahlt mit eurer Freiheitsliebe, eurer vortrefflichen Zivilisation und eurem reinen Christentum, während die gesamte politische Macht der Nation (verkörpert durch die beiden großen politischen Parteien) feierlich verpflichtet wird, die Versklavung von drei Millionen eurer Mitbürger zu unterstützen und fortzusetzen. Ihr stoßt eure Flüche gegen die gekrönten Tyrannen Rußlands und Österreichs aus und brüsst euch eurer demokratischen Institutionen, während ihr selbst nur armselige *Werkzeuge* und *Leibwächter* der Tyrannen von Virginia und Carolina sein wollt.

Schließlich wird der Zynismus des weißen Amerika an zwei Beispielen deutlich gemacht: an der Behandlung von Flüchtlingen:

Ihr ladet an eure Küsten die Flüchtlinge ein, die der Unterdrückung durch andere Staaten entkommen sind, ehrt sie mit Banketten, begrüßt sie begeistert, erfreut sie, trinkt auf ihr Wohl, ehrt sie, beschützt sie und schüttet euer Geld über sie, als sei es Wasser; die

Flüchtlinge eures eigenen Landes aber zeigt ihr an, jagt sie, verhaftet sie, schießt auf sie und tötet sie. Ihr rühmt euch stolz eurer Vornehmheit, eurer universalen Bildung; dennoch unterhältet ihr ein so barbarisches und schreckliches System, wie es nie den Charakter einer Nation besudelt hat - ein System, das in Habsucht begonnen, in Stolz behauptet und in Grausamkeit fortgesetzt wird.

Am Kampf gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit:

Ihr vergießt Tränen über das gefallene Ungarn und laßt die traurige Geschichte seines Unrechts zum Thema eurer Dichter, Staatsmänner und Redner werden, bis eure edelmütigen Söhne zu den Waffen eilen, um die Sache Ungarns gegen die Unterdrücker zu verteidigen; aber hinsichtlich der zehntausend Ungerechtigkeiten gegen die amerikanischen Sklaven erzwingt ihr das strikteste Schweigen, und ihr würdet denjenigen als einen Feind der Nation bezeichnen, der es wagen würde, dieses Unrecht zum Thema einer öffentlichen Rede zu machen!

Cleaver, S. 91f



## 8. Kapitel: Brasilien

### 1. Die Portugiesen in Südamerika

1500 landete der Portugiese Cabral an der Küste Brasiliens. Zwischen 1624 und 1654 wurde das Land teilweise von den Niederländern besetzt, bis 1821 blieb es portugiesische Kolonie. 1821 mußte König Johann VI. eine Verfassung unterschreiben, und 1822 wurde Brasilien unter Don Pedro I. Kaiserreich. 1888 wurde die Sklaverei aufgehoben und zwei Jahre später die Republik ausgerufen.

Als die Portugiesen Brasilien besetzten, sahen sie in den Indianern nichts weiter als *pecas*, Stücke, Objekte von Sklavenjagden und Sklavenhandel. Sie nannten sie, selbst wenn sie hellhäutig waren, *negro*. Das zeigt, daß sie von vornherein so behandelt werden sollten wie die Afrikaner. Seit 70 Jahren bereits waren diese benutzt worden, um für die Portugiesen jede Arbeit zu tun.

Ein «Neger» oder ein «Stück» stellte eine Werteinheit dar, vergleichbar mit einem «Biber», mit dem die Jäger in Kanada rechneten, oder einer bestimmten Menge von Muschelgeld. Die Portugiesen wollten anfangs auch nicht, daß die Indianer getauft würden, denn sie fürchteten, sie müßten ihnen dann die Freiheit zurückgeben. Ein Sprichwort sagte, daß die Indianer drei p's zum Leben nötig hätten, *pão,panno und páo*, Brot, Lendentuch und Stock. Die übliche Anrede war «Hund», und wie Hunde wurden sie auch behandelt.

Die Portugiesen gingen gegen die Einheimischen nicht weniger grausam vor, als die Spanier oder andere europäische Einwanderer im Norden des Kontinents. Sie verwendeten Bluthunde bei ihren Menschenjagden, legten vergiftete Nahrung aus oder Kleider von Kranken, die an Blattern, Scharlach oder Masern gestorben waren.

Während die spanischen Könige bald nach der Entdeckung Amerikas die Sklaverei der Indianer einzuschränken begannen, zeigten sich die portugiesischen Monarchen viel nachsichtiger gegen die Kolonisten, die die Indianer zur Arbeit zwangen. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts entwickelte sich ein schwunghafter Sklavenhandel zwischen Brasilien und Portugal. Der portugiesische König kassierte ein Fünftel des Kaufpreises. Er verlangte, daß jedes Schiff eine genaue Aufstellung aller «Sklaven, Papageien und Affen» erstellen sollte, damit die für den König fälligen

gen Abgaben ohne Mühen errechnet werden konnten.

Noch größeren Umfang hatte der brasilianische Sklavenhandel mit Spanisch-Westindien. Wegen der Ausrottung der Urbewohner herrschte dort Arbeitskräftemangel. Unter Umgehung der spanischen Indianer-schutzgesetze wurden jährlich Hunderte von indianischen «Arbeitskräf-ten» nach Kuba und Hispaniola gebracht. Die Portugiesen behaupteten, die Indianer seien Freiwillige oder man habe sie von kriegerischen India-nerstämmen im Tausch gegen europäische Waren erhalten, ihnen so al-so das Leben gerettet.

1550 wurde der Sklavenhandel in Spanisch-Amerika durch Gesetz verboten; damit waren die Indianer nach dem Gesetz frei. Der Handel mit brasilianischen Sklaven ging zurück.

In Brasilien selbst mußten die Indianersklaven hauptsächlich auf den Zuckerrohrfeldern arbeiten. Die europäischen Siedler dachten nicht daran, selber körperliche Arbeit zu leisten. In Portugal gab es ein Sprichwort: «Geh nach Brasilien, von wo du reich zurückkommen wirst.» Reich wurden die europäischen Siedler durch die Arbeit der Sklaven. Der wirtschaftliche Aufbau der Kolonie wurde von ihnen ge-tragen. Der Ausbau der Zuckerrohrplantagen verlangte eine ständig verfügbare und disziplinierte Arbeiterschar. Während die Sklaven den Boden kultivierten, betrachteten es die Siedler als ihre Kulturleistung, sie aus einem Leben der Faulheit und Trägheit zu befreien und zur har-ten Arbeit anzuhalten. Auf diese Weise wurden die Wilden mit der eu-ro päischen Kultur vertraut gemacht. Sklaverei war hierzu der beste Weg, und an ihrer grundsätzlichen Erlaubtheit bestand kaum ein Zweifel.

Ansehen, Macht und Reichtum errechneten sich nach der Anzahl an Sklaven, die einer besaß. In den Testamenten Reicher von São Paulo wurden unter der Rubrik «fazenda», d. h. totes Besitztum, Sklaven nach Anzahl, Alter, Geschlecht und Kaufpreis aufgeführt. Sklaverei war im gesellschaftlichen Leben etwas Selbstverständliches und wurde von Lai-en und Priestern ausgeübt.

Die Zuckermühlenbesitzer hatten durchschnittlich 200 Sklaven, in den Küstenstädten kamen auf eine Familie sechs Sklaven.

Arbeitszwang und Sklaverei waren ungeeignete Mittel, die Indianer zu <zivilisieren>. Viele entflohen ins Hinterland zu den <Wilden>, sehr viele starben an der mörderischen Arbeit auf den Plantagen.

Nach der Ausrottung der Küstenindianer nahmen die Indianerjagden im Landesinnern zu. Allein im Jahr 1575/76 wurden 20000 Eingeborene von der Serra de Arato (im Staat Bahia) an die Küste verschleppt und verkauft.

Im 17. Jahrhundert überfielen Sklavenjäger aus São Paulo, Mamelu-cos genannt, die von den Jesuiten gegründeten Reduktionen (Indianer-

Siedlungen unter Missionsleitung) und verschleppten Tausende von Missionsindianern als Sklaven an die Küste. Sie vernichteten Indianersiedlungen wie Guaira mit 33000 Einwohnern und waren wie der Jesuit Tavares schreibt «von einer unersättlichen Gier nach Sklaven» beherrscht. Die Jesuiten beklagten sich beim König, in einer Denkschrift behaupten sie sogar, die Sklavenjäger hätten 300000 Indianer in die Sklaverei verschleppt. Das Ergebnis dieser Intervention war das gesetzliche Verbot des illegitimen Sklavenraubs im Jahr 1639. Dieses Gesetz ist nie praktisch wirksam geworden.

Eine interessante, allerdings von Anfang an umstrittene Rolle spielten die Jesuiten. Sie waren am Ende des 16. Jahrhunderts nach Paraguay gekommen, als die Menschenjagden ihren Höhepunkt erreichten, und waren zunächst wohl Beschützer der Indianer. Ihre Erfolge werden verständlich, wenn man sich klarmacht, daß sich ihr Verhalten von dem anderer Europäer abhob.

Die Jesuiten ließen sich unter den in den Wäldern lebenden oder dorthin geflohenen Indianern nieder und lernten ihre Sprache. Sie missionierten und vergrößerten geduldig die Anzahl ihrer Anhänger, die sie schließlich auch mit Waffen ausrüsteten. Sie unterstellten ihre Gründung direkt der spanischen Krone. Den Spaniern war es untersagt, die Mission zu betreten, und die Indianer lernten kein spanisch. Die Jesuiten sagten, ihr Gemeinwesen werden nach den Grundsätzen des Evangeliums geregelt, und ihre Schützlinge sollten vor der Gemeinheit der Welt wie vor einer ansteckenden Krankheit geschützt werden. Die Siedler warfen ihnen vor, sie würden jeden Verkehr unterbinden, um die Indianer um so excessiver ausbeuten zu können.

Für die Leitung waren nur wenige Jesuiten nötig. In jedem Dorf wohnten zwei Geistliche. Sie lebten abgesondert und verkehrten ausnahmslos mit Männern. Sie gingen nicht zu den Indianern, sondern ließen sie kommen oder bringen, wenn sie etwa krank waren. Sonntags und an den anderen Feiertagen traten sie in der Kirche den Eingeborenen mit allem Prunk gegenüber, so daß sie diesen als außerordentliche Wesen erscheinen mußten. Die Kirchen waren sehr groß und schön und hoben sich ab von dem armseligen Leben. Die Indianer waren schlecht gekleidet und gingen barfuß, obwohl in der Siedlung Schuhe hergestellt wurden. Es gab kein Hospital, und die Häuser waren äußerst einfach.

Die Indianer durften ihre Behörde wählen, aber sie stand völlig unter dem Einfluß der Patres. Die Siedlungen waren von Mauern und Zäunen umgeben, weniger, um die Indianer vor Angreifern zu schützen als sie an der Flucht zu hindern. Nachts mußten die Eingeborenen in ihren Häusern bleiben. Patrouillen streiften durch die Straßen, um das Gebot durchzusetzen.

Es gab keine Gesetze, es galt, was die Patres sagten. Straffällige wurden zu Gebeten, Fasten, Gefängnis oder Auspeitschen verurteilt. Die Geistlichen wurden von einer Polizei unterstützt, die aus besonders getreuen Eingeborenen bestand. Die Bestrafungen sollten möglichst öffentlich durchgeführt werden.

Die Missionare übten eine moralische Herrschaft über die Indianer aus, und die Religion war ein Werkzeug dieser Herrschaft. Wenn sie nicht bei der Arbeit waren, sollten die Eingeborenen beten. Die Kirchen waren nie leer.

Die Indianer wurden wie Kinder behandelt, aber wie Kinder, die nicht erwachsen werden sollten, also in bleibender Unmündigkeit und geistiger Hörigkeit gehalten. Die Patres waren wie Lehrer, die den Eifer ihrer Schüler durch kleine Belohnungen anstachelten. Indianer, die sich ausgezeichnet hatten, durften beim Gottesdienst mitsingen oder auf den vordersten Plätzen sitzen. Sie erhielten Abzeichen oder prächtige Gewänder, die sie nach der Feier allerdings zurückgeben mußten. Von Zeit zu Zeit gab es Feste, auf denen die Indianer tanzen durften.

Sogar die Zeugung war geregelt. Der Geschlechtsverkehr durfte nur nachts auf ein Glockenzeichen hin stattfinden. Die Indianer durften sich erst, wenn sie ein Kind hatten, die Haare lang wachsen lassen, was offenbar als Auszeichnung galt.

Es gelang den Jesuiten vornehmlich durch Überredung und geistige Herrschaft, die Eingeborenen zur verhafteten Arbeit zu bringen. Sie wurden in großer Armut gehalten. Zunächst gab man ihnen das für das Leben Notwendige. Später mußten sie sich selbst versorgen. Sie erhielten Parzellen, die sie zwei Tage in der Woche bewirtschaften durften. An den anderen Tagen mußten sie das übrige Land bestellen, das Eigentum Gottes, dessen Ertrag den Jesuiten gehörte. Diese wurden zu einer starken Konkurrenz in Handwerk und Handel für die europäischen Siedler, und man warf ihnen vor, die Indianer nicht zu schützen, sondern als Sklaven zu halten, die sie nicht einmal zu kaufen brauchten. Schließlich stand auch die spanische Regierung den Missionaren skeptisch gegenüber, was die Auflösung der Jesuitengründung beschleunigte. Sie hatte auf ihrem Höhepunkt 150000 Einwohner und bestand von 1610 bis 1778, also über anderthalb Jahrhunderte hinweg.

Inzwischen war die Indianersklaverei schon weitgehend durch die Versklavung von Negern abgelöst worden, deren Wert als Arbeitskräfte die Portugiesen sehr früh erkannt hatten. Sie handelten also nur folgerichtig, als sie begannen, Negersklaven in ihr neues Weltreich einzuführen.

Die Einfuhr begründeten sie wie anderswo mit der Widerstandslosigkeit und Unbeständigkeit der Indianer. In Wahrheit gab es von ihnen nicht mehr viele.

Die erste Ladung von Negern aus Guinea erreichte Bahia 1538. Mit der Einführung von Zucker erhöhte sich auch die Einfuhr von Afrikanern. Genaue Zahlen für die importierten Sklaven liegen nicht vor, auch nicht für die Zeit nach der Unabhängigkeit. 1798 kamen auf eine Gesamtbevölkerung von 3250000 Menschen 1582000 Negersklaven, 1818 auf 3817000 1930000 und 1847 auf 7360000 3120000. Die Arbeitskraft bestand hauptsächlich aus Sklaven.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in den Vereinigten Staaten und Brasilien etwa gleichviel Sklaven. Obgleich die Einfuhr nach Brasilien dreimal so hoch lag wie nach den USA, gab es dort zu Beginn des Sezessionskrieges 4 Millionen Sklaven, während es in Brasilien nur noch 1,5 Millionen waren. In den USA gab es eine große natürliche und auch gezielte Vermehrung. Außerdem lag in Brasilien die Sterblichkeitsrate weit über der Geburtsrate. Die Lebensbedingungen, besonders auf den Zuckerplantagen, müssen also außerordentlich schlecht gewesen sein.

Hauptorte des Sklavenhandels waren Rio und São Paulo, Bahia (Salvador) und Pernambuco (Recife). Nach Rio sollen 1828 mehr als 47000, 1829 mehr als 57000 und 1830 über 32000 Sklaven eingeführt worden sein.

1830 verbot der brasilianische Kaiser die Sklaveneinfuhr, sie wurde jedoch illegal fortgesetzt. Der britische Konsul stellte im Jahre 1838 fest, daß in Rio de Janeiro 84 Schiffe mit annähernd 37000 Sklaven landeten. Im selben Jahr enthielt der Parlamentsbericht über den portugiesischen Sklavenhandel folgende Angaben:

Portugies. Brigg «Adamastor» von Quelimane mit 800 Sklaven,  
davon tot 304,

Portugies. Brigg «Leao» von Quelimane mit 855 Sklaven, davon  
tot 183,

Portugies. Brigg «Don Manuel» von Angola mit 630 Sklaven,  
davon tot 78.

Als Beispiele schlecht verlaufener Reisen können gelten:

«Cinta» von Ostafrika nach Rio de Janeiro mit 970 Sklaven,  
davon tot 214,

«Brillante» von Ostafrika nach Rio de Janeiro mit 621 Sklaven,  
davon tot 202,

«Commodore» von Ostafrika nach Rio de Janeiro mit 685 Sklaven,  
davon tot 295,

«Esplorador» von Ostafrika nach Habana mit 560 Sklaven,  
davon tot 361.

Schmidt, S. 135

Gewöhnlich dauerte die Überfahrt nicht lange. Die Winde wechselten kaum, und die Witterung war meist günstig. Es gab ein Gesetz, das die Anzahl von Sklaven für jede Art von Schiff vorschrieb, aber man kann sicher sein, daß es kaum befolgt wurde. Die Schiffe waren oft klein und schlecht gebaut und wurden mit Sklaven vollgestopft.

Der Kapitän Stedman beschreibt am Ende des 18. Jahrhunderts die Ankunft von Sklaven im neuen Erdteil (Niederländisch-Guyana) auf folgende Weise:

Bey einem folgenden Ausritt sah ich eine Szene anderer Art, die meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, - eine Heerde neuangekommener Neger, Männer und Weiber, mit einigen wenigen Kindern. Eben waren sie mit einem Guinea-Schiff gelandet. Dieser ganze Haufe war eine Sammlung kaum lebender Automaten, eine wahre Auferstehung von Haut und Knochen: nur eben schienen sie das Grab verlassen zu haben oder dem Lazarath entlaufen zu seyn, und ich kann sie mit nichts treffender vergleichen, als mit Skeletten, die mit Leder überzogen sind und sich bewegen.

Vor diesen Unglücklichen, deren überhaupt sechzig zu seyn schienen, gieng ein Matrose her: ein andrer folgte dem Haufen mit einem Bambusrohr. Jener leitete sie, wie ein Schäfer seine Heerde: dieser hielt, wie dessen Hund, sie zusammen und verhütete, daß keiner zurückbliebe oder sich von dem Haufen verirrte. Doch muß ich zu gleicher Zeit gestehen, daß ich nichts von allen den schrecklichen und traurigen Gesichtszügen, welche die Pamphlets und Zeitungen diesen Neuankommenden beylege, nicht einmal einen niedergeschlagenen Blick wahrnahm, und der Bambusstab wurde von dem Matrosen, der diesem Haufen trieb, nur mit der größten Mäßigkeit angewendet.

Stedman war auch bei einer Auktion anwesend:

Ehe der Handel ganz geschlossen wird, müssen die ausgebotenen Negern einer nach dem andern auf eine Tonne oder einen Tisch steigen, wo sie von einem Wundarzt untersucht werden, der sie, um ihren Gesundheitszustand zu prüfen, mit Armen und Füßen alle Stellungen versuchen läßt, die man dem Harlikin auf der Bühne machen sieht. Hierauf werden sie von dem Käufer wirklich erhandelt oder verworfen, je nachdem er sie seinem Zweck entsprechend findet oder nicht! Die Kaufsumme wird sofort entrichtet, und dem Neger auf der Brust oder auf der Schulter die Anfangsbuchstaben des Nahmens seines Herrn mit einem silbernen Stempel eingebrannt.

Diese Brandzeichen, die ohngefähr die Größe eines Six Pence haben, verursachen nicht so viele Schmerzen, als man glauben möchte, und die Blasen, wenn man sie mit ein wenig frischer Butter bestreicht, heilen in Zeit von zwey oder drey Tagen vollkommen.

Man muß sich klarmachen, daß die neuangekommenen Neger die Sprache nicht verstanden. Das war aber nötig, um Befehle entgegenzunehmen. Über die Weise, wie die Sklaven eingewöhnt wurden, schreibt Stedman:

Sobald dieses vorüber und dem neuerkauften Sklaven ein Nahme beygelegt ist, übergibt man ihn einem alten Sklaven desselben Geschlechts und schickt ihn nach der Pflanzung, wo er von seinem Hofmeister reinlich gehalten, unterrichtet und gut genährt wird; dieses dauert sechs Wochen lang, ohne daß er in dieser Zeit arbeitet. Während dieser Periode werden die Negern aus lebenden Gerippen, dick und fett, erhalten eine schöne reine Haut, bis diese von der unmenschlichen Peitsche eines schurkischen Eigenthümers oder noch mehr seines barbarischen Aufsehers wieder entstellt wird.

Stedman, S. 166f, 172f

Stedman machte seine Beobachtungen in Niederländisch-Guyana. Weiter im Süden, in Recife, einem der Zentren des Sklavenhandels, schrieb ein Gesetz vor, daß die Sklaven sofort nach ihrer Ankunft aus der Stadt gebracht werden sollten, damit ansteckende Krankheiten wie Pocken, die sie vielleicht mitschleppten, nicht ausgebreitet würden. Offenbar wurde das Gesetz gar nicht oder nur schlecht befolgt. Nach wenigen Tagen wurden sie wieder in die Stadt zurückgebracht und zum Kauf angeboten.

Einige Straßen in Recife sind bei Tage an den Seiten mit diesen unglücklichen Creaturen bedeckt, die auf dem Seitenwege für die Fußgänger gemischt durcheinander sitzen oder liegen, so daß die Zahl zuweilen sich auf zwei bis dreihundert beläuft. Die männlichen erhalten zur Körperbedeckung ein Stück blaues Tuch um den Unterleib, die weiblichen ein größeres, das die Stelle eines Unterrocks vertritt, und zuweilen noch eins zu Bedeckung auch des obern Theils. Der Gestank, den dieses Gedräng solcher Wesen verbreitet, ist dem nicht daran Gewöhnten fast unerträglich, und der Anblick, Gott! ist scheuslicher als irgend Etwas. Diese Wesen scheinen jedoch dabei nicht viel mehr zu fühlen, als daß ihre Lage unergötlich ist. Ihre Kost besteht aus Salzfleisch, Maniokmehl, Bohnen, und zuweilen Pisangs. Die für jeden Tag nöthigen Victualien werden

mittten auf der Straße in einem ungeheuren Kessel gekocht. Bei Nacht werden diese Neger in ein oder mehrere Waarenhäuser getrieben, und eingesperrt. Mit Tagesanbruch aber wird die Thür wieder geöffnet.

Der sehnliche Wunsch dieser Creaturen, aus einem solchen Zustande errettet zu werden, verräth sich deutlich, sobald ein Käufer erscheint: sie stehen dann gleich auf, und lassen sich sehr gerne in die Reihen hinstellen, um besichtigt und wie Vieh betastet zu werden. Sobald sie gewählt sind, malt sich die Freude in ihren Gesichtern. Doch ist dieß der Fall meist nur bei den Jüngern. Die alten zeigen außerordentlich viel Gleichgültigkeit.

Die mit einander in Einem Schiffe Angekommenen, nennen sich malungos, und dieß bildet eine Art von Verwandtschaft unter ihnen, sie behalten von dieser Zeit an eine große Zuneigung zu einander.

Koster, S. 5801

Sklaven konnten sich glücklich schätzen, wenn sie in die Stadt verkauft wurden. Sie wurden dort in der Regel besser behandelt und die Chance war größer, sich eines Tages freikaufen zu können.

Die Hausdiener in den großen Städten waren sauber gekleidet, gingen jedoch barfuß. Das war ein allgemeines Kennzeichen des Sklavenstandes. An den Fähren gab es sogar zweierlei Preise, einen höheren für Schuhträger und einen niedrigeren für Barfüßige.

Ein Augenzeuge in Rio in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts sagt von den Sklaven, die im Freien arbeiteten, daß sie alles andere als appetitlich seien. Ihre Kleidung sei so schmutzig, daß es jeder Beschreibung spotte. Sie waren in der Hauptsache Lastträger, wandernde Karren, Ersatz für Zug- und Lasttiere.

Sie bummeln zu Hunderten in den Straßen herum mit großen, runden Weidenkörben und sind bereit, jedes Gepäckstück zu tragen, das man befördert haben will. Diese Hilfe ist so billig und so schnell, daß ein weißer Diener kaum daran denkt, ein Gepäckstück nach Hause zu tragen und sei es auch noch so klein, und er wäre ganz beleidigt, wenn man ihm einen *preto de ganho* [schwarzen Lastenträger] verweigerte, der ihm eine Rolle Kattun oder eine Wassermelone abnimmt. Die Schwarzen werden von ihren Herren ausgeschickt, und man erwartet von ihnen, daß sie eine bestimmte Summe täglich heimbringen. Es ist ihnen erlaubt, von einem Teil ihres Gewinns ihre eigene Nahrung zu kaufen, und in der Nacht auf einer Matte oder Stück Pappe in der Umgebung des Hauses zu schlafen. Man sieht häufig furchterliche Fälle von Elefantiasis und

von anderen Krankheiten, die zweifellos durch die geringe Sorge, die man ihnen zukommen ließ, verursacht oder verschlimmert worden sind.

Kidder, Fletcher, nach Hanke (Hg.), S. 183

Nichts in der großen Stadt wurde ohne die Lastträger bewegt. Sie trugen Lasten zu den Schiffen im Hafen und brachten von dort andere in die Stadt. Sie waren unentbehrlich für Export und Import. Sie trugen das Wasser zum Kochen, Waschen und Baden von den Straßenbrunnen in die Häuser. Ein Engländer, der in der Stadt wohnte, sah täglich drei- oder viermal einen Sklaven zum Wasserholen an seinem Haus vorbeigehen, den sein Herr zwang, «in einem eisernen Kragen zu gehen mit einem aufrecht stehenden Zinken an einem Ohr und einem kürzeren unter dem anderen.» Viele Neger hatten sich an den schweren Lasten krumm und bucklig getragen. Sie waren kaum imstande zu gehen, ohne sich auf einen Stock zu stützen.

Die ansehnlicheren und gewiefteren Sklaven arbeiteten als Hausierer.

«Gemüse, Blumen, eßbare Wurzeln, Geflügel, Eier und jedes ländliche Erzeugnis; Kuchen, Pasteten, Süßwaren, schwere Schinken usw. ziehn täglich immerfort am Fenster vorüber. Du brauchst eine Bratpfanne und horch! das Signal eines zu Fuß vorüberziehenden Kupferschmieds ist zu hören, seine Glocke ist ein Kochtopf und der Klöppel ein Hammer. Du willst dein Tischbesteck mit einem neuen Satz Messer, mit neuen Silberartikeln ergänzen. Nun, du brauchst nicht lange darauf zu warten. Wenn Messer, Glaswaren, Porzellan und Silber noch nicht an der Tür vorübergekommen sind, so werden sie kommen. Genauso wie jeder Artikel für die weibliche Bekleidung, angefangen von einem Seidenkleid oder Umhängetuch bis zum Taschentuch . . . »

Andere Sklaven waren Bootsleute, denen ihre Herren Boote oder Kanus geliehen hatten, damit sie Lasten oder Passagiere befördern konnten. Dafür mußten sie ihren Eigentümern eine bestimmte Summe zahlen. Ein großer Teil der Handwerksarbeiten wurden von Sklaven ausgeführt.

Ich habe nun Sklaven gesehen, die als Zimmerleute, Maurer, Pflasterer, Drucker, Zeichner, Ornamentmaler, Wagenmacher und Kunstuhrmacher arbeiteten, als Hersteller von militärischem Prunk, als Lampenmacher, Juweliere und Lithographen. Ebenso ist es eine Tatsache, daß Steinskulpturen und Heiligenfiguren aus Holz oft in bewundernswerter Weise von Sklaven und freien Schwarzen ausge-

führt werden. Jede Art von Handwerk wird von schwarzen Gesellen und Jungen betrieben.

Ewbank, S. 92f, 195

Die meisten Arbeiten verrichteten Sklaven, und darunter litt natürlich die Arbeitshaltung der Freien. Ein geflügeltes Wort lautete: «Laß die Neger arbeiten und laß ungetan, was sie nicht tun können.» Hunderte von Familien in Rio hatten einen oder zwei Sklaven, von deren Verdienst sie allein lebten. Diese Sklaven waren Brüder jener Unfreien in Athen und Rom, die auf eigene Rechnung arbeiteten. Sie wurden von ihren Herren ausgeschickt und mußten eine bestimmte Geldsumme heimbringen. Sie organisierten sich untereinander und wählten einen Chef, der die Verträge abschloß und ihnen die Arbeit zuteilte.

Es gab hochspezialisierte Sklaven, denen ihre Herren eine gute Ausbildung hatten zukommen lassen und die viel Geld einbrachten. Andere Herren scheuteten sich nicht, ausgediente Sklaven zum Betteln auf die Straße zu schicken, da sie anders nicht mehr zu gebrauchen waren.

Das Vermieten von Sklaven war so üblich und einträglich, daß sogar die frommen Karmeliterbrüder, die Sklaven auf ihren Fazendas (Landgüter in Brasilien) aufzogen, sie lieber in der Stadt arbeiten ließen als auf den Feldern.

Sklaven waren auch Prestigeobjekte. Von einem vermögenden Herrn, der als Pensionär in einer Vorstadt von Rio lebte, wird berichtet, daß seine acht oder neun Sklaven ihn um die verdiente Ruhe brachten, da er ständig damit beschäftigt war, sie vor Untätigkeit zu bewahren.

Immer wieder wurde von Beobachtern die Freundlichkeit, Milde und Menschlichkeit hervorgehoben, mit denen die Brasilianer ihre Sklaven behandelten. Das bedeutet natürlich nicht, daß sie nicht bestraft wurden. Ein Augenzeuge sah 1851

«Truppen von Sklaven, aneinander gefesselt durch eiserne Kragen und Ketten, die mit Kaffee- oder Zuckersäcken auf dem Kopf vortrotteten. Jeder dieser Truppen folgte ein schwarzer Soldat, der in einer Hand ein aus der Scheide gezogenes Bajonett hielt und in der anderen eine schwere Peitsche.»

Cardozo, S. 255

Der Dichter Machado de Assis erwähnt «einige der Handwerkszeuge der Sklavensezeit», das Halseisen, das Fußeisen und die Blechmaske:

Diese Maske verschloß den Mund des Sklaven und diente dazu, ihm das Laster des Trinkens abzugewöhnen. Sie hatte nur drei Löcher, zwei zum Sehen, eines zum Atmen und wurde am Hinterkopf durch ein Hängeschloß verriegelt. Mit dem Laster des Trinkens verging dem Sklaven auch die Lust zum Stehlen, da er meistens mit den seinem Herrn entwendeten Kupfermünzen seinen Durst zu stillen pflegte. Auf diese Weise wurden zwei Sünden auf einmal aus der Welt geschafft und gleichzeitig Nüchternheit und Ehrlichkeit durchgesetzt. Die Maske war grotesk, aber nicht immer läßt sich soziale und menschliche Ordnung ohne groteske, bisweilen auch grausame Begleiterscheinungen erzwingen. Diese Masken hingen vor den Klempnerläden zum Verkauf aus. Aber lassen wir jetzt die Masken beiseite.

Das Halseisen war für entlaufene Sklaven bestimmt. Man stelle sich ein dickes Hundehalsband vor, ausgestattet mit einem gleichfalls dicken, senkrechten Eisenstab auf der linken oder rechten Seite des Kopfes, und im Nacken verschließbar. Trotz seines ziemlich großen Gewichts war es jedoch weniger eine Strafe als ein Erkennungszeichen. Der mit diesem Halseisen angetroffene Sklave konnte leicht als rückfälliger Flüchtling entlarvt und ebenso leicht festgenommen werden.

de Assis, S. 132

Außerdem gab es noch hölzerne Klötze, in denen die Füße und Beine der Sklaven eingeschlossen wurden, und schwere Gewichte, die ihnen am Fuß oder Hals befestigt wurden, um sie für das Fortlaufen zu bestrafen oder sie daran zu hindern. Die Milde und Menschlichkeit der Herren wird oft darin bestanden haben, daß sie diese Strafen selten oder gar nicht verhängten.

Auch das Fehlen von Rassenvorurteilen wird häufig hervorgehoben. Es gab einen wesentlichen Unterschied zwischen Freien und Sklaven, der aber offenbar nicht mit dem Unterschied von Weiß und Schwarz identisch war, obwohl die Sklaven Schwarze waren.

In den Städten lebten Schwarze, die reich waren und selbst Sklaven besaßen sowie Mischlinge in angesehenen Berufen und Positionen. Es gab keine Absonderung in den Restaurants, keine Trennung in Schule, Oper und den öffentlichen Verkehrsmitteln. Die Situation in Brasilien stand offenbar in scharfem Kontrast zu der in den Vereinigten Staaten, so daß Colton, ein Geistlicher aus den USA, der in Brasilien weilte, 1846 schrieb:

Es sind wir Amerikaner, die Humanität, Freiheit und Gleichheit predigen, und die wir dann die verletzten Nasen hochwenden,

wenn ein Afrikaner auf einem Dampfer am selben Tisch mit uns Platz nimmt. Selbst in unseren Kirchen ist er gezwungen, sich nach einem finsternen Schlupfwinkel umzusehen. - Das Elend ist, daß die, die die Gleichheit am lautesten predigen, in der Regel die letzten sind, die sie praktizieren.

Cardozo, S. 257

Dieses einigermaßen helle Bild von Brasilien verdunkelt sich, wenn wir uns nun dem Leben auf den Plantagen zuwenden. Von ihm sagte Ewbank:

Ich möchte tausendmal lieber ein Schaf, ein Schwein oder ein Ochse sein, für eine Saison Freiheit, Essen und Ruhe haben und dann auf den Kopf geschlagen werden, als ein Knecht auf manchen Plantagen.

Ewbank, S. 4391

Im Norden des Landes gab es vorwiegend Zuckerrohr, weiter südlich Kaffeeanbau. Die normale Kaffeplantage hatte 80 bis 100 Sklaven. Sie arbeiteten so lange und so hart, daß sie es gewöhnlich nur sieben bis zehn Jahre aushielten und dann starben. Der Arbeitstag begann lange vor Sonnenaufgang und reichte bis tief in die Nacht.

Die Ehepaare schliefen in winzigen Schlafkojen, die Unverheirateten in großen Schlafsälen. Sie lagen auf Brettern, die mit gewebten Matten überzogen waren. Nach fünf bis acht Stunden Schlaf wurden sie durch eine Glocke, eine Trompete oder eine Trommel aufgeweckt. In einem Spottlied heißt es:

«Dieser Teufel von einem Bembo spottet über mich  
keine Zeit, mein Hemd zu knöpfen, dieser Teufel von einem  
Bembo.»

Die Sklaven wuschen sich schnell an Wassertonnen in der Nähe der Quartiere und versammelten sich auf dem Vorplatz. Sie kauerten sich hin oder stellten sich in Reih und Glied auf. Auf der Terrasse des Haupthauses erschien der Herr, und ein ehemaliger Sklave rief: «Ein Sklave rezitiere das Gebet, das von den anderen zu wiederholen ist.» Einer sagte nun: «Gelobt sei unser Herr Jesus Christ», und die anderen antworteten: «Unser Herr Jesus Christ.» Darauf sagte der Herr auf der Veranda: «Möge er immer gelobt sein.»

Nun rief der Aufseher die Sklaven auf. Die Fehlenden wurden aus den Quartieren geholt. Dann wurden die Tagesbefehle ausgegeben und den einzelnen Trupps die Arbeit zugewiesen. Nachdem die Sklaven Kaf-

fee getrunken und Kornbrot gegessen hatten, machten sie sich auf den Weg zur Arbeit. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Sie trugen Hacken zum Jäten über den Schultern. Das war eine Arbeit, die das ganze Jahr über getan werden mußte. Mütter trugen Säuglinge in kleinen, gewebten Körben auf dem Rücken oder in Tüchern über den Hüften. Kleine Kinder hielten sich in ihrer Nähe auf, größere in weiterer Entfernung. Wenn die Felder weit von den Quartieren entfernt waren, wurde das Essen in großen Eisenkesseln mitgenommen. Sie wurden auf einen Ochsenkarren geladen oder hingen an langen Stöcken, die von Sklaven getragen wurden. Der Aufseher überwachte den Zug.

Die Kaffeepflanzungen zogen sich oft steil an den Hügeln empor. Die Arbeiter gliederten sich zu Gruppen nach Alter und Geschlecht. Jedem wurde eine Reihe zum Jäten zugewiesen. Außen wurden die besten Arbeiter aufgestellt, sie waren die Schrittmacher, denen die anderen folgen mußten. So erklimmten sie langsam den Hügel. Wenn es heiß wurde, zogen sich die Männer die Hemden aus. Um sich von der Arbeit abzulenken, sangen sie Lieder, die von anderen Sklaventrupps, die in Hörweite arbeiteten, erwidert wurden, so daß ein Wechselgesang entstand. Die kleineren Kinder blieben bei den Köchen und ihren Gehilfen zurück.

Am Ende des Tages sanken die Sklaven todmüde auf ihre Lager, doch kam es vor, wenn etwa ein Sturm aufzog, daß sie noch einmal aufgeweckt wurden, um den Kaffee, der zum Trocknen auslag, aufzuhäufen und zuzudecken.

So vergingen die Tage, die Sklaven wünschten sich den Sonntag herbei und verwünschten damit die anderen Tage ihres Lebens.

Am Samstagabend wurde die strenge Überwachung gelockert. Die Sklaven, Männer, Frauen und Kinder versammelten sich an einem Feuer und sangen und tanzten zu zwei oder drei Trommeln bis in den Sonntag hinein. Allerdings brachte auch der Sonntag Arbeit, doch war es leichtere: Feuerholz schlagen, Wege und Dämme reparieren. Am Sonntag wurden auch die Kleider für die nächste Arbeitswoche gerichtet und Tabak verteilt. Über den Rest des Tages durften die Sklaven verfügen. Viele gingen jetzt zu den kleinen Landflecken in der Nähe der Quartiere, die ihnen der Herr gegeben hatte. Sie pflanzten dort Kaffee, Korn und Bohnen an. Sie erzeugten ergänzende Nahrungsmittel, was der Pflanzer oft versäumte, da er sich ganz auf Monokultur spezialisiert hatte. Er bestand oft darauf, daß ihm die Sklaven ihre Produkte anboten, und für das geringe Geld, das sie dafür erhielten, konnten sie sich Produkte kaufen, die es auf der Farm nicht gab. So entstanden im Schöße der Sklavenwirtschaft die ersten Anfänge von Lohnarbeit.

Während der Nacht wurden die Sklaven in ihren Quartieren einge-

sperrt, um sie am Ausgang oder der Flucht zu hindern. Wachmannschaften zogen durch die Plantage und griffen Personen auf, die ohne Erlaubnis angetroffen wurden.

Es gab Pflanzer, die die lockeren Verbindungen von Sklavenmännern und Frauen duldeten. Sie ließen sie zwei oder drei Stunden zusammen. Kinder, die daraus hervorgingen, hatten nur einen Elternteil, die Mutter.

Das Kind einer Sklavine und eines Sklaven, der einem anderen Herrn gehörte, wurde Eigentum des Besitzers der Sklavine.

Ein ehemaliger Pflanzer erklärte das so: «Wenn der Bulle eines anderen Mannes meine Kuh besamt, gehört mir das Kalb.»

In einer Anweisung zur richtigen Sklavenhaltung heißt es:

Die vorübergehenden Verbindungen müssen vollkommen geheim bleiben - der Besitzer einer Plantage braucht keine Priester und Nonnen, sondern eine Rasse von robusten, gehorsamen und lenkbaren Arbeitern; und er sollte deshalb seine Augen gegenüber allem schließen, was nicht den Anstand oder die Disziplin stört. Bei der Arbeit und in den Quartieren sollten die beiden Geschlechter getrennt sein; es muß die Schwierigkeit, aber nicht die Unmöglichkeit ihrer Treffen geben; und so, wie die Spartaner nicht den Diebstahl, sondern seine Entdeckung bestrafen, so müssen die Pflanzer nicht die Handlung, sondern den daraus entstehenden Skandal bestrafen.

Stein, S. 155

Die Behandlung der Sklaven auf den Fazendas war immer äußerst schlecht gewesen. Während in den Vereinigten Staaten bestimmte Regionen sich auf die Zucht von Sklaven spezialisierten, handelten die Portugiesen so, als sei die Sklaverei eine Sache für eine Generation. Die Greuel der brasilianischen Sklaverei während der Kolonialzeit gehen auch aus königlichen Verfügungen gegen die Sklavenhalter hervor. Darin werden diesen folgende Untaten vorgeworfen:

Ungenügende Nahrung und Bekleidung für Sklavinnen und Sklaven, grausame Züchtigungen, jahrelanges Anketten, Tröpfeln von siedendem Lack in offene Wunden, Brennen mit glühendem Eisen auf Gesicht und Brust, Verstümmeln von Gliedern, Aufhängen der Opfer an Bäumen ohne Bekleidung und nackt, um sie den Stichen von Insekten auszusetzen.

Da diese Verfügungen mit den angedrohten Strafen gegen die Sklavenhalter in Abständen weniger Jahre wiederholt werden mußten, 1688, 1700, 1710, kann man annehmen, daß sie ohne große Wirkung geblieben sind.

Man muß sich einmal vorstellen, wie auf Plantagen, die weit voneinander entfernt lagen, der Herr mit seiner Familie und den Aufsehern allein inmitten von vielen Sklaven lebte. Sie fürchteten sich und betrachteten ihre Sklaven als Feinde, die man nur mit Gewalt zum Gehorsam zwingen könne. Sie selbst mußten deshalb von den Sklaven mehr gefürchtet werden als sie sich selbst fürchteten. Von einem Plantagenbesitzer wurde erwartet, daß er die nötige Festigkeit habe. Einmal klagte ein Eigentümer den Aufseher der Nachbarfarm an, einen seiner Sklaven mißhandelt zu haben. Er fand bei seinen Standesgenossen kein Gehör, denn sie waren der Ansicht, daß es ihm an Härte fehle, wie auch der Zustand seiner Niederlassung beweise.

Das leichteste Druckmittel war die Drohung, den Sklaven auf dem Sklavenmarkt zu verkaufen. Die Peitsche war immer gegenwärtig als Ausdruck der Ordnung und Autorität. Sie war gewöhnlich fünfschwänzig und an den Enden mit Metallspitzen versehen und wurde viel gebraucht. Der Herr strafte nicht selbst, sondern benutzte den Aufseher als Handlanger. Auf manchen Plantagen wurde auch diesem die Arbeit abgenommen. Man band die Peitsche an ein Wasserrad und den Sklaven auf eine Bank oder einen Arbeitstisch, der so stand, daß er bei jeder Umdrehung geschlagen wurde. Das Wasserrad drehte sich unermüdlich, wogegen der Arm des Aufsehers schon längst erlahmt wäre. Das war eine der wenigen Ausnahmen, wo auf der Plantage die Naturkraft ausgenutzt wurde, um einem Menschen die Arbeit zu erleichtern.

Die Aufseher rieben in die offenen Wunden Pfeffer, Salz und Essig. Wahrscheinlich benutzten sie die Mischung als Ätzmittel, aber die Sklaven glaubten, sie wollten ihre Wunden verschlimmern.

Die Bestrafung sollte möglichst in aller Öffentlichkeit stattfinden. In der schon erwähnten Anweisung zur richtigen Behandlung der Sklaven (siehe Seite 196) heißt es:

Wachsamkeit ohne Strafe ist eine Illusion. Die Bestrafung soll mäßig und dem Ausmaß des Vergehens und der Führung des Delinquents angemessen sein, dann soll sie bei vollem Mitانsehen der Sklaven ausgeführt werden, die ihr mit großer Feierlichkeit bewohnen, so daß die Bestrafung eines Sklaven die anderen lehrt und einschüchtert . . .

Manchmal verlor der Exekutor die Mäßigung. Ein Exsklave berichtet von der Bestrafung eines Sklaven, die zur Exekution wurde. Auf Befehl des Herrn wurde der Sklave gefesselt und von den Treibern ausgepeitscht. Das Sklavenvolk stand Spalier, während sich die Freien etwas im Hintergrund aufhielten und von dort zusahen. Der Sklave starb in der Nacht, er wurde in einen Weidenkorbs geschmissen, auf den Sklaven-

friedhof der Plantage gebracht und in ein hastig aufgeschauftes Grab geworfen. Ein Sklave konnte sich nicht bei der Polizei beschweren, berichtet dieser Augenzeuge, höchstens die anderen Pflanzer konnten es.

Bei dem exzessiven Gebrauch der Peitsche kam es häufig vor, daß ein Sklave totgeschlagen wurde. Die herbeigerufenen Ärzte, die den Pflanzern freundschaftlich oder familiär verbunden waren, konstatierten als Todesursache in der Regel Blutstauung, Schlaganfall oder Tod durch Schlag, womit sie nicht einmal logen.

Lange, qualvolle Stunden verbrachten Sklaven im Tronco, einem schweren Eisenblock. Armgelenke oder Fußknöchel wurden dem Opfer eingeschlossen, manchmal auch beides. Dann konnte es nur gekrümmt sitzen oder auf der Seite liegen.

Geflohene und wieder eingefangene Sklaven wurden mit einem «F», *fugao* (flüchtiger Sklave), gebrandmarkt und häufig wurden ihnen die Ohren aufgeschlitzt.

Trotz dieser furchtbaren Strafen gab es Sklaven, die sich nicht beugen ließen. So schrieb ein Pflanzer seinem Agenten in Rio:

Ich ermächtige Sie, meinen Sklaven Ambrosio zum höchsten Preis, den sie für ihn bekommen können, zu verkaufen. Er ist ein erstklassiger Zimmermann mit einer eisernen Gesundheit. Sie müssen sagen, daß ich ihn nur verkaufe, weil er sich weigert, für mich zu arbeiten.

Stein, S. 136,137

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Einfuhr von Sklaven aus Afrika verboten wurde, besserte sich deren Lage in Brasilien, da ihre Herren sie nicht mehr ohne weiteres ersetzen konnten.

Allmählich wurde jetzt auch die Abschaffungsbewegung stärker. Die Verfassung von 1825 garantierte die Grundrechte und vor dem Gesetz waren alle gleichgestellt. Die Ablösung von Portugal war im Namen der Freiheit geschehen, aber man fuhr fort, einen großen Teil der eigenen Bevölkerung im Namen des Eigentumrechts zu versklaven.

Eine Minderheit von Pflanzern war für die Abschaffung des Sklavenystems, aber die Mehrheit wehrte sich erbittert dagegen bis zur Grenze des bewaffneten Widerstandes. Größere Unterstützung fand die Bewegung in den Städten. Zwar waren Landaristokratie und Bourgeoisie noch eng miteinander verflochten, aber Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer, Regierungsbeamte, oft Söhne von Farmern, waren nicht mehr direkt von der Sklavenarbeit abhängig und also auch nicht so sehr daran interessiert.

In Brasilien fanden große wirtschaftliche Veränderungen statt und die Menschen, die bei der Eisenbahn, in Wirtschaftsunternehmen und Ver-

Sicherungsgesellschaften arbeiteten, lehnten häufig auch die Sklaverei ab.

Die Sklaven selbst spielten eine wichtige Rolle in der Abschaffungsbe wegung und wurden schließlich deren entscheidender Faktor. Sie ver weigerten immer häufiger den Gehorsam oder flüchteten und fanden da bei Helfer in der freien Bevölkerung. Revolten und Anschläge der Skla ven mehrten sich.

Als auch für die Befürworter des Sklavensystem feststand, daß sich seine Abschaffung nicht verhindern ließe, versuchten sie, sie wenigstens so lange wie möglich hinauszuzögern. Sie beriefen sich auf das Recht auf Eigentum und warfen den Gegnern vor, Kommunisten zu sein, die die öffentliche Sicherheit und den nationalen Wohlstand aufs Spiel setzten. Den Plan, Kindern, die von Sklavenmüttern geboren wurden, die Frei heit zu geben, nannten sie ein Verbrechen, Raub und Diebstahl. Sie zählten die Vorteile des brasilianischen Sklavensystems gegenüber anderen auf. Die Herren seien hier milde und den Sklaven wohlgesinnt. Sie seien eher Väter als Herren. Die Sklaven seien glücklich und zufrieden gewesen, ehe die Abschaffungsbefürworter ihnen mit ihren Parolen die Köpfe verwirrt hätten.

Die Gegner der Sklaverei sagten, daß diese die wirtschaftliche Ent wicklung des Landes, die Mechanisierung der Landwirtschaft und die Einwanderung verhindere. Sie brächte nur einen unechten Wohlstand hervor, teile die Gesellschaft, fördere Verschwendungs sucht und mache die Sklavenhalter zu Parasiten.

Im Parlament nahmen die Gegner der Sklavenwirtschaft zu. Sie ka men vorwiegend aus den nördlichen Provinzen, wo Zucker angebaut wurde, während die Anhänger von den Kaffeepflanzen um Rio de Janeiro und São Paulo stammten.

Die Flucht von Sklaven nahm weiter zu, so daß viele Plantagenbesitzer ihnen lieber die Freiheit gewährten unter der Bedingung, daß sie als Lohnarbeiter bei ihnen blieben.

Nicht Ideologien, sondern wirtschaftliche Interessen gaben schließlich den Ausschlag. 1888 wurde die Sklaverei durch Gesetz abgeschafft. Da mit war auch die soziale Basis des monarchischen Systems erschüttert, und bald darauf wurde die Republik ausgerufen. Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes beschleunigte sich, Einwanderer kamen, aber das Land konnte seine wirtschaftliche Abhängigkeit vom ausländischen Kapital nicht ablegen.

Den ehemaligen Sklaven brachte die Befreiung nur geringe Vorteile. In einzelnen Gebieten, vor allem im Nordosten, war das Land bereits unter den Großgrundbesitzern aufgeteilt, und die Freigewordenen hatten Mühe, überhaupt Arbeit auf den Plantagen zu finden. Sie taten es zu Bedingungen, die ihnen den Lebensstandard gestatteten, den sie als

Sklaven bereits gehabt hatten. Anderswo waren sie den freien Arbeitern, die aus Europa eingewandert waren, unterlegen. Jahrhundertelange Unterdrückung und Sklaverei lassen sich nicht mit einem Mal abstreifen, die seelischen Deformationen bei den Herren und bei den Knechten bleiben noch lange. Arbeit war für den Sklaven immer ein Fluch gewesen, Muße ein unerreichbares Ziel. Als freier Mann wählte er häufig die Muße, und arbeitete gerade soviel, wie er eben brauchte, um leben zu können. Mit der Freiheit hatte man ihm die Fähigkeit zur selbständigen Arbeit geraubt, und sie kam mit der Freiheit nicht einfach zurück. So wurde er bald zum Außenseiter, an dem sich viele Vorurteile über den von Natur aus faulen Neger bestätigen konnten.

## 2. Die Herrenmoral

Die folgenden Aufzeichnungen stammen von dem Freiherrn von Tschudi, einem Schweizer, der im 19. Jahrhundert Peru bereiste:

Meine Ansicht ist die, daß die Neger in ihrer Bildungsfähigkeit weit hinter den Europäern zurückstehen und daß sie als Masse nie, auch bei der sorgfältigsten Erziehung nicht, sich auf eine hohe Stufe der Kultur schwingen können, weil sich der Bau ihres Schädels und die dadurch bedingte Entwicklung des Gehirnes zu sehr den thierischen Formen nähern. Der Nachahmungstrieb der Affen ist bei den Negern in hohem Grade entwickelt; sie erfassen das Mechanische leicht und schnell, der Geist bleibt ihnen fremd. Sinnlichkeit ist der Mittelpunkt, um den sich ihr ganzes Sein, ihr Denken und Handeln dreht; sie sind nur bedingt frei und handeln so, weil sie müssen, nicht bloß, weil sie wollen. Hierin liegt der Grund, aber auch zugleich die Entschuldigung ihres schlechten Charakters. [ . . . ]

Die Lehre von der angeborenen Unterlegenheit der Neger erscheint hier in naturwissenschaftlicher Verkleidung, sie wird durch eine Schädellehre begründet. Der Verfasser glaubt, daß die Afrikaner nur bedingt frei seien, und wir dürfen daraus folgern, daß er die Sklaverei für den ihnen angemessenen Naturzustand hält. Obgleich er zuerst ihren schlechten Charakter entschuldigt, da sie nicht frei seien, führt er gleich danach das Beispiel eines schändlichen Verhaltens an, eine Tierquälerei, für die er die Neger verantwortlich macht.

Alle Morgen wird durch Neger der nahegelegenen Chacras (Landgüter) Pferdefutter, aus Klee (Alfalfa) oder Gras (Maisillo) beste-

hend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60 bis 80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß sie immer im scharfen Trabe oder im Galoppe davonlaufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Überhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd und ihre raffinierte Grausamkeit gegen die Lastthiere kennt keine Gränze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen Esel müde war, einen großen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er todt niederstürzte. Die Mißhandlungen, die diese Unmenschen gegen jene harmlosen Thiere ausüben, gränzen an das Unglaubliche und wären allein schon hinreichend, das ungünstige Licht auf den Charakter der Neger zu werfen, wenn sie nicht schon außerdem so viele schlechte Eigenschaften hätten, die eine mißverständene und falsch angewandte Philanthropie nur zu schnell zu entschuldigen und mit dem «Mantel der Liebe» zu bedecken bereit ist.

von Tschudi, S. 157f

Der Verfasser hält die Grausamkeit der Neger offenbar für angeboren. Sie handeln wie Unmenschen, sind es sogar. Daher kommt er auch nicht auf die Idee, nach einem Grund der Grausamkeit zu fragen. Er kann sich nicht vorstellen, daß sich Haß und Zorn, die sich nicht gegen den Herrn wenden können, auf dem Tier entladen. Statt dessen zeigt er uns, welche Folgen es hat, wenn man diese Menschen oder Unmenschen freiläßt:

Die freien Neger sind in Lima wie in ganz Peru eine wahre Landplage. Zu faul, eine anstrengende Arbeit zu übernehmen und sich dadurch den nöthigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen sie jedes Mittel, sich auf möglichst leichte Weise Geld zu erwerben. Das bequemste für sie ist: an den Straßen aufzulauern und die Reisenden auszuplündern. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen ist ihnen zur andern Natur geworden, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. [...]

Nun könnte man für dieses Verhalten noch Entschuldigungsgründe anführen, Mangel an Erziehung, Erinnerung an die Sklaverei, Rachegefühle:

Ich spreche hier aber auch von den freigeborenen Negern, die, in reiche Häuser aufgenommen, von der frühesten Jugend eine eben

so gute Erziehung als die weißen Creolen genossen haben, mit Wohlthaten überhäuft und auf das Freundlichste behandelt wurden, die sich aber dennoch nicht von denen unterscheiden, die halb verwildert bei ihren eigenen Eltern aufwuchsen. Kann der Neger lesen und schreiben und ist er in den Wissenschaften etwas bewandert, so wird er nur ein desto feinerer Spitzbube, der statt auf den Landstraßen die Reisenden zu berauben, im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben seine Schlechtigkeiten ausübt. [ . . . ]

von Tschudi, S. 156f

Tschudi wohnte auch der Bestrafung von Sklaven bei:

Sehr selten wendet der Herr selbst gegen seinen Neger strenge körperliche Strafen an; hat er solche verdient, so wird er nach der Bäckerei (Panaderia) geschickt, wo er die nöthige Züchtigung erhält. Das Kneten des Teiges und das Backen des Brodes wird bei der großen Hitze als eine der beschwerlichsten Arbeiten angesehen und nur von Sklaven ausgeführt, die unter der strengsten Fuchtel eines unbarmherzigen Majordomo stehen. Da alle irgend eines Vergehens schuldig sind und zur Strafe in die Bäckerei geschickt werden, so wird um so weniger Rücksicht gegen sie genommen und der kleinste Fehler mit harter Strafe gerügt. Es stehen oft 25 bis 30 Neger an einer Mulde und kneten ihren von Gesicht und Brust herabrieselnden Schweiß in das Brod, während die lange Peitsche über die nackten Rücken schwirrt. Härtere Züchtigungen werden vom Majordomo noch besonders verhängt. Je nach dem Vergehen dauert die Strafzeit 24 Stunden bis mehrere Jahre; sehr schlechte, unverbesserliche Neger werden dem Bäcker zu geringem Preise verkauft. Die Furcht vor der Panaderia ist bei den Sclaven so groß, daß sie schon bei der bloßen Drohung zusammenbeben, und soll diese ausgeführt werden, ihren Gebieter auf das Flehendlichste bitten, er möge sie selbst so hart bestrafen, wie er wolle, denn sie wissen wohl, daß sie dann wohlfeileren Kaufes davonkommen.

von Tschudi, S. 152f.

Unser Tierfreund, der sich eben noch über die Leiden des Esels empörte, zeigt keine sichtbare Regung bei den Leiden der Neger, obwohl er sie doch in die Nähe der Tiere gerückt hatte. Sie sind aber keine Tiere, denn sonst hätte er Mitleid. Sie sind für ihn aber auch keine Menschen, sondern Unmenschen, Barbaren, ohne jedes Gefühl der Menschlichkeit, «viehisch sinnlich», eine «Landplage».

Tschudi fragt mit keiner Silbe nach der Art des Vergehens und der Angemessenheit der Strafe, sie scheint immer angemessen zu sein, egal.

wie gering das Vergehen und wie hart die Strafe ist. So wird es zum Vergehen der Neger, Neger zu sein, das an sich schon jede Strafe verdient.

Der gebildete Europäer und Tierfreund wird unter der Hand zum Menschenverächter und Menschenhasser mit dem stummen Wunsch nach Vernichtung.

Er glaubt an die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen von Natur, an seine angeborene Unmenschlichkeit, und sein Rassismus erlaubt es ihm, das böse Erbteil einem Teil der Menschheit aufzuladen und anzulasten. In ihm bekämpft er das Böse, darunter auch die Sinnlichkeit, die er bei sich selbst unterdrückt. Glaube an die angeborene Unmenschlichkeit und Schlechtigkeit führt leicht bei jenen zur Unmenschlichkeit, die daran glauben. Sie werden das, wofür sie die anderen halten.

Die Auffassung von der Minderwertigkeit der Neger war auch in Brasilien weit verbreitet, wahrscheinlich auf dem Land mehr als in den Städten. Die Hauptarbeit vieler Sklavenhalter bestand darin, die Sklaven zur Arbeit anzuhalten. Da diese sich dagegen sträubten, kamen gerade jene, die selbst nicht arbeiteten, zu dem Schluß, daß Neger von Natur aus Feinde jeder ordentlichen und geregelten Arbeit seien.

Der richtige Fazendeiros mußte nicht bloß Kenntnisse in der Landwirtschaft und der Betriebsführung besitzen, sondern auch die richtige Ideologie. Er konnte sich über sie in Zeitschriften und Aufsätzen unterrichten. 1839 wurden die Pflanzer darüber informiert, daß der Neger ein Mann-Kind sei, der auf halbem Wege der Entwicklung stehengeblieben sei und geistig gerade einem 15jährigen Weißen das Wasser reichen könne.

Für den vielgelesenen französischen Einwanderer Taunay bleibt die Negerrasse diejenige, die, bedingt durch

... physische und intellektuelle Unterlegenheit von jedem Physiologen als die unterste der menschlichen Rassen klassifiziert wird, natürlicherweise beschränkt (sobald sie in Kontakt kommt und Verbindungen zu anderen Rassen hat, insbesondere der weißen) auf den allerniedrigsten Rang und auf die allereinfachsten Aufgaben der Gesellschaft. Man sucht vergebens nach Beispielen für Neger, deren Intelligenz und Arbeit Beachtung verdienen.

Stein, S. 133

Die Inferiorität der Neger bestimme sie selbst dazu, im Zustand der Unmündigkeit zu leben, daher sei es unerlässlich, daß man sie im Zustand der Knechtschaft hielte oder wenigstens einem diesem ähnlichen.

Ein anderer Franzose versicherte den brasilianischen Sklavenhaltern, daß der Neger dem Weißen unterlegen sei, da sein Schädel kleiner sei.

Diese Lehren fielen bei den Farmern auf fruchtbaren und wohlvorbe-

reiteten Boden. Sie selbst lehrten ihre Söhne, daß der Neger ein Glied in der aufsteigenden Kette zwischen den rohen Tieren und ihnen selbst sei. Sie betrachteten ihn gleichsam als das lange gesuchte *<missing link>*, die unbekannte Zwischenstufe, und sich selbst als die Krone der Schöpfung.

Man darf sich daher auch nicht zu sehr über die Unmenschlichkeit der Herren und Aufseher wundern. Viele hielten die farbigen Sklaven ja tatsächlich nicht für richtige Menschen, sondern halbwegs für Tiere. Daher konnte man ihnen gegenüber auch nicht Unmenschlichkeiten begehen wie an Menschen.

Wären sie Menschen, so wäre ihre Lage tatsächlich unmenschlich gewesen, da sie aber keine waren, konnten sie die Unmenschlichkeit auch nicht spüren. Sie dämmerten nach Ansicht ihrer Herren glücklich und zufrieden vor sich hin, und man hätte sie nur unglücklich und unzufrieden gemacht, würde man sie über ihre Lage aufklären, soweit das überhaupt möglich war. Schließlich klärte man auch nicht ein Lasttier über seine *<unmenschliche>* Lage auf, sondern es war seine Bestimmung, Lasten zu tragen.

Über die Rolle der Kirche ist schon einiges in dem Kapitel «Sklaverei und Christentum» gesagt worden. 1707, während einer Synode in Bahia, hatte sie zur Lage der Sklaven in Brasilien Stellung genommen. Was damals beschlossen wurde, galt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Sklaverei wurde als legitime Einrichtung vorausgesetzt, so daß ihre Rechtfertigung gar nicht nötig war. Flüchtigen Afrikanern verweigerte die Kirche das Asylrecht, eine Gunst, die einige Tempel in Griechenland den Sklaven immerhin noch gewährt hatten. Allerdings durfte bei außergewöhnlicher Strenge eines Herren ein Sklave ihm nur zurückerstattet werden, wenn er unter Eid versicherte, ihn nicht zu mißhandeln.

Die Kirche war mehr an den unsterblichen Seelen der Sklaven als an ihren Körpern interessiert, es sei denn, sie dienten ihr selbst als Arbeitskräfte. Daher beschränkte sie sich weitgehend darauf, die Herren anzuhalten, den Sklaven die Erfüllung der christlichen Pflichten zu erlauben. Der Sklave sollte sonntags die Messe besuchen dürfen, um für seine Seele zu beten, also mußte sein Körper Ausgang haben, und da er zu einem heiligen Ort ging, sollte er ordentlich bekleidet sein. Auch sollten die Herren den Sklaven die Heirat erlauben, damit sie nicht in Sünde lebten. Für ihr irdisches Leben hatten die Sklaven von der Kirche die Segnungen der Tierschutzgesetze zu erwarten, aber nicht die der Menschenrechte. Sie war vor allem dazu da, das Sklavensystem zu legitimieren.

Was Gott für die Welt, sollte der vorbildliche Pflanzer für die Farm sein: allmächtig, allgegenwärtig, ein wohltätiger Herrscher, der aber zornig und furchtbar wurde, wenn man ihm den Gehorsam verweigerte. Sein Wille sollte geschehen. Dieser galt nicht allein für die Sklaven, son-

dern für alle Plantagenbewohner, die Ehefrau, die Kinder, die Verwandten. Alle schuldeten dem Herrn Gehorsam. Von Anfang an bis zu ihrem Ende war Sklaverei mit einem strengen Patriarchat verbunden, das war der Boden, auf dem sie gedieh.

Ein Farmer, den seine Frau verlassen hatte, sagte nicht, sie lebe getrennt von ihm, sondern außerhalb seiner Kontrolle. Diese Aussage ist typisch. Die Kinder mußten morgens und abends den Segen des Vaters erbitten. Die Pflanzer hielten Ehebruch für ihr selbstverständliches Recht, klagten es aber als großes Verbrechen an, wenn er von ihren Frauen begangen wurde.

Sie selbst glichen weniger dem Herrgott als dem heidnischen Gott Jupiter. Wie dieser hatten sie ein menschliches Bedürfnis nach irdischen Frauen. Sie verließen ihre weißen, reinen Gemahlinnen, für eine Nacht oder für immer. Ihre schwarzen Freundinnen versteckten sie auf der Plantage, weil sie die Rache ihrer Frauen fürchteten. Deren Grausamkeiten gegenüber den Sklavenmädchen werden oft erwähnt, sind aber leicht durch die ständigen Demütigungen zu erklären, die sie erlitten. Es kam auch vor, daß ein Pflanzer seiner unfreien Geliebten ein ziegelbedecktes Haus außerhalb der Plantage kaufte und ihr ein paar Sklaven schenkte.

Aus diesen Beziehungen gingen Kinder hervor, die den Vätern ähnlich waren. Gewissermaßen schufen sie jetzt tatsächlich Menschen nach ihrem Bild, und diese Ebenbildlichkeit mußte irgendwann den Glauben an die angeborene Ungleichheit erschüttern. Es gab nun drei Möglichkeiten:

- Die Söhne und Töchter blieben als Arbeitskräfte auf der Plantage. Der Vater, der nicht als Arbeitskraft bei der Produktion tätig war, wirkte mit bei der Produktion von Arbeitskräften.
- Er schaffte sich die unehelichen Kinder aus den Augen, indem er sie beispielsweise in die Fremde verkaufen ließ. Sie wurden hingestellt als die Folgen durchreisender Hausierer oder Mulatten. Diese Ausreden wurden von den Ehefrauen gerne aufgegriffen.
- Er erkannte die Kinder an. Die Rassenmischung und die Anerkennung der Mischlinge war schließlich so verbreitet, daß sie zu einem der Gründe für die Abschaffung der Sklaverei wurde.

### 3. Die Sklavenmoral

Besonders heftig und verzweifelt war das Freiheitsstreben der Schwarzen im 17. Jahrhundert in Brasilien. Viele von ihnen waren aus Afrika deportiert worden. Nachdem die schrecklichen Tage der Verschleppung vorüber waren, begannen sie über ihr Unglück nachzudenken und auf

Flucht zu sinnen. Sie flüchteten aus den Städten und Plantagen zwischen Bahia und Recife, durchdrangen die tiefen Wälder und gründeten in den heutigen Staaten Alagoas und Pernambuco in der Nähe der Küste ländliche Gemeinschaften. In diesem Gebiet wuchsen viele Palmen und man nannte es danach Palmares und die Niederlassungen die Republik von Palmares.

Zunächst profitierten die geflüchteten Sklaven von den Auseinandersetzungen zwischen Holländern und Portugiesen in dieser Gegend, die deren Kräfte banden. Ihre ökonomischen Probleme lösten sie durch Plantagenwirtschaft. Sie lebten zum großen Teil friedlich von der Landwirtschaft. Unter ihnen gab es auch geflüchtete Indianersklaven.

Sie trieben Handel mit den benachbarten Siedlungen, wurden dort ohne Mißtrauen empfangen und tauschten ihre Produkte, Bohnen, Zucker, Bananen gegen Feuerwaffen, Stoffe und Werkzeuge.

Die Flüchtlingskzlaven in Palmares entwickelten eine komplexe politische Ordnung, in der afrikanische mit europäischen Elementen verschmolzen waren. Jede Siedlung, es gab davon anfangs zwei, wurde befestigt und hatte ihren König, der in einem Palast wohnte, umgeben vom Ältestenrat und den Generälen und unterstützt von militärischen und zivilen Helfern. Es gab eine Rechtsordnung, nach der Mord, Raub und Ehebruch mit dem Tode bestraft werden konnten.

Um das Jahr 1644 gab es in Palmares über 10000 flüchtige Sklaven, gegen die die Holländer in den folgenden Jahren zwei Expeditionen organisierten. Die erste zündete eine Siedlung an und tötete mehrere hundert ehemalige Sklaven. Die zweite fand die Gegend verlassen und kam nur mit Lebensmitteln zurück, die die flüchtigen Neger dagelassen hatten.

In den nächsten Jahrzehnten schickten die Portugiesen über 25 Expeditionen gegen die Republik von Palmares, die alle fehlschlugen. 1687 begann der Gouverneur von Pernambuco einen Krieg, der nach vielen Siegen und Niederlagen 1695 mit der Zerstörung von Palmares endete. Der Gouverneur hatte von weither Söldner und Abenteuerer angeheuert, insgesamt über 7000 Leute, die gut mit Waffen, Munition und Lebensmitteln ausgerüstet waren. Er versprach den Söldnern den fünften Teil der Gefangenen und der Beute, während die Anführer hohe Posten bekommen sollten. Die Großgrundbesitzer sollten die Sklaven wiederbekommen, die ihnen entflohen waren.

Die von Mauern umgebene Siedlung wurde belagert und schließlich gestürmt. Die Verteidiger leisteten erbitterten Widerstand mit Pfeilen, kochendem Wasser, Feuer und Feuerwaffen. Hunderte starben kämpfend, andere, hauptsächlich Frauen mit Kindern, ergaben sich, viele flohen und eine Gruppe von 200 stürzte sich, als sie verfolgt wurde, einen Abgrund hinunter. Wegen der Kühnheit und Findigkeit der Vertei-

diger wurde die belagerte Festung als «Black Troy», Schwarzes Troja bezeichnet.

Zwischen 1807 und 1835 fanden die großen Stadtaufstände der Moslemsklaven in Bahia statt. Diese Schwarzen waren stolz auf das mohammedanische Erbe, das sie aus Afrika mitgebracht hatten, und die Aufstände gegen ihre Herren, um das Sklavendasein abzuwerfen, waren zugleich eine Art heiliger Krieg.

1807, 1809, 1813, 1816 und 1835 fanden Aufstände in Bahia statt. 1813 beispielsweise, brannten die Sklaven die Häuser der Weißen, aber auch ihre eigenen Quartiere nieder. Viele starben lieber, als daß sie sich ergeben.

Im Januar 1835 bekam man auf offizieller Seite Wind von einem geplanten großen Aufstand. Man traf alle Vorsichtsmaßnahmen und ließ die Negerquartiere kontrollieren und durchsuchen. Dabei wurden die Wachmannschaften überwältigt. Die Sklaven stürmten erfolglos das Gefängnis und griffen mehrere Polizei- und Armeeposten an.

Der Aufstand konnte erst niedergeschlagen werden, nachdem Teile der Stadt verwüstet und viele Menschen getötet worden waren. Wegen ihrer Tapferkeit wurden die gefangenen Negerführer nicht wie gewöhnliche Kriminelle behandelt. Man erhängt sie nicht, sondern sie wurden, gewissermaßen unter Beachtung der militärischen Ehren, erschossen.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts nahm die Fluchtbewegung der Sklaven, die immer stark gewesen war, noch zu. Sie war schließlich eine der Ursachen, die zur Aufhebung des Systems führten. Neger, die sich nicht ausweisen konnten, wurden verhaftet, da man annahm, daß sie weggelaufen seien. Die Herren führten jahrelang die Namen von geflüchteten Sklaven in ihren Listen weiter, weil sie hofften, sie würden eines Tages aufgegriffen. Die Zeitungen füllten sich mit Annoncen, in denen die Weggelaufenen außerordentlich sorgfältig und fast liebevoll beschrieben wurden, damit man sie unter Tausenden herausfinden könnte. Das war häufig überflüssig, da viele von ihnen besondere Merkmale aufwiesen.

Der Sklave Mariano, Afrikaner, ist aus dieser Stadt geflohen. Seine Farbe ist ein wenig heller als schwarz, er ist von durchschnittlicher Größe, stark bärting mit kahlen Stellen, hat keine Vorderzähne, kleine Augen, spricht gut, ist gekleidet in helles Tuch, Bluse und Hemd aus demselben Material, Hemd mit einem abgetragenen Leinenmittelstück, Tuchmütze von militärischem Schnitt. Er trägt auch einen schwarzen, abgetragenen Alpakamantel, Hosen aus baumwollenem Segeltuch, ein Baumwollhemd. Stolpert wenn er geht, denn er war lange Zeit im Gefängnis von Vassouras eingesperrt. Trägt die Mütze oder Hut nach vorne gezogen.

O Município, September 30., 1877

Der Sklave Laurentino, Kreole, ist von der Fazenda da Diligencia geflohen. Er ist groß, fett, seine rechte Hand ist verkrüppelt und verkrümmt, er hat einen Bruch, spricht gut und schnell, spielt Gitarre. Wer immer ihn begünstigt, wird verfolgt und angeklagt werden im vollen Ausmaß des Gesetzes.

O Municípico, Dezember 14., 1873

Am 1. Dezember ist die Sklavin Maria Jose ihrem Herrn Bernadino Alvez da Cruz entflohen. Hat die folgenden Merkmale: helle Farbe, 26 Jahre alt, durchschnittliche Größe, kurzes Haar, rundes Gesicht, spricht gut, ist Näherin, trägt ein leichtes Kattunkleid und ein buntes Umschlagtuch. War früher Sklavin von Captain Laureanno Jose de Abren e Castro. Wer immer sie aufgreift und ihrem Herrn in Massambarä oder in Vassouras an Antonio Jose de Abren Cesar aushändigt, wird RS 100 \$ erhalten.

O Municipio, Dezember 14.1873

Der Sklave genannt Antonio floh von der Farm Tatuh of Paty do Alferes. Er ist Zimmermann, Afrikaner von Benguella, pockennarbig, groß, große Füße, dicke Lippen, fett, weißer Bart. Mit ihm floh die Sklavin Damiana, Afrikanerin von Benguella, Ehefrau des oben erwähnten Sklaven, sehr dunkel, klein, sehr stämmig, drei Finger der rechten Hand fehlen, spricht gut. Diese Sklaven sind bekannt in Parahyba do Sul, Bemposta und Piabanga, wo sie gearbeitet haben und in der Gemeinde von Vassouras. Wer immer sie begünstigt, wird gerichtlich verfolgt werden in vollem Ausmaß des Gesetzes. Belohnung für denjenigen, der sie zu ihrer Herrin D. Luzia Rosa Sampaio nach Tatuh zurückbringt oder definitive Auskunft über ihren Aufenthalt geben kann.

O Municipio, Juli 5., 1877

Sklaven, die immer wieder flohen, konnten den Sklavenhaltern teuer zu stehen kommen. Ein Herr schrieb über zwei Sklaven, die die Arbeit verweigerten und während eines ganzen Jahres immer wieder flohen:

Dieser Zustand hat mir schweren Schaden zugefügt, nicht nur durch den Verlust ihrer Dienste, sondern insbesondere durch die Ausgaben, die das wiederholte Suchen und Aufgreifen erforderten.

Stein, S. 143f.

## 9. Kapitel: Der Nationalsozialismus

### 1. Sklayenarbeiter im Dritten Reich: deportierte Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge

Lange Zeit habe ich geglaubt, die Sklaverei sei etwas längst Vergangenes, bis mir, im Verlauf dieser Arbeit, klar wurde, daß auch ich noch einen Trupp von Sklaven gesehen habe. Das war in der Fränkischen Schweiz in den Jahren 1942 oder 43, als ich noch nicht zur Schule ging. Die Männer, die ich damals sah, waren kahlgeschoren und trugen Sträflingskleidung und schienen mir schon deswegen verdächtig.

Ich kannte damals auch eine russische Ärztin. Sie hieß Nina. Wenn von ihr gesprochen wurde, wurde immer gesagt, daß sie Weißrussin sei. Das «Weiß» schien den Makel reinzuwaschen, den «Russin» bedeutete. Sie wurde dadurch in die Reihe der zivilisierten Menschen aufgenommen. Es verlieh ihr sogar etwas besonders Feines und Exotisches. Man konnte mit ihr von Gleich zu Gleich verkehren, ohne Angst haben zu müssen, als Verräter zu gelten.

Ich kannte noch eine Russin. Sie hieß Walli und war keine Weißrussin. Sie arbeitete bei Bekannten meiner Eltern als Hausmädchen und wurde wahrscheinlich nicht schlecht behandelt. Wenn ich dorthin kam, erzählte sie mir russische Märchen. Manchmal stritten wir uns über den Ausgang des Krieges. Sie behauptete, die Russen würden gewinnen. Ich nahm sie nicht ernst, denn ich hielt die Russen für dumm und zu feige, um einen Krieg gewinnen zu können. Hin und wieder erschreckte mich allerdings ihre Ansicht. Ich hielt die Russen genau wie die Polen und Tschechen auch für grausam und hinterhältig. Was sollte aus uns allen werden, wenn sie tatsächlich den Krieg gewinnen würden?

Die Sträflinge, die ich sah, waren Kriegsgefangene oder KZ-Häftlinge. Die Ärztin und die Hausgehilfin waren Zwangsarbeiterinnen.

Es gab in Nazideutschland drei Kategorien von Sklavenarbeitern: deportierte Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge.

## Zwangsarbeiter

Hier soll nur das Schicksal der Arbeitssklaven aus dem Osten behandelt werden, deren Situation besonders unerträglich war. In einer Rede am 9. November 1941 erklärte Hitler:

Das Gebiet, das heute direkt für uns arbeitet, umfaßt mehr als 250 Millionen Menschen; das Gebiet, das in Europa indirekt für diesen Kampf arbeitet, umfaßt schon jetzt über 350 Millionen.

Soweit es sich nun um das deutsche Gebiet handelt, das Gebiet, das wir besetzt haben, das Gebiet, das wir jetzt in unsere Verwaltung genommen haben, so soll man nicht daran zweifeln, daß wir es fertigbringen, es in die Arbeit restlos einzuspannen.

Kraus (Hg.), 119

Am 21. März 1942 ernannte Hitler Sauckel zum Generalbevollmächtigten des Arbeitseinsatzes. Er sollte den Einsatz aller verfügbaren ausländischen Arbeitskräfte, Arbeiter und Kriegsgefangenen, organisieren. Damit wurde er zum Hauptverantwortlichen des Sklavenarbeitsprogrammes.

Nr. 253 Programm von Fritz Sauckel, dem Gauleiter der NSDAP in Thüringen und Generalbevollmächtigtem für den Arbeitseinsatz, vom 20. April 1942 (Auszüge).

Trotz der Tatsache, daß die meisten deutschen arbeitsfähigen Menschen in der amerkennenswertesten Weise ihre Kräfte für die Kriegswirtschaft bereits eingesetzt haben, müssen unter allen Umständen noch erhebliche Reserven gefunden und freigemacht werden . . .

Es ist daher unumgänglich notwendig, die in den eroberten sowjetischen Gebieten vorhandenen Menschenreserven voll auszuschöpfen. Gelingt es nicht, die benötigten Arbeitskräfte auf freiwilliger Grundlage zu gewinnen, so muß unverzüglich zur Aushebung derselben bzw. zur Zwangsverpflichtung geschritten werden. Neben den schon vorhandenen, noch in den besetzten Gebieten befindlichen Kriegsgefangenen gilt es also vor allem Zivil- und Facharbeiter und -arbeiterinnen aus den Sowjetgebieten vom 15. Lebensjahr ab für den deutschen Arbeitseinsatz zu mobilisieren. Nach den vorhandenen Möglichkeiten kann dagegen aus den im Westen von Deutschland besetzten Gebieten Europas ein Viertel des Gesamtbedarfs an fremdländischen Arbeitskräften hereingegenommen werden . . .

Alle diese Menschen müssen so ernährt, untergebracht und behan-

delt werden, daß sie bei denkbar sparsamsten Einsatz die größtmögliche Leistung hervorbringen . . . Die Arbeitskraft dieser Leute muß in größtem Maße ausgenutzt werden . . .

Ich bitte, dabei zu bedenken, daß auch eine Maschine nur das zu leisten vermag, was ich ihr an Treibstoff, Schmieröl und Pflege zur Verfügung stelle. Wieviel Voraussetzungen aber muß ich beim Menschen, auch wenn er primitiver Art und Rasse ist, gegenüber einer Maschine berücksichtigen . . .

Kühnl, Nr. 253

Zunächst versuchte man, die benötigten Arbeitskräfte freiwillig zu gewinnen. Man ließ nach der Besetzung Polens Broschüren und Flugblätter in polnischer Sprache drucken, hielt Werbeveranstaltungen ab und belohnte hilfswillige Gemeindevorsteher und Bürgermeister mit Weckeruhren, Zigaretten und Wodka. Aber der Erfolg blieb äußerst gering, da die Abneigung, sich anwerben zu lassen, sehr groß war und mit dem Anwachsen der Widerstandsbewegung immer größer wurde. Die Polen wußten, daß sie durch ihre Arbeitsleistung nur den Feind unterstützen und Landesverrat üben würden. Die wenigen, die dennoch bereit gewesen wären, fürchteten, später als Kollaborateure zur Rechenschaft gezogen zu werden. Auch war die schlechte Behandlung der Polen in Deutschland bekannt geworden. Ihre Angehörigen warteten vergeblich auf Lohnüberweisungen.

Bald blieb jede Art von freiwilliger Anwerbung erfolglos. Die Deutschen sprachen von Banditenunwesen, das an sich hilfswillige Bürgermeister veranlasste, sich von der Mitarbeit zurückzuziehen.

Als die Anwerbung freiwilliger Arbeitskräfte in dem besetzten Polen mißlang, griff man sehr bald zur Aushebung und Zwangsverpflichtung.

Sauckel selbst sagte später vor dem Nürnberger Gerichtshof:

«Von den 5 Millionen ausländischen Arbeitern, die nach Deutschland gekommen sind, sind keine 200000 freiwillig gekommen.»

Die deutschen Arbeitsämter in den besetzten Gebieten gaben jetzt Aufforderungen wie folgende an die einheimische Bevölkerung heraus:

Sie haben sich am 23. 3. 1943 um 8.00 Uhr im Arbeitsamt Skierńowice zu stellen und, falls Sie zur Arbeitsleistung für geeignet befunden werden, zu dem anschließenden Abtransport einzufinden. Wenn Sie dieser Beorderung freiwillig Folge leisten, erhalten Sie beim Abtransport und für die Reise ins Reich zusätzlich Lebensmittel . . ., Ihre Angehörigen zusätzlich Unterstützung, z. B. Kartoffeln.

Wenn Sie diesem Verpflichtungsbescheid nicht nachkommen, wer-

den Ihre Familienangehörigen ins Verwaltungsstraflager eingewiesen und von dort erst wieder entlassen, wenn Sie sich gestellt haben . . .

Wandel, S. 41

Das war nur die mildeste Form des Zwangs. Man ließ Dörfer von der Polizei umstellen und Männer und Frauen abtransportieren und nach Deutschland verschleppen. Arbeitsfähige Menschen wurden nach dem Gottesdienst, in Restaurants und auf der Straße aufgegriffen. Der Generalgouverneur von Polen, Frank, sagte:

«An sich habe ich gar nichts dagegen einzuwenden, wenn man das arbeitsfähige, oft herumlungende Zeug von der Straße wegholt.»

Insgesamt wurden 1,3 bis 1,5 Millionen Polen nach Deutschland verschleppt. Dabei sind Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge nicht mitgerechnet.

Es gab Argumente und Einwände gegen den Einsatz so vieler polnischer Arbeitskräfte im Reich. Man fürchtete, die Anwesenheit der Fremdstämmigen und Fremdrassigen könne rassen- und volkstumspolitisch gefährlich sein. Doch hätte sie auch eine gute Seite. Die Beschäftigung Hunderttausender von billigen Arbeitskräften schlösse diese Menschen vom biologischen Zuwachs in ihrer Heimat aus. Auf diese Weise würde man dem Feind rassen- und wachstumspolitisch mehr schaden als er einem selbst schaden könnte.

Schließlich waren militärische und wirtschaftliche Überlegungen entscheidend. Es wurden immer mehr Deutsche eingezogen und an die Front geworfen, für die die heimische Industrie, namentlich die Rüstungsindustrie und die Landwirtschaft, Ersatz brauchte.

Das wirtschaftliche Argument zerstreute auch die Bedenken, die, vor allem aus Gründen der Sicherheit, zu Beginn des Krieges gegen den Einsatz von Russen in der Heimat bestanden. Man fand, daß sie ihre Leistungsfähigkeit beim Aufbau der russischen Industrie bewiesen hätten und wollte sie sich zunutze machen. Ein beträchtlicher Teil der Pläne Sauckels galt der Mobilisierung von Arbeitskräften aus den besetzten sowjetischen Gebieten, der sogenannten Ostarbeiter. Je mehr er davon rekrutieren ließ, desto deutlicher wurde, daß es nie genug waren. Es fehlte schließlich an allen Rohstoffen und auch an Menschen, die nur ein besonderer Rohstoff waren.

Daher war der Arbeitseinsatz nur die Organisation des Mangels, möchte man auch Hunderttausende und Millionen Menschen rekrutieren. Sauckel selbst forderte immer wieder, die Arbeitskräfte pfleglich zu behandeln, ohne sich damit durchsetzen zu können. Im übrigen war es so wenig menschlich gemeint wie die Forderung, eine Maschine pfleglich zu behandeln.

Die zentrale Leitung des Arbeitsprogramms lag bei der Geschäftsgruppe Arbeitseinsatz. Sie bediente sich der Arbeitseinsatzverwaltung. Nach dem kurzen, erfolglosen Versuch der freiwilligen Anwerbung griff man auch in der Sowjetunion zur Zwangsrekrutierung.

Viele Menschen entzogen sich ihr durch die Flucht auf das Land oder in die Wälder. Sie täuschten durch Stichverletzungen mit Nadeln in den Fingerfalten Krätze vor oder kauten Machorka, um Herzleiden zu simulieren. Die Partisanen brannten Gehöfte von Leuten nieder, die in Deutschland arbeiteten und erschossen hilfswillige Bürgermeister.

Die Deutschen antworteten mit Repressalien. Arbeitsfähige Personen, die nicht im Besitz von Arbeits- oder Meldekarten waren, erhielten keine Lebensmittel. Auf schwarzen Märkten und Landstraßen wurden Razzien durchgeführt. Man führte das Vieh weg und drohte der Bevölkerung Erschießung an.

Im Urteil von Nürnberg heißt es:

Manchmal wurden Häuser niedergebrannt und die Familien als Geiseln festgenommen, Handlungen, die in den Worten des Angeklagten Rosenberg ihren Ursprung «in den schwärzesten Zeiten des Sklavenhandels» hatten.

Kraus (Hg.), S. 122

Nach dem Fall von Stalingrad nahm die Partisanentätigkeit weiter zu und die Maßnahmen seitens der Deutschen wurden noch härter.

Befehl des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Süd vom 11. September 1943 (Auszug)

... Bisherige Erfahrungen in Räumungsgebieten haben gezeigt, daß große Teile der Bevölkerung nicht freiwillig mit der Truppe zurückgehen. Dadurch fielen große Mengen von Arbeitskräften, Vieh, Lebensmitteln und Material in Feindeshand. Nur schärfstes Vorgehen der Truppe ermöglicht, Hunderttausende von Arbeitskräften, Vieh und Getreide zu bergen.

In Zusammenfassung bereits erlassener Befehle weise ich nochmals auf folgende Punkte besonders hin:

Die landwirtschaftliche Bevölkerung ist mit allen Mitteln zu veranlassen, mit Pferden und Großvieh nach Westen abzuwandern. Bei Weigerung sind Pferde und Vieh wegzutreiben, das Vieh der Truppenverpflegung nutzbar zu machen oder zu erschießen.

Die Wehrfähigen sind mit allen Mitteln zu sammeln und geschlossen abzubefördern unter dem Hinweis, daß sie von den Russen sofort in das Heer eingestellt werden würden. Anzustreben ist geschlossene Abbeförderung oder Abmarsch geschlossener Betriebsgemeinschaften unter Angabe, daß sie in Betriebe am Dnjepr

verlegt werden. Abschub nach Möglichkeit, ehe die Zerstörungen beginnen. Angehörige können mitgenommen werden. [ . . . ]

Die Ostarbeiter wurden gefesselt an die Bahnhöfe gebracht. Sie wurden unter Bewachung nach Deutschland geschickt, in Zügen ohne Beheizung und ohne hygienische Anlagen, schlecht bekleidet und kaum ernährt. Bei Zugaufenthalten konnten sie die Notdurft verrichten, oder es wurden Eimer in den Waggons aufgestellt. Bei den katastrophalen Transportverhältnissen blieben die Arbeiter oft tagelang auf Bahnhöfen liegen.

Vor dem Abtransport und an der Grenze nach Deutschland wurden die Ostarbeiter entlaust, ihr Gepäck wurde entwetzt. Sie kamen in eines der 50 Durchgangslager, über die die Landesarbeitsämter verfügten. Dann erfolgte ihre Verteilung an die Zielorte. Vor dem Arbeitseinsatz wurden sie ein letztesmal entlaust und auch durchleuchtet. Vorher wurden sie in sogenannten «unreinen» Abteilungen untergebracht.

Die Betriebe stellten bei den Arbeitsämtern Anträge.

Schreiben der Sulzbach-Rosenberg-Hütte an das Arbeitsamt Amberg vom 9. Juli 1941 mit Forderungen nach ausländischen, darunter sowjetischen Zwangsarbeitern (Auszüge)

1. Grubenverwaltung Sulzbach-Rosenberg: Wir haben im März ds. Jahres einen Antrag auf Zuweisung von 30 polnischen Arbeitskräften gestellt, hiervon aber nur 5 Mann bekommen. Nachdem es unmöglich erscheint, daß wir die restlichen 25 Polen noch erhalten, haben wir auf Veranlassung des Herrn Oberinspektors Schön vom RAM unterm 23. 6. 41 einen Gesamtantrag auf Zuweisung von 50 ausländischen Zivilarbeitern herausgehen lassen, die wir zur Aufrechterhaltung unseres Grubenbetriebes dringend benötigen. Dazu kommt noch unser Antrag vom 27. 6. 41 auf weitere 30 ausländische Zivilarbeiter . . .

Wir sind damit einverstanden, daß uns für sämtliche angeforderten Arbeitskräfte russische Kriegsgefangene zugewiesen werden, und möchten darum bitten, daß die Sache beschleunigt behandelt wird . . . [ . . . ]

Die Betriebe schlossen mit den ausländischen Arbeitern schriftliche Arbeitsverträge ab. Das galt jedoch nicht für Polen und Russen. Diese wurden, ohne Abschluß eines Vertrags, auf unbestimmte Zeit angeworben. Wie Sklaven galten sie nicht als vertragsfähig.

Für ausländische Arbeiter mit Ausnahme von Polen und Russen sollten die deutschen Schutzgesetze gelten. Für jugendliche Polen und Russen galten die Vorschriften für Erwachsene, wenn überhaupt. Es gab auch Kinderarbeit, was zweifellos gegen die Vorschriften verstieß.

Aktennotiz der Personalabteilung des Kunstseidenwerkes Elsterberg der Vereinigte Glanzstoff-Fabriken AG Wuppertal-Elberfeld vom 31. August 1943 über Kinderarbeit

Das Kind Agathe Nowacke, Kontr.-Nr. 832, beschäftigt in der Konfektion, wurde heute dem Lagerarzt vorgeführt. Nach Angabe von Herrn Dr. Römer leidet es an Körperschwäche und Unterernährung und ist künftig nicht mehr arbeitseinsatzfähig. Lt. Eintragung im Krankenbuch bedeutet ein weiterer Einsatz dieser 10jährigen Kindermord.

Kühnl, Nr. 243, 249, 254

Die ausländischen Arbeitskräfte sollten wie deutsche entlohnt werden. Das galt wiederum nicht für Russen und Polen. Zwischen ihnen und dem Betrieb bestand lediglich ein Schuldverhältnis. Sie schuldeten die Arbeitsleistung, der Betrieb eine Vergütung. Das Arbeitsentgelt war mit einer sehr hohen Sondersteuer belastet, so daß die Vergütung nur zwischen 10 und 17 RM (Reichsmark) wöchentlich betrug. Davon wurden täglich 1,50 RM für Unterkunft und Verpflegung abgezogen, so daß dem Ostarbeiter so gut wie nichts blieb. Auch in dieser Hinsicht war er einem Sklaven gleichgestellt.

Sofern er doch Ersparnisse hatte, konnte er sie nicht nach Hause überweisen. Statt dessen gab es das Ostarbeitersparen. Der Ostarbeiter konnte Sparmarken in Ostarbeiter-Sparkarten eintragen. Bis zum 26. Mai 1943 wurden 7,5 Millionen RM eingezahlt. Damals gab es etwa 1,4 Millionen Ostarbeiter, so daß jeder im Durchschnitt 5 RM erspart hatte.

Die Polen hatten kaum, die Ostarbeiter keinen Anspruch auf Urlaub. Der einschlägige rechtliche Kommentar «Küppers-Bannier» schrieb:

«Der Ostarbeiter ist nur deshalb in das Reich geholt worden, um daran mitzuhelpen, die kriegswichtigen Aufgaben zu lösen.»

Für Polen und Russen wurden Baracken errichtet, oder sie wurden in leerstehenden Sälen, Turn- und Sporthallen, Lagern, Schuppen, Heimen und Schulen untergebracht. Die Betriebe stellten oft nur wenig geeignete Unterkünfte zur Verfügung, die überbelegt waren. Die Wege zur Arbeitsstelle waren nicht selten weit und die Quartiere von Ungeziefer befallen. Die Ostarbeiter wurden in geschlossenen Lagern gehalten. In einem deutschen Bericht über ein DAF-(Deutsche Arbeits-Front)Gemeinschaftslager der Wifo, Döberitz-Gapel, heißt es:

Die Baracke, in der die Russen untergebracht sind, ist ziemlich klein, aber doch so, daß jeder an den Tischen einen Platz findet. Sie steht in einem durch Maschendrahtzaun abgetrennten Teil des Wifo-Geländes. Diese dürfen die Russen nur unter Aufsicht verlassen . . . Die für die anderen Ausländer bestimmten Baracken dage-

gen sind viel heller und geräumiger. Die Russen, die zum großen Teil sich aus Jugendlichen zusammensetzen, machen einen sehr ge- drückten Eindruck.

In den Unterkünften und an den Arbeitsplätzen hatte strenge Disziplin zu herrschen. Den Wachmannschaften waren auch Schläge erlaubt. Die gesamte Stuben-, Baracken- und Lagerbelegschaft konnte bestraft werden, wenn ein Täter nicht bekannt wurde.

Die DAF, das Amt für Arbeitseinsatz, und auch der Reichsnährstand überwachten die Betreuung der Zwangsarbeiter. Ihre Vertreter konnten Lager und Unterkünfte besichtigen. Außerdem gab es in jedem Arbeitsamt einen Sachbearbeiter, der für die Inspektion der Ostarbeiter zuständig war. Die Gauleiter der NSDAP wurden Bevollmächtigte des Arbeitseinsatzes. Es bestand eine enge Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsdienst der SS.

In den Lagern gab es Gemeinschaftsverpflegung. Die russischen Arbeiter wurden verpflegt wie die russischen Kriegsgefangenen. Sie sollten ausreichende und «artgemäße» Nahrung erhalten und gesättigt werden, damit ihre Leistungsfähigkeit erhalten blieb. Oft war das nicht der Fall, wie aus vielen Berichten hervorgeht. In einer eidesstattlichen Erklärung, abgegeben vom Oberarzt der Krupp-Lager, heißt es:

Die Zustände in allen Krupp-Lagern waren demnach äußerst schlecht. Das Essen für die Ostarbeiter war vollkommen unzureichend. Später, und zwar 1943, als Dr. Jäger die Nahrung, die von den Küchen zubereitet wurde, prüfte, stellte sich in verschiedenen Fällen heraus, daß den Ostarbeitern Nahrungsmittel vorenthalten worden waren. Die Zahl der erkrankten Ostarbeiter war daher doppelt so groß wie die der deutschen Arbeiter. Tbc war besonders weitverbreitet.

Pfahlmann, S. 204,195

Die Fremdarbeiter waren unzulänglich gekleidet. Die Kleidung war oft durchlaust, da sie nicht gewechselt werden konnte. Auch Altkleidersammlungen in den Betrieben brachten keine Abhilfe. Schließlich ging man dazu über, besondere Kleidungstypen für die Ostarbeiter herzustellen. Doch blieben sie unzureichend versorgt, und die Situation verschlechterte sich noch gegen Kriegsende. Fußerkrankungen waren besonders häufig, da viele Arbeiter Holzpantinen ohne Strümpfe trugen.

Den «Fremdvölkischen» und den Deutschen war es streng verboten, näheren Umgang miteinander zu haben. Die Polen mußten, damit sie sogleich erkennbar waren, ein auf der Kante stehendes Quadrat mit ei-

nem 2,5 cm hohen «P» tragen. Es mußte auf jedem Kleidungsstück aufgenäht sein, nicht nur auf der rechten Brustseite der Oberbekleidung.

Die Russen hatten als Kennzeichen ein hochstehendes Rechteck von 7 cm Breite und 7,7 cm Höhe, in dem man in weißer Schrift auf blauem Grund das Wort «Ost» lesen konnte.

Polen und Ostarbeiter durften den Aufenthaltsort nicht ohne Erlaubnis der Ortspolizei verlassen, nachts nicht auf die Straße gehen, öffentliche Verkehrsmittel und Fahrräder nicht benutzen, keine Veranstaltungen besuchen.

Millionen von Arbeitern, die, kaum überprüft, nach Deutschland gekommen waren, bedeuteten eine Gefahr für das Regime. Daher wurden, außer der Polizei, zu ihrer Überwachung auch Parteigenossen hinzugezogen, die dafür besonders geeignet schienen. Sie sollten das Verhalten der «Fremdvölkischen», aber auch der Volksgenossen beobachten und regelmäßig Kontrollgänge in den Vierteln durchführen, in denen die Zwangsarbeiter lebten.

Ein Erlaß des Reichssicherheitshauptamtes bestimmte:

Aus den Bestimmungen für Ostarbeiter.

«Für Ostarbeiter gilt der Grundsatz, daß sie nicht mit Deutschen zusammenkommen sollen. Der Besuch von Kinos, Gastwirtschaften und sonstigen Einrichtungen oder Veranstaltungen, an denen Deutsche teilnehmen, ist deshalb verboten . . .

Den Ostarbeitern ist zu eröffnen, daß jeder Geschlechtsverkehr mit Deutschen strengstens bestraft wird; bei Ostarbeitern steht auf Geschlechtsverkehr mit deutschen Frauen die Todesstrafe, Ostarbeiterinnen werden bei Geschlechtsverkehr mit deutschen Männern in ein Konzentrationslager eingeliefert. Ebenso werden selbstverständlich deutsche Männer und Frauen, die sich mit Ostarbeitern einlassen, mit scharfen, staatspolizeilichen Maßnahmen zu rechnen haben.

Gegen den Geschlechtsverkehr von Ostarbeitern und Ostarbeiterinnen untereinander ist nichts einzuwenden, soweit nicht dadurch die Ordnung im Lager gefährdet wird. Durch Ausgabe von Verhüttungsmitteln muß jedoch dafür gesorgt werden, daß Schwangerschaften nach Möglichkeit verhindert werden. Gegen Versuche von Ostarbeiterinnen, eine bei ihnen eingetretene Schwangerschaft zu unterbinden, wird nicht eingeschritten . . .

9. Eine seelsorgerliche Betreuung der Ostarbeiter ist unerwünscht . . . »

Binder, S. 587

## Kriegsgefangene

Am 22. Juni 1941 begann der Überfall auf die Sowjetunion, der zum größten Eroberungskrieg aller Zeiten werden sollte. In den ersten drei Wochen wurden 323000 Gefangene gemacht. Fast die gesamte Bevölkerung von Minsk, 100000 Kriegs- und 40000 Zivilgefangene wurden auf engstem Raum zusammengetrieben. Sie standen so eng, daß sie sich kaum rühren konnten und ihre Notdurft auf der Stelle verrichten mußten, wo sie gerade standen. Sie blieben eine Woche lang ohne Verpflegung und auch dann waren die Rationen so gering, daß es zu Fällen von Kannibalismus kam.

Bis Mitte Dezember 1942 gerieten 3,35 Millionen Rotarmisten in deutsche Gefangenschaft, im Verlauf des Krieges 5 Millionen.

Sie hausten nach der Gefangenschaft unter freiem Himmel in Gräben und Erdlöchern, die sie mit den Händen ausgehoben hatten, da Werkzeuge fehlten. Für die Ernährung der Russen erfand man ein Russenbrot, das aus 50 Prozent Roggenmehl, 20 Prozent Zuckerrübenschneide, 20 Prozent Zellmehl und 10 Prozent Strohmehl oder Laub bestand. Da es Magenerkrankungen hervorrief, wurde die Produktion wieder eingestellt.

Die angebliche oder wirkliche Barbarei des Feindes, der allerdings der Überfallene und Angegriffene war, rechtfertigte die eigene. Wie aus vielen Dokumenten hervorgeht, wurden beim Krieg gegen Polen, vor allem aber gegen die Sowjetunion nicht die üblichen völkerrechtlichen Maßstäbe angelegt.

Erlaß Hitlers über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet «Barbarossa» und über besondere Maßnahmen der Truppe vom 13. Mai 1941 (Auszüge)

1. Für Handlungen, die Angehörige der Wehrmacht und des Gefolges gegen feindliche Zivilpersonen begehen, besteht kein Verteidigungszwang, auch dann nicht, wenn die Tat zugleich ein militärisches Verbrechen oder Vergehen ist . . .

«Richtlinien für die Behandlung politischer Kommissare» (Kommissarbefehl) vom 6. Juni 1941 (Auszüge)

Im Kampf gegen den Bolschewismus ist mit einem Verhalten des Feindes nach den Grundsätzen der Menschlichkeit oder des Völkerrechts nicht zu rechnen. Insbesondere ist von den politischen Kommissaren aller Art als den eigentlichen Trägern des Widerstandes eine haßerfüllte, grausame und unmenschliche Behandlung unserer Gefangenen zu erwarten.

Die Truppe hat sich bewußt zu sein:

1. In diesem Kampfe ist Schonung und völkerrechtliche Rück-sichtnahme diesen Elementen gegenüber falsch. Sie sind eine Gefahr für die eigene Sicherheit und die schnelle Befriedung der eroberten Gebiete.

2. Die Urheber barbarisch asiatischer Kampfmethoden sind die politischen Kommissare. Gegen diese muß daher sofort und ohne weiteres mit aller Schärfe vorgegangen werden.

Sie sind daher, wenn im Kampf oder bei Widerstand ergriffen, grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen.

Befehl des Armeeoberkommandos 6 über das «Verhalten der Truppe im Ostrau» vom 10. Oktober 1941 (Auszüge)

Geheim!

Hinsichtlich des Verhaltens der Truppe gegenüber dem bolschewi-stischen System bestehen vielfach noch unklare Vorstellungen.

Das wesentlichste Ziel des Feldzuges gegen das jüdisch-bolsche-wistische System ist die völlige Zerschlagung der Machtmittel und die Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis.

Hierdurch entstehen auch für die Truppe Aufgaben, die über das hergebrachte einseitige Soldatentum hinausgehen. Der Soldat ist im Ostrau nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden. [...]

Der Kampf gegen den Feind hinter der Front wird noch nicht ernst genug genommen. Immer noch werden heimtückische, grausame Partisanen und entartete Weiber zu Kriegsgefangenen gemacht, immer noch werden halb uniformierte oder in Zivil gekleidete Heckenschützen und Herumtreiber wie anständige Soldaten behandelt und in die Gefangenengelager abgeführt.

Kühnl, Nr. 238/39/40

Von den 5 Millionen Sowjetgefangenen wurde knapp eine Million entlassen. Sie kehrten als Zivilisten nach Hause zurück oder traten als Kolaborateure den von der deutschen Wehrmacht aufgestellten Verbänden bei. Zwei Millionen kamen in der Gefangenschaft um, eine Million blieb vermisst. Bei Ende des Krieges waren in den Lagern noch knapp eine Million am Leben.

Am 28. Februar 1942 schrieb Rosenberg, der Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, an Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, folgenden Brief:

Das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in Deutschland ist im Gegenteil eine Tragödie größten Ausmaßes . . . Ein großer Teil von ihnen ist verhungert oder durch die Unbilden der Witte rung umgekommen. Tausende sind auch dem Fleckfieber erlegen . . . haben . . . die Lagerkommandanten es der Zivilbevölke rung untersagt, den Kriegsgefangenen Lebensmittel zur Verfügung zu stellen, und sie lieber dem Hungertode ausgeliefert . . . in vielen Fällen, in denen Kriegsgefangene auf dem Marsch vor Hunger und Erschöpfung nicht mehr mitkommen konnten, wurden sie vor den Augen der entsetzten Zivilbevölkerung erschossen und die Leichen liegen gelassen. In zahlreichen Lagern wurde für eine Unterkunft der Kriegsgefangenen überhaupt nicht gesorgt. Bei Regen und Schnee lagen sie unter freiem Himmel. Ja, es wurde ihnen nicht einmal das Gerät zur Verfügung gestellt, um sich Erdlöcher oder Höhlen zu graben.

Rosenbergs Schreiben änderte nichts an der Lage der Kriegsgefangenen. Da aber der Bedarf an Arbeitskräften immer dringlicher wurde, erinnerte man sich schließlich an sie wie an einen Rohstoff, der bisher ungenutzt brachgelegen hatte und nun plötzlich zur Mangelware geworden war. Himmler sagte am 4. Oktober 1943 über die russischen Soldaten, die zu Beginn des Krieges gefangengenommen worden und zum großen Teil umgekommen waren:

«Wir haben damals die Masse Mensch nicht so gewertet, wie wir sie heute als Rohstoff, als Arbeitskraft werten, was letzten Endes, wenn ich an Generationen denke, nicht schade ist, was aber heute wegen des Verlustes der Arbeitskräfte bedauerlich ist: Die Gefangen en sind nach Zehntausenden und Hunderttausenden an Ent kräftung, an Hunger gestorben.»

Kraus (Hg.), S. 102f, 124

Man begann nun, die Gefangenen zur Arbeit einzusetzen, ohne daß sich ihre Lage dadurch grundlegend änderte. Zunächst gab es große Schwie rigkeiten, sie aus den Lagern abzutransportieren. In fast allen Lagern herrschte Fleckfieber, und es gab keine Möglichkeit, die Kranken abzu sondern. Es fehlten Entlausungsanlagen und Quarantäneräume. Schließlich wurden die Bestimmungen gelockert. Nur jene Gefangen en wurden einer 21tägigen Quarantäne unterworfen, die mit Fleckfieber kranken unmittelbar zusammengelebt hatten. Aber auch bei dem end gültigen Abtransport gab es Verzögerungen, da es an Waggons fehlte.

Für den Arbeitseinsatz galt folgende Regel:

Zwischen Deutschland und Rußland besteht kein Abkommen über die gegenseitige Behandlung von Kriegsgefangenen. Das bedeutet, daß der Arbeitseinsatz von sowjetrussischen Kriegsgefangenen in keinen Vergleich zu setzen ist mit dem Arbeitseinsatz anderer Kriegsgefangener . . . Es gibt nur ein Gesetz, das zu beachten ist: das deutsche Interesse, darauf gerichtet, das deutsche Volk gegen die auf Arbeitskommandos befindlichen sowjetrussischen Kriegsgefangenen zu sichern und die Arbeitskraft der Russen auszunutzen . . . Der Schutz des deutschen Volkes vorm Russeneinsatz ist das Maßgebliche, der Arbeitseinsatz (dagegen) ist in zweiter Linie zu beachten. [ . . . ]

Für die sowjetischen Offiziere galt:

Der Mangel jeglicher Tradition, Haltung, Erziehung und Bildung hebt sie in keiner Weise aus der Masse der Mannschaften heraus. Es besteht daher auch keine Veranlassung, sie anders oder gar besser zu behandeln als den niedrigsten militärischen Dienstgrad einer anderen Nationalität.

Pfahlmann, S. 93,177

Die Kriegsgefangenen wurden in der Landwirtschaft, vor allem aber in der Rüstungsindustrie eingesetzt. Unter klarer Verletzung des Artikels 31 der Genfer Konvention wurden die Kriegsgefangenen gezwungen, ihren eigenen Landsleuten zu schaden. Man ließ sie Munition tragen, Bombenflugzeuge beladen, Gräben auswerfen.

Sie wurden in Lagern zusammengehalten und von Angehörigen der Wehrmacht und der Polizei bewacht. Später traten oft Hilfswachmannschaften an ihre Stelle. Die Wachmannschaften wurden streng bestraft, wenn sie gegen Kriegsgefangene, die sich nicht genügend einsetzten, nicht hart genug durchgriffen.

Die sowjetischen Kriegsgefangenen erhielten zunächst keinen Lohn, später 0,20 RM pro Arbeitstag. Daneben hatten die Unternehmer ihnen Unterkunft und Verpflegung zu geben.

Den Gefangenen wurden Bart und Haare geschoren. In einigen Fällen wurde ihnen ein besonderes Merkmal eingebrannt.

Das Merkmal besteht in einem nach unten geöffneten spitzen Winkel von etwa 45 ° und 1 cm Schenkellänge auf der linken Gesäßhälfte . . . Es ist mit Lanzetten, wie sie bei jeder Truppe vorhanden sind, auszuführen. Als Farbstoff ist chinesische Tusche zu verwenden . . .

Kraus (Hg.), S. 103

Jeder Kontakt zu Deutschen war den Gefangenen untersagt. Sie durften das Lager nicht unbeaufsichtigt verlassen. Auf Flüchtende wurde sofort und ohne Anruf geschossen. Bei Straftaten wie Diebstahl wurden sie der Gestapo ausgeliefert. Diese konnte sie in ein Konzentrationslager überweisen.

Tausende von russischen Kriegsgefangenen wurden in Konzentrationslager eingeliefert. Eugen Kogon berichtet in seinem Buch «Der SS-Staat», wie Mitte 1941 die ersten 3000 in Buchenwald ankamen.

Das ganze Lager war gespannt, wie sich die SS nach all der vorangegangenen Hetze verhalten würde. Fast der ganze Kommandanturstab, voran der damalige Lagerführer Plaul, wartete am Lagereingang. Als die Russen kamen, blieb es bei Schmähungen und Beschimpfungen; die Gestalten, die da eintrafen, waren allzu jämmerlich. Sie gelangten nach einem monatelangen Marsch von vielen hundert Kilometern, auf dem sie nur ein Minimum zu essen erhalten hatten, völlig erschöpft, zerlumpt und zerfetzt an ihrem Bestimmungsort an. Als sie durch das Lagertor wankten, glichen sie menschlichen Wracks; aus dem Bad gekommen, waren es wandelnde Skelette. Die Absicht der Wehrmacht und der SS war es, vorzutäuschen, daß die Russen von Haus aus schlecht ernährt und elend gekleidet seien; diesem Zweck diente der Bevölkerung gegenüber der wochenlange Marsch quer durch Deutschland.

Kogon, S. 240

### Häftlinge in den Konzentrationslagern

Die Herren der Welt mußten auch Herren über Leben und Tod sein, um ihre Herrschaft zu sichern. Sie ließen Konzentrationslager bauen. Deren Zweck war die Vernichtung von politischen Feinden und angeblich biologisch Minderwertigen. Die Konzentrationslager hatten eine weitere Funktion. Sie waren Lager, in denen Arbeitssklaven gesammelt und aufbewahrt wurden, die der SS gehörten. Diese wurden während des Krieges an deutsche Industriefirmen für den Bau und Betrieb von Industrieanlagen ausgeliehen. Die ungehemmte Ausbeutung ging weit über antike Maßstäbe hinaus, weil der Wunsch, die Arbeitssklaven zu erhalten, wegfiel. Es gab so viele, daß man jederzeit die Lager wieder auffüllen konnte. Daher brauchte auf ihre Erhaltung keine Rücksicht genommen zu werden. So war endgültig das Band gerissen, das die Sklaverei vor dem Absturz in die bloße Vernichtung bewahrte. Dieses Los traf die Schwachen ohnehin und für die für den Arbeitseinsatz Ausgewählten war er oft nur ein Aufschub.

Von Anfang an hatten die KZ-Häftlinge nicht bloß innerhalb des Stacheldrahtzaunes gearbeitet, sondern auch außerhalb. Sie wurden Außenkommandos zugeteilt. Waren die Entfernungen zur Arbeitsstelle zu groß, mußten die Kommandos ein Außenlager errichten. Bei einer bestimmten Größe und Wichtigkeit wurde es vom Hauptlager abgetrennt und selbstständig. Es konnte selbst der Ausgangspunkt von neuen Lagern werden.

Der Arbeitseinsatz der Häftlinge wurde durch das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt gelenkt. Betriebe, staatliche und private, mußten einen Antrag stellen. Der Arbeitseinsatzführer des nächstliegenden KZ bekam dann die Aufgabe, den Antrag an Ort und Stelle zu prüfen. Nach seinem Bericht genehmigte oder verwarf das SS-WVHA den Antrag.

Manchmal kam auch ein Ingenieur eines Betriebes in das KZ, um sich Fachkräfte auszusuchen. Der Betrieb mußte täglich 4 RM für einen Hilfsarbeiter und 6 bis 8 RM für einen Facharbeiter an das ausleihende Lager zahlen. Der Häftling erhielt nichts.

Welches Ausmaß die Verleihung von KZ-Häftlingen während des Krieges annahm, geht aus einer Erklärung von Rudolf Höß, Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz, hervor:

Erklärungen unter Eid von Rudolf Höß, Kommandant des KZ Auschwitz, im Nürnberger Pohl-Prozeß 1946 und 1947 (Auszüge)  
... Nach meiner Kenntnis begann die massenhafte Verwendung von KZ-Häftlingen in der deutschen Privatindustrie im Jahre 1940/41. Diese Verwendung steigerte sich fortlaufend bis zum Ende des Krieges. Gegen Ende 1944 waren ungefähr 400000 Konzentrationslagerhäftlinge in der privaten Rüstungsindustrie und rüstungswichtigen Betrieben beschäftigt. Wie viele Häftlinge schon vorher oder nachher eingesetzt waren, kann ich nicht sagen. Nach meiner Schätzung sind in den Betrieben mit besonders schweren Arbeitsbedingungen, z. B. Bergwerken, jeden Monat ein Fünftel gestorben oder wurden wegen Arbeitsunfähigkeit zur Vernichtung von den Betrieben an die Lager zurückgeschickt.

Die Konzentrationslager haben niemals Arbeitskräfte der Industrie angeboten. Vielmehr wurden Häftlinge nur dann in die Betriebe entsandt, wenn die Betriebe vorerst um Konzentrationslagerhäftlinge angesucht hatten ...

Die Betriebe mußten keine Berichte über Todesursachen usw. abgeben. Auf Grund der Berichte, die wir in den Lagern von der SS-Wachmannschaft und den Arbeitskommandoführern über Verminderung der Zahl der in den betreffenden Betrieben arbeitenden Häftlinge erhielten, wurden die Zahlen der Todesfälle und der Ar-

beitsunfähigen mitgeteilt, und sodann wurden fortlaufend neue Häftlinge als Nachschub an die betreffenden Betriebe gesandt.

Während meiner Dienstreisen wurde mir fortgesetzt von leitenden Persönlichkeiten der Betriebe gesagt, daß sie mehr Häftlinge haben wollen. [ . . . ]

Bei sehr vielen deutschen Industriefirmen wurden KZ-Häftlinge eingesetzt. Sie wurden in eigens errichteten Lagern am Sitz der Betriebe untergebracht. Manchmal überprüfte eine Kommission aus dem Betrieb im KZ die Häftlinge auf ihre manuellen und handwerklichen Fähigkeiten und wählte sie danach aus. Hier sei nur, als Beispiel für viele andere, das Schicksal weiblicher KZ-Häftlinge in den Krupp-Betrieben erwähnt:

Viele ihrer Familienangehörigen wurden in Auschwitz vergast. Die Frauen wurden von Auschwitz in das Gelsenberger Lager geschafft, das nicht weit von Essen entfernt war und dem Kommandanten des Konzentrationslagers Buchenwald unterstand. Hier wählten die Angestellten der Firma Krupp die 520 Insassen aus, die dann nach Essen gebracht wurden. Sie wurden «ungarische Jüdinnen» genannt.

Die Unterbringung:

Das Lager in der Humboldtstraße, in dem diese Konzentrationslägerinsassen untergebracht wurden, bestand aus vier Schlafbaracken und einem Gebäude, das als Küche bezeichnet wurde und in dem die Insassen ihr Essen bekamen und auch aben. In dem Lager gab es auch einen Luftschutzgraben, der die Bewohner gegen Brocken und Splitter schützen sollte, aber bei schweren Bomben völlig wertlos war. Um das Lager herum war Stacheldraht gezogen, auf Wachtürmen waren Angehörige der SS als Wachen aufgestellt, die die Insassen an der Flucht hindern sollten.

Die Baracken verbrannten bei einem Luftangriff am 25. Oktober 1944. Das ehemalige Küchengebäude wurde zusammengeflickt, und die ganze Belegschaft wurde in diesem Gebäude zusammengepfercht, wo sie wohnen mußte, obwohl es regendicht war. Die Insassen schliefen auf ein wenig Stroh auf dem Fußboden. Die Waschgelegenheiten waren zerstört und wurden nicht ersetzt. Bei einem weiteren Luftangriff am 21. Dezember 1944 wurde auch dieses Gebäude getroffen, und von da an lebte die ganze Belegschaft in dem Keller dieses ausgebombten Gebäudes, in dem es feucht und kalt war und nur unzureichende Lüftungsmöglichkeiten gab. Öfen konnten nicht benutzt werden . . .

## Die Bekleidung:

Manche der Mädchen hatten Fetzen von Decken um ihre Beine und Füße gewickelt. Zu Zeiten mußten die Insassen barfuß laufen, da viele von ihnen weder Strümpfe noch Fußlappen besaßen. Viele hatten erfrorene Füße und Frostbeulen. Manche Mädchen mußten Ziegel und Metallplatten ohne Handschuhe oder sonstigen Schutz tragen . . .

## Arbeitsweg und Arbeitszeit:

Die meisten Mädchen arbeiteten im Walzwerk Nr. 2, das etwa  $2\frac{1}{2}$  km vom Lager entfernt war. Um 4 Uhr morgens wurden die Mädchen geweckt. Um 4.30 Uhr war Appell. Um 6 Uhr morgens begannen sie mit der Arbeit, und sowohl die Tages- wie auch die Nachschicht hatte lange Arbeitsstunden. Am Sonntag waren die Arbeitsstunden kürzer.

## Die Behandlung:

Als durch die Luftangriffe die Produktion in vielen der Kruppschen Fabriken in Essen stilllag, wurden die weiblichen Häftlinge dazu abgestellt, Trümmer wegzuräumen und Baumaterial für den Aufbau der Fabrik zu tragen . . . Die weiblichen SS-Aufseher ohrfeigten und stießen die Mädchen, wenn sie langsam arbeiteten. Zur Strafe bekamen sie nichts zu essen und das Haar wurde ganz kurz geschnitten oder in Form eines Kreuzes rasiert. Die Firma Krupp bestimmte die Art und Menge der Arbeit und Überwachung . . . Die Aufseher von Krupp sorgten streng für Disziplin bei der Arbeit, sie gaben den SS-«Aufsehern» Instruktionen bezüglich der Strafen. Daß die Mädchen mißhandelt wurden, war in der Firma allgemein bekannt . . .

Kühnl, Nr. 264,256

Verschiedene Betriebe von Privatunternehmen hatten sich auch in oder neben Konzentrationslagern angesiedelt, so Krupp in Auschwitz, der Siemens-Konzern in Ravensbrück und in Auschwitz, die Walther-Waffenwerke und die Gustloff-Werke in Buchenwald, der Zeppelin-Luftschiffbau bei Sachsenhausen.

Wegen ihrer Wichtigkeit für die Kriegswirtschaft genossen die IG-Farben besondere Vorrechte. Im Herbst 1940 wurde ihr die Aufgabe erteilt, östlich von Auschwitz ein 4. Bunawerk zur Herstellung von Kautschuk zu errichten. Dort erstreckte sich eine weite, ebene Fläche am

Hochufer der Weichsel, benachbart den Kohlengruben, dem Eisenbahnknotenpunkt Auschwitz und dem Konzentrationslager. Im Mai 1941 waren die Planungsarbeiten abgeschlossen, und die Bauarbeiten konnten beginnen. Die Arbeitskräfte lieferte vor allem das nahegelegene KZ.

Protokoll von Walther Dürrfeld, Direktor des Werkes Auschwitz der IG Farbenindustrie AG, über die Besprechung mit SS-Sturmbannführer Rudolf Höß, Kommandant des KZ Auschwitz, am 14. Mai 1942 über den Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen (Auszug)

Der Kommandant betont seinen Auftrag, den er von dem Reichsführer SS bekommen hat, uns unter allen Umständen Häftlinge bis zur Zahl von 4500 Mann zur Verfügung zu stellen. Er wird diesen Auftrag bis zu dem geforderten Termin, Mitte Juni, auf jeden Fall durchführen, auch wenn die eigenen Arbeiten zurückstehen müßten; seine ganzen Dispositionen über die weiblichen jüdischen Häftlinge seien darauf zugeschnitten. Wir möchten die Kräfte daher nach Bedarf anfordern.

In einer eingehenden Unterhaltung über die Qualität der Häftlinge entwickelte ich folgende Bedingungen:

1. Kräftige und arbeitsfähige Häftlinge.
2. Täglich die gleichen Häftlinge zum gleichen Arbeitsplatz.
3. Größere Freizügigkeit im Einsatz der Häftlinge.
4. Ansporn der Häftlinge zu größerer Leistung . . .

Weitere Teilnehmer waren Otto Ambros, Vorstandsmitglied der IG-Farben, zwei andere Vertreter des Chemie-Konzerns und Regierungspräsident Springorum . . .

Kühnl, Nr. 260

Das Baugelände war 8 km lang und 3 km breit, zwei Kraftwerke waren vorgesehen. 1942 wurden verschiedene Außenlager für die Häftlinge im Arbeitseinsatz errichtet, das größte war Monowitz in unmittelbarer Nähe der IG-Betriebe. Im November 1943 arbeiteten 23000 Menschen auf der Baustelle, davon 19000 Ausländer und KZ-Häftlinge. Ganz in der Nähe fanden die Selektionen und Vergasungen statt.

Eidesstattliche Erklärung Christian Schneiders über die Lage von ausländischen Arbeitern, von Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen bei IG-Farben (Auszüge)

21. Die Verbrennungsschlote vom KZ Auschwitz konnte man von der IG Auschwitz aus sehen. Ich habe gehört, daß IG-Leute, die in Auschwitz waren, den Verbrennungsgeruch selbst gespürt haben,

und zwar Walther Dürrfeld und andere Auschwitz besuchende Ingenieure. Die genannten Herren erzählten mir, daß es ein furchtbarer Geruch war. [ . . . ]

Über die Lebens- oder Sterbebedingungen der KZ-Häftlinge im Arbeitseinsatz soll die eidesstattliche Erklärung eines ehemaligen Häftlings Auskunft geben.

Eidesstattliche Erklärung des ehemaligen KZ-Häftlings Dr. Gustav Herzog über die Lage der Häftlinge bei IG-Farben und die Vergasung physisch erschöpfter Häftlinge (Auszüge)

11. Die Methode der IG-Farben, nur voll Arbeitsfähige in Buna zu belassen, hat weitaus mehr Todesopfer gekostet als die individuellen Morde in anderen KZ. An dieser Generallinie kann auch nichts dadurch geändert werden, daß die IG an die bei ihr arbeitenden Häftlinge eine «Werksuppe», d. h. warmes Wasser mit ein wenig Kraut oder Rüben, abgab, oder daß sie z. B. anordnete, daß die in ihren Büros arbeitenden Häftlinge (als Buchhalter z. B.) öfters frische Wäsche und Seife erhalten müßten.

12. Wenn in den Wintermonaten die Kälte besonders stark war, mußten erst Dutzende von Häftlingen erfroren umfallen und tot hereingebracht werden, bis sich die IG entschloß, die Arbeit für den betreffenden Tag einzustellen.

Kühnl, Nr. 267,261

Häftlinge wurden auch wie Tiere zu Versuchen gekauft, an denen sie anschließend starben.

Auszug aus einem Briefwechsel der zur IG-Farben gehörenden Firma Bayer mit der Lagerleitung von Auschwitz:

«Bezüglich des Vorhabens von Experimenten mit einem neuen Schlafmittel würden wir es begrüßen, wenn Sie uns eine Anzahl von Frauen zur Verfügung stellen würden . . .» «Wir erhielten Ihre Antwort; jedoch erscheint uns der Preis von RM 200,- pro Frau zu hoch. Wir schlagen vor, nicht mehr als RM 170,- pro Kopf zu zahlen. Wenn Ihnen das annehmbar erscheint, werden wir Besitz von den Frauen ergreifen. Wir brauchen ungefähr 150 Frauen . . .» «Wir bestätigen Ihr Einverständnis. Bereiten Sie für uns 150 Frauen in bestmöglichstem Gesundheitszustand vor, und sobald Sie uns mitteilen, daß sie soweit sind, werden wir diese übernehmen . . .» «Erhielten den Auftrag für 150 Frauen. Trotz ihres abgezehrten Zustandes wurden sie als zufriedenstellend befunden. Wir werden Sie bezüglich der Entwicklung der Experimente auf dem laufenden

halten ...» «Die Versuche wurden gemacht. Alle Personen starben. Wir werden uns bezüglich einer neuen Sendung bald mit Ihnen in Verbindung setzen.»

Sator, S. 73

Die Sklavenarbeiter stützten mit der von ihnen erpreßten Arbeit ein Regime, das sie selbst ständig mit dem Tod bedrohte. Hunderttausende von Fremdarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen kamen dabei um. Sie mußten dazu beitragen, den Krieg durchzuführen und zu verlängern, was abermals unzählige Opfer kostete.

Zu Beginn des Krieges herrschte in Deutschland Vollbeschäftigung. Mit den Kriegsjahren nahm der Bedarf an Soldaten und Kriegsmaterial immer mehr zu. Je höher die Verluste an Menschen und Material waren, um so mehr Arbeiter wurden aus der Rüstungsindustrie abgezogen und um so schneller mußte diese produzieren. Dieser Widerspruch sollte durch die Sklavenarbeiter gelöst werden, von denen man immer mehr brauchte.

Von Mai 1940 bis September 1944 waren 7,5 Millionen Ausländer in Deutschland beschäftigt. Im Mai 1944 war jeder fünfte zivilbeschäftigte Arbeiter in Deutschland ein Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangener. So konnten die Abgänge einigermaßen ausgeglichen werden, selbst wenn man berücksichtigt, daß ein Fremdarbeiter wegen seines physischen Zustands, der ihm zugefügten schlechten Behandlung und seines Widerwillens schätzungsweise nur 80 Prozent der Leistungsfähigkeit eines Einheimischen erreichte.

Die «Kräftebilanz» Deutschlands 1939-1944 in Millionen

Zivile Arbeitskräfte			Wehrmacht				Zivile Arbeitskräfte gesamt
Männer	Frauen	zus.	Ausländer	insg.	Ver-einbe-luste	Aktiv-bestand	
1939	24,5	14,6	39,1	0,3	1,4	—	1,4
1940	20,4	14,4	34,8	1,2	5,7	0,1	5,6
1941	19,0	14,1	33,1	3,0	7,4	0,2	7,2
1942	16,9	14,4	31,3	4,2	9,4	0,8	8,6
1943	15,5	14,8	30,3	6,3	11,2	1,7	9,5
1944	14,2	14,8	29,0	7,1	12,4	3,3	9,1
1944 (Sept.)	13,5	14,9	28,4	7,5	13,0	3,9	9,1
							35,9

Ploetz, S. 5

In Industrien, die nicht unmittelbar für den Krieg arbeiteten, waren im November 1944 im Maschinenbau 28 Prozent Ausländer beschäftigt, in der Elektrotechnik 19,3 Prozent, in der Chemie 25,7 Prozent und in der Feinmechanik und Optik 17,7 Prozent.

An der Kohleförderung waren Ausländer zu etwa einem Fünftel beteiligt, und von den 5 Millionen in der Landwirtschaft Beschäftigten waren 2 Millionen Ausländer.

In der Kriegsindustrie lag ihr Anteil noch höher. 200000 Ausländer, 31 Prozent der Beschäftigten, arbeiteten in der Luftwaffenindustrie, 25 Prozent in der Rüstungsproduktion. 1944 wurde jeder vierte Panzer, Lastkraftwagen, Granatwerfer und jedes vierte Stück Munition von einem Ausländer angefertigt.

## 2. Die Herrenmenschen-Ideologie

Kogon zitiert in seinem Buch die Äußerung eines SS-Führers, den er selbst wohlinformiert, überlegen, absolut nicht dumm, aber durch und durch fanatisch nennt.

Was wir Ausbilder des Führernachwuchses wollen, ist ein modernes Staatswesen nach dem Muster der hellenischen Stadtstaaten. Diesen aristokratisch gelenkten Demokratien mit ihrer breiten ökonomischen Helotenbasis sind die großen Kulturleistungen der Antike zu danken. Fünf bis zehn vom Hundert der Bevölkerung, ihre beste Auslese, sollen herrschen, der Rest hat zu arbeiten und zu gehorchen. Nur so sind jene Höchstwerte erzielbar, die wir von uns selbst und dem deutschen Volke verlangen müssen.

Kogon, S. 20

Der SS-Mann trägt ein in der Geschichte immer wiederkehrendes Argument vor: Große Kulturleistungen sind nur auf der Basis von Sklavenarbeit möglich gewesen und möglich. Das Argument, mit dem die Sklaverei und Barbarei gerechtfertigt werden soll, ist selbst barbarisch. Die hellenischen Stadtstaaten werden als Beispiel genannt. Wenige sollen über viele herrschen. Die Heloten waren die Sklaven der Sparta-ner. Wie die Heloten der Nationalsozialisten leben sollten, sagt Himmler:

Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens darf es keine höhere Schule geben als die vierklassige Volksschule. Das Ziel dieser Volksschule hat lediglich zu sein:

Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, daß es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleißig und brav zu sein. Lesen halte ich nicht für erforderlich.

Eltern können den Antrag stellen, daß ihre Kinder eine bessere Schulbildung erhalten. Er wird danach entschieden, ob die Kinder ‹rassisch tadellos› sind. Kinder ‹guten Bluts› werden nach Deutschland gebracht und dort erzogen, ihre Eltern können mitgehen. Auf diese Weise wird im Osten bald eine ‹minderwertige Bevölkerung› übrigbleiben.

Diese Bevölkerung wird als führerloses Arbeitsvolk zur Verfügung stehen und Deutschland jährlich Wanderarbeiter und Arbeiter für besondere Arbeitsvorkommen (Straßen, Steinbrüche, Bauten) stellen; sie wird selbst dabei mehr zu essen und zu leben haben als unter der polnischen Herrschaft und bei eigener Kulturlosigkeit unter der strengen, konsequenter und gerechten Leitung des deutschen Volkes berufen sein, an dessen ewigen Kulturtaten und Bauwerken mitzuarbeiten und diese, was die Menge der groben Arbeit anlangt, vielleicht erst ermöglichen.

Kühnl, Nr. 222a

Als der Krieg vorbei und das Verbrechen allen bekannt war, suchte man nach einer Rechtfertigung. Es fiel schwer, sich einzustehen, daß es keine gab. Die ewigen Kulturtaten fehlten, und man war froh, daß man ein Bauwerk fand, die Autobahnen. An Grausamkeit und Barbarei haben die Nationalsozialisten allerdings die Griechen weit übertrumpft.

In den besetzten Gebieten fanden Menschenjagden statt, um Sklavenarbeiter zu gewinnen.

Zivilisten wurden zu Millionen nach Deutschland verschleppt. Sie wurden in bewachten Lagern aufbewahrt, sie galten nicht als vertragsfähig, sonst gültige Gesetze wurden auf sie nicht angewandt, sie leisteten unbezahlte oder fast unbezahlte Arbeit.

«Mißhandlung oder Verschleppung der entweder aus einem besetzten Gebiet stammenden oder dort befindlichen Bevölkerung zur Zwangsarbeit oder irgendeinem anderen Zweck» (Artikel 6b des Statuts für den Internationalen Gerichtshof) gilt in den modernen Zeiten als Kriegsverbrechen.

Kriegsverbrechen wurden auch an den Gefangenen begangen. Es gab Menschen, die hiergegen protestierten. So verwahrte sich der Admiral Canaris gegen eine unmenschliche Anweisung für die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener:

Das Genfer Kriegsgefangenenabkommen gilt zwischen Deutschland und der UdSSR nicht, daher gelten lediglich die Grundsätze des allgemeinen Völkerrechts über die Behandlung von Kriegsgefangenen. Diese haben sich seit dem 18. Jahrhundert dahin gefestigt, daß die Kriegsgefängenschaft weder Rache noch Strafe ist, sondern lediglich Sicherheitshaft, deren einziger Zweck es ist, die Kriegsgefangenen an der weiteren Teilnahme am Kampf zu verhindern. Dieser Grundsatz hat sich im Zusammenhang mit der bei allen Heeren geltenden Anschauung entwickelt, daß es der militärischen Auffassung widerspreche, Wehrlose zu töten oder zu verletzen; . . . Die als Anl. . . . beigefügten Anordnungen für die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener gehen von einer grundsätzlich anderen Auffassung aus. [ . . . ]

Der Protest machte keinen Eindruck. Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, notierte lediglich:

Die Bedenken entsprechen den soldatischen Auffassungen vom ritterlichen Krieg! Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung! Deshalb billige ich diese Maßnahmen und decke sie.

Kraus (Hg.), S. 104

Plato hatte 2500 Jahre zuvor die Humanisierung des Krieges unter Hellenen gefordert. Die Verbote und Gebote, die er aufstellte, sollten allerdings für den Krieg gegen Barbaren nicht gelten. Er konnte sich mit seinen Vorschlägen nicht durchsetzen. Aber im Laufe der Jahrhunderte waren einige besonders grausame Formen der Kriegsführung, etwa die Tötung von Gefangenen, durch Anschauung und Recht geächtet worden. Die Normen wurden allerdings oft nicht befolgt. Die Nationalsozialisten befolgten sie nicht nur nicht, sie erklärten sie ausdrücklich für ungültig.

Das furchtbarste Los traf schließlich die Arbeitssklaven der Konzentrationslager. Man könnte fast sagen, die Nationalsozialisten hätten Xenophons Vorschlag wahrgemacht und bei weitem übertroffen. Er hatte bekanntlich gemeint, daß der Staat sich Sklaven beschaffe, Staatssklaven, die er dann an private Unternehmer verleihen sollte (siehe Seite 18ff). Der Plan ist nie durchgeführt worden, und es blieb der SS vorbehalten, ihre Arbeitssklaven an Unternehmen zu verleihen. Allerdings fiel auch ein Rest von Schonung für die Sklaven fort, da es davon genug gab. Die Lager konnten immer wieder aufgefüllt werden. Daher war die Verleihung an die Unternehmer oft nur eine andere Form der Vernichtung oder deren Aufschub.

Sklaverei und Barbarei hatten nicht bloß ein anderes Ausmaß angenommen, sondern auch eine andere Art. Sie hatten eine neue Qualität bekommen. Im Lauf der Jahrhunderte war zur Barbarei das Wissen getreten, daß sie Barbarei sei, doch blieb diese Einsicht gegen sie selbst machtlos. Schuld daran war die Fähigkeit, Barbarei und Sklaverei zwar als solche bewußt zu machen, aber gleichzeitig vorzutäuschen, daß sie etwas Vergangenes seien, das man im Griff habe. Man dachte, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Daher die Überraschung und das Entsetzen, die auch besonders groß waren, weil es den weißen Nachbarn in der Straße getroffen hatte und nicht irgendeinen Volksstamm im dunklen Erdteil. Man handelte barbarisch, obwohl man es besser wußte. Es war kein Rückfall aus dem Zustand der Kultur in den der Barbarei. Die Kultur machte bloß den barbarischen Grund, auf dem sie gewachsen war, offenbar und war damit erschöpft. Man kann auch sagen, daß Barbarei und Sklaverei ihre Unschuld und Unwissenheit verloren hatten.

Nietzsche (1844-1900), der gewiß kein Rassist und Vorläufer der Nationalsozialisten war, obgleich die folgenden Sätze erschreckend genug sind, glaubte offenbar, es gäbe eine Rückkehr in jenen Zustand der Ge-wissenlosigkeit jenseits von Gut und Böse. Wenn es ihn je gab, so war doch der Glaube an eine Rückkehr ein Irrtum. Außerdem war Nietzsche nicht bloß ein bedeutender Philosoph, sondern auch ein reisender Professor, der sich vorwiegend an den Wintersportorten späterer Zeiten und an der Riviera aufhielt. Dort hatte er nicht Gelegenheit, die Leiden und die Schrecken seiner Zeit zu besichtigen, welche groß genug waren. Daher fiel es ihm leicht, sich jene vergangenen Zeiten prachtvoll auszumalen.

Dieselben Menschen, welche so streng durch Sitte, Verehrung, Brauch, Dankbarkeit, noch mehr durch gegenseitige Bewachung, durch Eifersucht inter pares in Schranken gehalten sind,[. . .] sie sind nach außen hin, dort wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht viel besser als losgelassene Raubtiere.[. . .]

Auf dem Grunde aller dieser vornehmen Rassen ist das Raubtier, die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie nicht zu erkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Tier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildnis zurück: - römischer, arabischer, germanischer, japanesischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger - in diesem Bedürfnis sind sie sich alle gleich. Die vornehmen Rassen sind es, welche den Begriff «Barbar» auf all den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind; noch aus ihrer höchsten Kultur heraus verrät sich ein Bewußtsein davon und ein Stolz selbst darauf. [. . .] Diese «Kühnheit» vornehmer Rassen, toll, absurd, plötzlich, wie sie

sich äußert, das Unberechenbare, das Unwahrscheinliche selbst ihrer Unternehmungen, ihre Gleichgültigkeit und Verachtung gegen Sicherheit, Leib, Leben, Behagen, ihre entsetzliche Heiterkeit und Tiefe der Lust in allem Zerstören, in allen Wollüsten des Sieges und der Grausamkeit - alles faßte sich für die, welche daran litten, in das Bild des «Barbaren», des «bösen Feindes», etwa des «Goten», des «Vandalen» zusammen. Das tiefe, eisige Mißtrauen, das der Deutsche erregt, sobald er zur Macht kommt, auch jetzt wieder - ist immer noch ein Nachschlag jenes unauslöschlichen Entsetzens, mit dem jahrhundertelang Europa dem Wüten der blonden germanischen Bestie zugesehn hat. [ . . . ]

Nietzsche, S. 267ff.

Die «scheußliche Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung» ist nichts als scheußlich. Die SS erklärte sich zur neuen vornehmen Rasse. Auf *ihrem Grund* erschien, mit Kneifer und dümmlichem Gesicht, Himmler und hielt folgende Ansprache an die Kameraden:

a) Heinrich Himmler über SS-Moral

... Ein Grundsatz muß für den SS-Mann absolut gelten: ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem. Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig. Das, was in den Völkern an gutem Blut unserer Art vorhanden ist, werden wir uns holen, indem wir ihnen, wenn notwendig, die Kinder rauben und sie bei uns großziehen. Ob die anderen Völker in Wohlstand leben oder ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10000 russische Weiber an Entkräftung umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird. Wir werden niemals roh und herzlos sein, wo es nicht sein muß; das ist klar. Wir Deutschen, die wir als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch zu diesen Menschentieren eine anständige Einstellung einnehmen, aber es ist ein Verbrechen gegen unser eigenes Blut, uns um sie Sorge zu machen und ihnen Ideale zu bringen, damit unsere Söhne und Enkel es noch schwerer haben mit ihnen. Wenn mir einer kommt und sagt: «Ich kann mit den Kindern oder den Frauen den Panzergraben nicht bauen. Das ist unmenschlich, denn dann sterben die daran», - dann muß ich sagen: «Du bist ein Mörder an deinem eigenen Blut, denn wenn der Panzergraben nicht gebaut wird, dann sterben deutsche Soldaten, und das sind Söhne deut-

scher Mütter. Das ist unser Blut.» Das ist das, was ich dieser SS einimpfen möchte und - wie ich glaube - eingimpft habe, als eines der heiligsten Gesetze der Zukunft: Unsere Sorge, unsere Pflicht, ist unser Volk und unser Blut; dafür haben wir zu sorgen und zu denken, zu arbeiten und zu kämpfen, und für nichts anderes. Alles andere kann uns gleichgültig sein . . .

Himmler fordert, den Fremden gegenüber kein Gewissen zu haben. Das sei das richtige Gewissen des Volksgenossen. Ein Gewissen ihnen gegenüber zu haben, sei gewissenlos. Die neue Moral ist, keine zu haben.

Aber offenbar sind manche SS-Leute noch nicht die richtigen Barbaren. Unanständigerweise regen sich zuweilen menschliche Gefühle. Sie hängen noch an Normen, die 2500 Jahre abendländische Geschichte auch hervorgebracht haben. Die Neigungen des Mitleids und der Menschlichkeit werden jetzt zu menschlichen Schwächen erklärt, die bekämpft gehören. Anständig bleibt, wer ihnen nicht nachgibt, wer es durchsteht. Es bleibt nur der Barbar übrig.

b) Die Ausrottung des jüdischen Volkes - ein Ruhmesblatt unserer Geschichte

. . . Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. - «Das jüdische Volk wird ausgerottet», sagt ein jeder Parteigenosse, «ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir.» Und dann kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei - abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen - anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte . . .

Hofer (Hg.), Nr. 62

Anstelle des Gewissens trat der Führer als strafende Macht, dem man folgen mußte. Man brauchte kein Gewissen mehr, was zweifellos entlastend wirkte. Die Herren enthüllten sich als Barbaren.

Wir können sogar noch einen Schritt weitergehen. Als die Herren über Leben und Tod wegen ihrer Verbrechen schließlich angeklagt wur-

den, erklärten sich die meisten für unschuldig. Sie hätten unter Befehlsnotstand gehandelt. Sie definierten sich als reine Befehlsempfänger ohne jede Autonomie. Ohne es zu wissen, erklärten sie sich damit zu Sklaven. Ein Sklave, hatte Aristoteles gesagt, der auf Befehl seines Herren jemanden umbringt, ist unschuldig. Er ist nur ein Werkzeug, in diesem Fall ein Mordwerkzeug.

### 3. Die Sklavenideologie (Widerstand)

Der Widerstand der Sklavenarbeiter nahm gegen Ende des Krieges mit dem Heranrücken der Alliierten immer mehr zu. Er blieb jedoch unter den Bedingungen des Lagerlebens bis zuletzt äußerst schwierig und lebensgefährlich. Kriegsgefangene und Fremdarbeiter, die auf ihre Kameraden einwirkten und sich in den Augen ihrer Bewacher hetzerisch betätigten, wurden der Staatspolizei übergeben und kamen in die KZ. Aber selbst dort gab es noch Bekundungen der Solidarität, wie etwa bei der Ankunft sowjetischer Kriegsgefangener in Buchenwald.

Eine illegale Organisation war die «Brüderliche Mitarbeiterschaft aller Kriegsgefangenen». In Lagern, in denen es Gefangene aus verschiedenen Ländern gab, wurden Räte gebildet. Jede Nation war durch ein Mitglied vertreten. Die Kriegsindustrie sollte geschädigt, die deutschen Arbeiter zum bewaffneten Aufstand aufgerufen und in ganz Europa die Revolution durchgeführt werden.

Sowjetische Kriegsgefangene bildeten Widerstandsorganisationen und suchten Kontakte zu Ostarbeitern außerhalb der Lager. Es gab jedoch auch Verbindungen zur deutschen Arbeiterschaft. Der Arbeiter Hans Grüning verbreitete den folgenden, von sowjetischen Kriegsgefangenen verfaßten Aufruf. Er ist nur ein Beispiel für den Mut von Menschen, die damals unerkannt bleiben mußten und heute fast unbekannt sind.

#### Kumpel an Ruhr und Rhein!

Es rufen dich die Kumpel der russischen Kriegsgefangenschaft. Kumpel, wie lange willst du noch helfen, den Krieg in die Länge zu ziehen? Mit jeder Tonne Kohle, die du lieferst, forderst du unzählige Menschenleben, Krüppel und Witwen. Spürst du nicht, daß die Kriegsgewinnler auf deinem Rücken sitzen und dich in den Nacken treten, um noch mehr zu liefern? Geregelter Arbeitsstunden gibt es nicht, auch noch die Sonn- und Feiertage fordert man von dir, den Urlaub verlegt man bis nach dem Krieg. Das Krankfeiern wird als Sabotage betrachtet, gewaltsam drängt man dich zur Arbeit. Kum-

pel, spürst du nicht, wie die Kriegsgewinner dir das Mark aus den Knochen ziehen, um ihren Profit stabil zu halten, um ihre Galgenfrist auf die lange Bank zu schieben? Spürst du dies nicht?

Du bist ein moderner Sklave. Man braucht dich unbedingt, ohne Kohle läuft kein Rad. Du hast es in den Händen, wie lange du noch den Schicksalsweg gehen willst und wie lange noch das Kriegsrat sich drehen soll.

Macht Schluß damit. Scheut nicht die Spitzel, bildet Komitees, diskutiert über die Sache. Die unterdrückten Völker schreien nach Frieden.

Peukert, S. 312f.

Widerstand gab es selbst noch in den Konzentrationslagern, wenn es auch unter den dort herrschenden Bedingungen nicht zum bewaffneten Aufstand kommen konnte. Er manifestierte sich in verschiedenen Formen: im Kampf um die Macht innerhalb des Lagers, in der Organisation des Lagers und in Sabotagehandlungen.

Zur Regelung des internen Lagerlebens brauchte die SS die Gefangenen. Deren bewußter und noch widerstandsfähiger Teil versuchte, alle wichtigen, von Häftlingen im Lager eingenommenen Stellen mit Antifaschisten zu besetzen. Dazu gehörten unter anderem die Posten der Stuben- und Blockältesten, die Stellen auf der Krankenstation, dem Revier und bei der Arbeitsstatistik. Um die wichtigen Positionen gab es einen ständigen Kampf zwischen den Grünen, den Kriminellen, und den Roten, den politischen Gefangenen. Häufig wurde er, wie in Buchenwald, von den Roten gewonnen. Der Widerstandskampf dieses Lagers soll hier besonders berücksichtigt werden. In einer Situation, in der es eigentlich nur noch um das Überleben ging, versuchten Häftlinge, dem System zu schaden und an seiner Überwindung zu arbeiten. Manchmal bekam die SS-Lagerleitung durch Spitzel Kenntnisse von den Vorgängen, die gegen sie gerichtet waren. Im großen und ganzen blieb ihr jedoch verborgen, was im Lager geschah.

Das Lager mußte von den Häftlingen straff organisiert werden. Dabei, wie auch bei allen Widerstandshandlungen, spielten Kommunisten, die durch Schulung und langjährigen Kampf am besten vorbereitet waren, eine führende Rolle. Sie erwarben sich sehr große Verdienste, auch wenn sie manchmal ihre eigenen Parteigänger bevorzugten.

In Buchenwald entstand ein Internationales Lagerkomitee. Es sollte die Antifaschisten zusammenschließen, wenn irgend möglich ihr Leben erhalten, die Kriegsproduktion planmäßig stören und die bewaffnete Auseinandersetzung mit der SS vorbereiten. Neben dem Internationalen Lagerkomitee wurden Nationale Komitees gegründet, in denen Häftlinge mit verschiedenen politischen Ansichten zusammenarbeiten

ten. Schließlich gab es eine geheime militärische Organisation mit Angehörigen der verschiedensten Nationen. Man fürchtete, die SS würde beim Herannahen der Alliierten die Häftlinge liquidieren und wollte sie davor schützen. Die militärischen Untergruppen waren drei bis fünf Mann stark und wurden nach Wohnblocks oder Arbeitskommandos zusammengefaßt. Mitglieder der Lagerfeuerwehr, des Lagerschutzes und des Sanitätstrupps waren in ihnen stark vertreten.

Im März 1945 bestanden 189 Gruppen mit rund 900 Kämpfern, die im Notfall auf weitere Hilfe rechnen konnten. Folgende Waffen waren im Lager illegal vorhanden: ein leichtes Maschinengewehr, 96 Karabiner, 100 Pistolen, 125 originale oder selbstgefertigte Handgranaten, 1100 Brandflaschen, 50 Hiebwaffen und 80 bis 100 Stichwaffen. Die Kämpfer waren in Geländekunde, Taktik und in Waffenkunde ausgebildet worden. Übungsorte waren Keller, Waschräume, Werkstätten, Bäder im Krankenrevier.

Das Häftlingspersonal auf der Krankenstation bestand zum großen Teil aus Antifaschisten. Häftlinge, die in Gefahr waren, von der SS umgebracht zu werden, wurden zu ihnen gebracht. Man gab an, daß sie gestorben seien und gab ihnen Namen und Häftlingsnummern wirklich Verstorbener, unter denen sie fortan weiterlebten. Andere wurden vor dem Todestransport oder der Liquidierung gerettet, indem man sie für transportunfähig oder sterbenskrank erklärte. Sowjetische Häftlinge schrieben über die Hilfe, die sie im Revier erhielten:

Die illegale Organisation war nicht in der Lage, alle Kameraden in <bessere> Kommandos zu schicken. Deshalb war es notwendig, die Krankenbefreiungen den Kameraden zukommen zu lassen, die Erholung brauchten. Innerhalb von neun Monaten wurden auf diese Weise durch das Revier 846 Mann von Arbeiten in den schweren Kommandos befreit. Außerdem befreite der Kapo des Wechselbades, Heinrich Suderland, auf Grund unserer Bitte täglich mindestens 15 Mann von der Arbeit. Der Kapo der Operationsabteilung 2, Helmut, hatte auf Grund unserer Forderung sehr viele unserer Kranken im Revier untergebracht. Er hatte im Jahre 1944 insgesamt 10800 Krankenscheine ausgegeben. Außerdem wurden 800 Mann zur Stärkung im Revier untergebracht. Über das Revier gelang es uns, mehr Brot und Suppe zu erhalten als vorgesehen war. Diese überschüssigen Mengen benutzten wir zur Hilfe für schwache Kameraden im Lager. In einer nur kurzen Zeitspanne wurden 7200 Kilogramm Brot und 7200 Liter Suppe übergeben. Als die SS einen Transport vorbereitete, erklärten wir viele Kameraden zu Invaliden, nicht geeignet für die Arbeit, zu der man sie schicken wollte. Wir brachten sie direkt im Revier unter oder befreiten sie für einige

Tage von der Arbeit. Auf diese Weise ließen wir sie im Lager und bereiteten Kader für die Befreiung der Häftlinge aus dem Lager vor. Im Jahre 1944 wurden insgesamt 1500 Mann von Transporten zurückgestellt. Darunter befanden sich viele sowjetische kriegsgefangene Offiziere.

Von großer Bedeutung für die Häftlinge war die Arbeit der Arbeitsstatistik. Die Gefangenen, die dort beschäftigt waren, hatten über die Qualifikation der Arbeiter, über die Anzahl der zur Arbeit Eingesetzten und über die Forderungen der SS an Dienststellen und Firmen Buch zu führen. Außerdem stellten sie Transporte zusammen. Dabei handelten sie, gegen die Weisungen der SS, nach folgenden Gesichtspunkten: Antifaschisten sollten dem Lager erhalten bleiben, Leute jedoch, die dort mit besonders schlechter Behandlung oder dem Tod zu rechnen hatten, in die Außenkommandos gebracht werden. Gefangene, die sich für Sabotage eigneten, wurden bestimmten Transporten zugeteilt, Facharbeiter vor den Steinbrüchen oder ähnlichen Todeskommandos geschützt und Unerwünschte, die im Lager gestohlen oder gehamstert hatten, abgeschoben.

Die Häftlinge wurden als Sklavenarbeiter vorwiegend in der Rüstungsindustrie verwendet. Viele nahmen jede Gelegenheit wahr, Quantität und Qualität der Produktion zu vermindern. Ein geflügeltes Wort in Buchenwald lautete: Alles für das Lager, nichts für die Rüstung. Natürlich war der SS die Sabotagetätigkeit bekannt. Das Wirtschafts-Verwaltungshauptamt ordnete am 11. April 1944 an

[. . .] in Fällen nachgewiesener Sabotage . . . Antrag auf Exekution durch den Strang zu stellen. Vollzug soll dann vor allen angekommenen Häftlingen des betreffenden Arbeitskommandos durchgeführt werden, dabei ist der Grund der Exekution als Abschreckungsmittel bekanntzugeben.

Trotzdem hörte die Sabotage nicht auf. Material und Werkzeug wurden aus den Betrieben entwendet, in das Lager gebracht und dort gebraucht, um das Leben der Gefangenen zu erleichtern. Die Häftlinge wurden aufgefordert, ihre Berufe geheim zu halten. So wurden wichtige Arbeitsplätze mit unqualifizierten Arbeitskräften besetzt. Andererseits wurden Fachleute, die Antifaschisten waren, in Positionen gebracht, wo sie planmäßig Sabotage betreiben konnten. Man verzögerte die Beschaffung von Material, Werkzeugen und Maschinen, wandte Prüfbestimmungen strikt an und schürte Kompetenzstreitigkeiten innerhalb der Betriebsleitung. Man verwandte falsches Material und falsche Zeichnungen. Fundamente wurden unsachgemäß gegossen, Kabel falsch ver-

legt, so daß Boden und Wände wieder aufgerissen werden mußten. Es war wichtig, daß die Sabotage erst einige Zeit später wirksam wurde, damit die Täter nicht entdeckt werden konnten. Schließlich wurden Werkzeuge und Maschinen vorsätzlich unsachgemäß gehandhabt und beschädigt.

So kam es ständig zu Produktionsrückständen. Ein Häftling berichtete:

[. . .] Die ganzen Jahre hindurch, 1943, 1944 und 1945, betrug der Leistungsgrad der meisten Werkstätten des Werkes nie mehr als 40 Prozent der Leistungskapazität. [. . .] Durch falsche Materialausgabe, Nichtberücksichtigung von Zeichnungsänderungen, Terminfälschungen usw. haben die Häftlinge in einem Falle einen Rückstand von 2000 Aufträgen mit etwa 155000 Arbeitsstunden erreicht. Die Täter konnten nicht gefasst werden. Es kam zu schweren Produktionsstörungen in allen Abteilungen. Die vorhandenen Maschinen und Werkzeuge hätten sehr gut ausgereicht, sämtliche Aufträge fristgemäß auszuführen, wenn die Häftlinge gewollt hätten. Tatsächlich wurden nur 15 Prozent erreicht.

Drobisch, S. 97, 128, 125

Im März 1944 wurden in Buchenwald von 55000 Karabinern, die man monatlich hätte herstellen können, nur 3000, im April 6000, im Mai 9000 und im Juni 600 einwandfrei abgeliefert. Gegen Ende des Krieges ging die interne Leitung des Lagers immer mehr an die politischen Häftlinge über.

Sie stellten jetzt eine reale Macht dar und wären, falls die SS Massenliquidation oder -evakuierung befohlen hätte, zum offenen Widerstand übergegangen. Beim Herannahen der alliierten Truppen warteten die Gefangenen nicht auf ihre Befreiung, sondern sie befreiten sich am 11. April 1945 durch den Sturm auf Wachtürme und Tore selbst.



## 10. Kapitel: Die Gegenwart

### 1. Wie Europa sich auf Kosten anderer Teile der Welt entwickelte

Sklaverei ist die absolute Herrschaft eines Menschen über einen anderen, in der der Versklavte zur Sache wird. Die Sache ist noch beweglich, sie besitzt einen Spielraum der Freiheit. Der Spielraum wird eingeschränkt, indem man die Sache überwacht, sie fesselt, ihr ein Gewicht anhängt. Sklaverei hat die Tendenz, aus der beweglichen Sache eine unbewegliche zu machen, ihre Vollendung wäre der tote Sklave, der Kadaver und sein Gehorsam. Damit stieße die Sklaverei an ihre Grenze, sie höbe sich selbst auf.

Der Herr über den Sklaven ist auch Herr über die Erde, die er von ihm bebauen lässt, damit er selbst müßiggehen kann. Er ist auch Herr über Leben und Tod. Der Sklave war häufig ein Kriegsgefangener. Man schenkte ihm das Leben und machte ihn zum Sklaven. Gewissermaßen übereignete sich der Sklave dem Herrn und mußte für das Geschenk seines Lebens arbeiten. Da man es ihm gegeben hatte, konnte man es ihm auch wieder nehmen.

Der Sklave war ursprünglich ein Barbar, ein Wilder, ein Neger, ein Indianer. Er war schwarzes Elfenbein, ein Stück Natur. Er gehörte einem Barbarenstamm oder Naturvolk an. Für den Herrn erscheint die Ausbeutung des Sklaven als Ausbeutung der Natur, Herrschaft über ihn als Naturbeherrschung.

Der Herr richtet ihn ab mit Schauder und heimlicher Bewunderung. Ein Tier wird gezähmt und nicht die Würde eines Menschen verletzt. Der Herr sieht sich nicht als Folterer, sondern als Dompteur. In seiner Optik wird kein Mensch eingefangen, von seinen Angehörigen getrennt, gequält. Es wird ein wildes Tier eingefangen, über das Meer gebracht und gezähmt.

Der Herr vollbringt eine bewundernswerte Dressurleistung. Er integriert ein Tier in die menschliche Gesellschaft und gibt ihm die Hoffnung, selbst einmal ein Mensch werden zu können. Der Sklave, wenn er gesellschaftsfähig geworden ist, kann freigelassen werden. Der Aufstand des Sklaven ist nicht der Befreiungsversuch eines Menschen, sondern der Ausbruch der wilden Natur in dem gezähmten Haustier.

Die Geschichte der Sklaverei zeigt, wie der Herr, der Zivilisierte, der Kultivierte, indem er dem Sklaven die Menschlichkeit abspricht, selbst die Menschlichkeit verliert und zum Barbaren, ja selbst zum Folterknecht und Mordwerkzeug wird. Er wird gerade das, wovon er glaubt, daß der Sklave es sei. Die Geschichte zeigt auch, wie der Sklave in einem langen Kampf seine Menschlichkeit wiedergewinnt. Er wird das, was der Herr zu sein beansprucht, ein Mensch. Sie zeigt weiter, daß die Dialektik durchsichtig geworden ist und dem Knecht der Herr als der wahre Barbar erscheint. Der Unterdrückte weiß, daß er mit seiner Befreiung auch noch den Unterdrücker befreit.

Diese Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Ich weiß nicht, ob Kaffee und Zucker zum Glück Europas nötig sind, aber ich weiß, daß diese beiden Lebensmittel zwei Erdteile ins Unglück gestürzt haben. Man hat Amerika menschenleer gemacht, um Land zu haben, wo man sie pflanzen kann. Man hat Afrika entvölkert, um ein Volk zu haben, das dafür arbeitet, die beiden zu besorgen.

Bernardin de Saint-Pierre, *Voyage à l'Île-de-France*, lettre XII,  
nach von Paszensky, S. 176

Das Zitat macht deutlich, daß sich Europa nicht plötzlich entwickelte, während die übrige Welt im Zustand der Unterentwicklung verblieb. Solche Einschätzung wiederholt nur die Ideologie der einstigen europäischen Eroberer und Kolonisatoren. Die Entwicklung der unterworfenen Länder wurde durch Plünderung und Ausbeutung gestoppt. Der erbeutete Reichtum wurde zur Grundlage der schnellen europäischen Entwicklung. Die Rohstoffe trugen zur Kapitalbildung in der frühkapitalistischen Wirtschaft in Europa bei. In Europa entstanden Industrien und in den Kolonien Monokulturen für diese Industrien, die oft das ökologische Gleichgewicht zerstörten, die Böden verschlissen und die Landflucht von Millionen von Bauern zur Folge hatten.

Europa und Nordamerika profitieren noch heute von den ungleichen wirtschaftlichen Beziehungen, die sich zur Zeit der Sklaverei herausbildeten. Noch immer sind Länder Afrikas und Amerikas wirtschaftlich von Monokulturen, wie Kaffee, Zucker und Baumwolle abhängig. Die Preise für diese Produkte schwanken, während die für Industriegüter steigen. Allerdings mehren sich heute die Anzeichen, daß das Ende dieser Weltwirtschaftsordnung nicht mehr sehr fern ist.

In vielen Teilen der Erde gab es vor der Berührung mit den Europäern blühende Kulturen. Sie wurden zerstört und die Einwohner handelten für sich und ihre Nachkommen den christlichen Glauben ein. Häufig wurden sie selber ausgerottet. Die ungeheure Bevölkerung der Karibik

wurde in zwei Generationen bis auf wenige Reste vernichtet, Millionen von Indianern kamen in den Plantagen und Bergwerken Mittel- und Südamerikas um.

Als die Urbevölkerung ausgerottet und ihre Kultur zerstört war, begann die große Zeit des Sklavenhandels. Weite Teile Afrikas wurden ein Revier für Sklavenjäger.

Es ist nicht bekannt, wie viele Menschen Afrikas durch den Sklavenhandel verlor. Die Schätzungen gehen weit auseinander. Sie liegen zwischen 30 und 100 Millionen, jedenfalls war es der größte Massenexodus der Geschichte. Auf der Überfahrt und auf den Plantagen starben Unzählige und mit ihnen auch ihre ungeborenen Kinder. Die Arbeitskraft der Überlebenden kam nicht Afrika, sondern Europa zugute.

Im 17. Jahrhundert lebte in beiden Erdteilen jeweils ein Fünftel der Menschheit, heute ist es in Europa immer noch ein Fünftel, in Afrika der 15. Teil.

Europa entwickelte sich auf Kosten anderer Teile der Welt. Es entwickelte sich, weil jene systematisch unterentwickelt wurden.

Nach diesem groben Überblick soll am Beispiel dreier Teile der Welt gezeigt werden, was aus den ehemaligen Herren und Sklaven geworden ist.

## 2. Südafrika

1652 landeten die ersten holländischen Kolonisten am Kap der Guten Hoffnung. Das Land war dünn besiedelt und es heißt, es sei das Ideal jedes Siedlers gewesen, soviel Land zu besitzen, daß er von seinem Haus aus den Rauch aus dem Schornstein des Nachbarhauses nicht mehr sehen konnte. Die Ankömmlinge kämpften mit den Afrikanern um den fruchtbaren Boden und die Viehweiden. Sie kauften sich Sklaven in Kapstadt oder gewannen sich welche im Kampf gegen die Eingeborenenstämme. 1685 verbot die Holländische Ostindische Kompagnie die Eheschließung zwischen einem Europäer und einer Sklavin, wenn sie <zu farbig> war. Etwas später gab es Gefängnisstrafe bei Kontakten jeder Art mit schwarzen Wilden. Diese Bestimmungen waren die Anfänge der Rassengesetze, die heute in der Südafrikanischen Union gelten.

Allmählich entstand eine patriarchalische Sklavenordnung. Abgesegnet wurde sie durch den kalvinistischen Glauben, wonach die Welt ungleich unterteilt ist. Der Mensch wird entweder gut geboren oder schlecht, als Herr oder Knecht, als Gläubiger oder als Heide. Gott hatte offenbar ein sichtbares Zeichen gesetzt, die Gläubigen waren weiß und die Heiden schwarz. In einem Dokument aus viel späterer Zeit, «Fundamentale Grundsätze der christlichen politischen Lehre Calvins», heißt es:

Die Gewalt des Menschen über den Menschen ist kein Menschenwerk, sondern eine Gabe Gottes, um das in Verfall geratene Menschengeschlecht zu erhöhen. [ . . ] Das allergrößte soziale Unglück entstand durch die Idee der revolutionären Demokratie, die von der Schule Rousseaus verkündet wurde. Gemäß dieser Idee sind die Menschen gleich, und alle - Weiße und Schwarze - haben an der Schaffung von Gesetzen teilzunehmen. Das ist nichts anderes als ein Mythos der Souveränität wider Gott; denn das Recht, abstimmen zu dürfen, ist für den Christen nur ein Geschenk Gottes, und jede Stimme muß in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes abgegeben werden. [ . . ] Dieses Recht kann nicht nur Menschen niederer Entwicklungsstufe oder Heiden nicht gegeben werden, sondern gleichzeitig auch denen nicht, die gegen Gott meuterten, das heißt Kommunisten . . .

Mit Rücksicht auf die Bedrohung, von dem zahlenmäßig stärkeren Heidentum absorbiert zu werden - was die europäische Zivilisation ihres geistigen und kulturellen Erbes berauben könnte -, zögern wir nicht, vor einer Integration der weißen Rasse durch die nichtweißen Rassen zu warnen.

Wójcik, Domaranczyk, S. 28

1806 landeten die Engländer in Kapstadt. Zwischen den beiden weißen Gemeinschaften entwickelte sich ein Konflikt. Die Buren stützten sich auf die Sklaverei, während die Engländer Tagelöhnerarbeit billiger einschätzten.

1809, zwei Jahre nach dem Verbot des Sklavenhandels, wurde durch den britischen Gouverneur das *pass System* eingeführt. Es war eine Methode, wie sich die Ansiedler auf neue Weise billige Arbeitskräfte verschaffen konnten. Jeder Schwarze, der nicht bei einem Weißen arbeitete, wurde als Landstreicher betrachtet. Er wanderte ins Gefängnis, konnte aber auch statt dessen an einen Weißen verliehen werden. Jeder Weiße konnte sich von einem Afrikaner den Ausweis vorzeigen lassen. Besaß dieser keinen, mußte er ihn ins Gefängnis bringen. Einen Paß erhielten nur Schwarze, die einen Arbeitsvertrag mit einem Weißen abgeschlossen hatten.

Dieses Razziasystem ist bis heute in der Südafrikanischen Republik gültig. Dem Afrikaner ist es ohne Sonderpaß, ohne Identifikationskarte nicht gestattet, sich in Gebieten von Weißen aufzuhalten.

Um die Jahrhundertwende lieferten sich beide weißen Bevölkerungsgruppen einen erbitterten Krieg, in dem die ersten Konzentrationslager errichtet wurden. Die Weltöffentlichkeit war schockiert und warf den Engländern vor, den Buren das Land geraubt zu haben und mit ihnen brutal zu verfahren. Um die rechtmäßigen Bewohner kümmerte sich

niemand. Sie wurden nicht mehr versklavt, aber das Bewußtsein ihrer weißen Herren hatte sich nicht verändert.

Aus dem «Report of the Transvaal Indigenay Commission», 1908:

Die ersten Siedler in Transvaal und darüber hinaus, die gesamte in Südafrika geborene weiße Bevölkerung war bis nahezu zur Mitte des 19. Jahrhunderts in dem Glauben aufgewachsen, daß das normale und richtige Verhältnis von Weißen zu Farbigen das der Beziehung von Herrn zu Sklaven oder Dienern sei. Sie betrachteten es als natürliche Aufgabe des Weißen, den Eingeborenen zu überwachen und seine Arbeitsfähigkeit anzuleiten, und als die Pflicht des Eingeborenen, für den Weißen die schmutzige Handarbeit zu leisten, die für die Kultivierung seines Landes und die Bedienung seines Anwesens notwendig war. Trotz der Abschaffung der Sklaverei hat sich diese Tradition erhalten und bestimmt bis zum heutigen Tag die Verhältnisse zwischen Weißen und Farbigen.

Gervasi, 31f.

1913 wurde ein bedeutungsvolles Gesetz eingeführt, die *Native Land Act*: 87 Prozent des Bodens, der beste und reichste, wurden für die Weißen reserviert, die restlichen 13 Prozent blieben den Afrikanern. Kein Afrikaner hatte das Recht, in den weißen Gebieten zu leben. Die erwähnten Gesetze und Bestimmungen bildeten die Grundlage der heutigen Apartheid. 15 Millionen Afrikanern sind Reserve zugewiesen. Sie können aber nicht in ihren Heimatgebieten bleiben, Armut und Mangel an Arbeit zwingen sie, in die weißen Gebiete auszuwandern, die den vier Millionen Weißen vorbehalten sind. Dort sind sie rechtlos. Sie sind gezwungen, jede Arbeit zu den schlechtesten Bedingungen anzunehmen, denn sonst müssen sie in die Reservate zurückkehren, in denen sie nicht leben können. Als dritte Möglichkeit für sie bleibt nur das Gefängnis.

Es herrscht fast absolute Rassentrennung in allen öffentlichen Einrichtungen und Verkehrsmitteln. Ein Gesetz verbietet intime Beziehungen zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe, sogar Gesten, die die Absicht erkennen lassen, einen Geschlechtsakt zu beginnen. Jeder, der eine weiße Krankenschwester damit beauftragt, in einem Krankenhaus für Weiße einem Nichtweißen zu helfen, macht sich strafbar, selbst dann, wenn es am Ort keine medizinischen Einrichtungen für Afrikaner gibt.

Eine Verordnung regelt den Besuch eines Schwarzen bei einem Weißen:

Ein weißer Mann kann einen Schwarzen in seine Wohnung einladen. Während der Begegnung ist es dem weißen Mann gestattet,

Alkohol zu trinken. Der Schwarze, falls er überhaupt trinkt, hat aus der von ihm mitgebrachten Flasche zu trinken. Es empfiehlt sich für ihn, eine Bescheinigung bei sich zu haben, aus der ersichtlich ist, daß er diese Flasche tatsächlich selbst bezahlt hat.

Ein Nichtweißer kann zu einem Empfang in das Haus eines Weißen kommen. Ist jedoch der Gastgeber nicht gleichzeitig Besitzer des Hauses, riskiert der Nichtweiße eine Verhaftung für den Fall, daß der Hausbesitzer Einwände gegen die Anwesenheit des Schwarzen hat.

Ein Weißer kann mit einem Schwarzen Tennis spielen. Beide müssen sich jedoch vergewissern, daß der Tennisplatz nicht von der Straße aus zu sehen ist, damit sie von anderen Weißen nicht bemerkt werden.

Wójcik, Domaranczyk, S. 88

Die Bedingungen, unter denen die schwarzen Südafrikaner leben müssen, zeigen deutlich die Herkunft aus der Sklaverei. Sie selbst ist zwar abgeschafft, aber an ihre Stelle ist ein Zwangsarbeitersystem getreten, und man muß sich fragen, ob die Afrikaner viel besser leben als Sklaven.

### 3. Nordamerika

Die schwarzen Südafrikaner sind Kolonisierte im eigenen Land. Von den Schwarzen Nordamerikas kann man eher sagen, daß sie eine Kolonie in einem Land bilden, das nicht ihr eigenes geworden ist. Nach der Aufhebung der Sklaverei begann ein Massenexodus der ehemaligen Sklaven in den Südstaaten in die Städte des Nordens. Sie blieben jedoch von dem Integrationsprozeß ausgeschlossen, selbst wenn sie heute theoretisch gleichberechtigt sind und die Rassentrennung formal aufgehoben ist. Sie bilden eine Kaste für sich, leben häufig in Elendsvierteln und sind in Schulbildung und auf dem Arbeitsmarkt gegenüber weißen Amerikanern benachteiligt. Die Vorurteile der Weißen halten sie unten, und das scheint wieder die Vorurteile zu rechtfertigen. Aber nicht allein die Eigenschaften, die Herren und Sklaven in der Zeit der Sklaverei angenommen haben, bestehen fort, sondern sie selbst. Über die Zuckerrohrplantagen Louisianas schreibt Jacob Holdt:

Hier herrschen [in den Zuckerrohrplantagen Louisianas] rein feudale Zustände. Den weißen Besitzern gehören nicht nur die Böden der Zuckerrohrplantagen, sondern auch die Häuser, in denen die schwarzen Arbeiter wohnen; in der Regel sind sie um die großen

Plantagenvillen herum gruppiert, genauso wie damals zur Zeit der Sklaverei

Der einzige Laden weit und breit gehört ebenfalls dem Plantagenbesitzer, und die schwarzen Arbeiter sind gezwungen, dort zu kaufen, oft zu überhöhten Preisen. Um ihre Familien zu ernähren, leihen sie sich Geld vom Plantagenbesitzer oder kaufen auf Kredit. Ohne Hoffnung, ihre Schulden bezahlen zu können, geraten sie in wirtschaftliche Abhängigkeit.

Menschen, die für ihre Arbeit keinen Lohn erhalten, sondern lediglich Essen und Unterkunft, kann man meiner Ansicht nach kaum anders denn als Sklaven bezeichnen, denn sobald sie dieser Kreislauf erst einmal gefangengenommen hat, sind sie praktisch Besitz des Plantagenbesitzers. Sie erhalten keine Erlaubnis, die Plantage zu verlassen, bevor sie ihre Schulden beglichen haben, und das könnte nur durch ein Wunder geschehen.

Über Florida schreibt Holdt:

Allerdings besteht kein Zweifel daran, daß so etwas [Sklaverei] in Florida existiert. In Florida hat sogar der Justizminister die Besitzer der Plantagen beschuldigt, Sklaverei zu betreiben, ohne daß sich jedoch dadurch irgend etwas an den Verhältnissen geändert hat.

Der Zucker wird hier noch immer mit der Machete geschlagen, und nach der ermüdenden Arbeit des Tages wird man wie Vieh nicht nach Hause in die eigene Behausung, sondern in ein Sklavengläser gefahren, wo oft mehr als hundert Menschen in ein und demselben Raum zusammengepfercht werden.

Nicht einmal den größten Fernsehgesellschaften der USA ist es gelungen, in diese Lager hineinzukommen. Mit den Lagern ist es gelungen, die schwarzen Familien genauso wie zur Zeit der Sklaverei auseinanderzureißen und sie schließlich zu zerstören, da die Frauen nicht in die Lager kommen dürfen.

Es gibt allerdings auch andere Formen von Arbeitslagern, in denen die ganze Familie zusammen wohnen darf. Es muß jedoch bezweifelt werden, ob die Situation dieser Familien wesentlich besser ist, da hier alle derartig aufeinander angewiesen sind, daß sie es sich nicht erlauben können, ihre Kinder zur Schule zu schicken.

Um zu überleben, ist es oft notwendig, jedes einzelne Familienmitglied mit hinaus aufs Feld zu nehmen. Das gilt unter anderem für Obst- und Landarbeiter.

Holdt, S. 26, 33f.

Der schwarze Schriftsteller Eldridge Cleaver beschreibt das Verhältnis von Weißen zu Schwarzen in ähnlichen Kategorien wie Aristoteles 2500 Jahre früher das von Herren und Sklaven, mit dem einzigen Unterschied, daß Cleaver dieses System nicht für gerecht, sondern für ungerecht, nicht für natürlich, sondern für unnatürlich hält. Nach Aristoteles herrscht im Wesen des Menschen das Bessere über das Geringere: Die Seele über den Körper und in der Seele wieder die Vernunft über die Gefühle und Leidenschaften. Die Teilung herrscht nicht nur im Menschen, sondern zwischen ihnen.

Ein Wesen, das vermöge seines Verstandes zur Voraussicht bestimmt ist, ist von Natur aus zum Herrschen und Gebieten bestimmt, ein solches dagegen, das das Befohlene nur mit dem Leib ausführen kann, ist von der Natur zum Gehorchen und Dienen bestimmt.

Aristoteles, Politik, 1252a

Jene sind die Freien, diese die Sklaven.

Nun liegt es auch in der Absicht der Natur, Freie und Sklaven körperlich verschieden zu bilden, die einen stark zur notwendigen täglichen Arbeit, die anderen aufrecht und ungeeignet zu derartiger Tätigkeit, aber brauchbar für das staatliche Leben.

Aristoteles, Politik, 1254b

Aristoteles fügt, gewissermaßen mißbilligend hinzu, daß sich die Natur hierbei bisweilen vertut.

Cleaver schreibt:

Zu Zeiten der Sklaverei wurde der Schwarze als hirnloser, supermaskuliner Knecht betrachtet. Zu äußersten körperlichen Anstrengungen gezwungen, betrachtete man ihn aufgrund seiner Fähigkeit zu solcher Arbeit als «Feldnigger» usw. Der weiße Mann verwaltete die Plantage, leistete alle Denkarbeit und übte totale Macht über die Sklaven aus. Er hatte wenig Schwierigkeiten, sich die schwarzen Sklaven vom Leib zu halten; er dachte nicht im Traum daran, daß die Position einmal umgekehrt oder vielleicht umkehrbar sein könnte.[. . .]

Der Idealtyp des weißen Mannes war der, der seinen Kopf zu gebrauchen verstand, die Dinge zu handhaben und zu beherrschen wußte und etwas fertigbrachte. Jene Weißen, die aufgrund ihrer sozialen Lage diese Funktionen nicht ausüben konnten, verlangten dennoch nach ihnen. Der Idealtyp des schwarzen Mannes war der,

der genau das tat, was ihm befohlen wurde, und zwar tatkräftig und freudig.

An diesem Verhältnis hat sich bis heute nichts grundlegendes geändert.

Der weiße Mann will das Gehirn sein, und er will, daß wir der Muskel, der Körper sind.

Deshalb, gehst du der Sache auf den Grund, ist der weiße Mann dagegen, daß der schwarze Mann, die schwarze Frau oder die weiße Frau eine höhere Bildung erhalten. Ihre Aufklärung würde seine Allmacht bedrohen.

Aristoteles sprach von Herren und Sklaven von Natur aus. Die Natur erscheint jetzt als die Rasse, als das gute Blut.

Der Abgrund zwischen Geist und Körper scheint mit dem Abgrund zwischen den beiden Rassen übereinzustimmen. An diesem Punkt wird die Furcht vor biologischer Rassenvermischung auf die soziale Bildersprache übertragen; und da die Unterscheidung zwischen den beiden Rassen in der Biologie begründet ist, wird die soziale Unterscheidung zwischen Geist und Körper heilig gesprochen. Jeder Versuch des Supermaskulinen Knechts, seine Wunden zu heilen und sein Gehirn zurückzufordern, wird man als das feindselige Verlangen ansehen, die Naturgrenze durch Mixen, «Kreuzen» und Rassenvermischung zu übertreten. Von der anderen Seite gesehen wird man jeden Versuch eines Mitglieds der Elite, den Abgrund zu überbrücken, für die niedrigste Form der Degeneration und des Verrats an der Kaste halten.

Der Zorn und die Empörung des Knechtes wenden sich gegen die Tatsache, daß er die rohe, gehirnlose Kraft sein soll. Er fordert von dem Herrn das Bewußtsein zurück, das ihm dieser genommen hat. Das heißt zugleich, daß er den Gehorsam aufkündigt, der die eigentliche Sklaven-tugend ist.

Der Zorn des Supermaskulinen Knechts beruht auf der Tatsache, daß man ihn seines Gehirns beraubt hat. Auf unheimliche, wirkungsvolle Weise setzt die Gesellschaft, in der er lebt, in ihrer spezifischen Struktur voraus, daß er, seines Gehirns beraubt, die Rohe Kraft verkörpert. Das Vorurteil und die Reaktion der Gesellschaft richten sich gegen die Entwicklung, ja sogar gegen die Funktion seines Gehirns; von allen Seiten gibt man ihm zu verstehen, daß die Gesellschaft in Wirklichkeit für sein Gehirn taub,

stumm und blind ist. Sein Lebenskampf gilt der Emanzipation seines Gehirns, der Anerkennung seiner Geistesprodukte und dem offiziellen Eingeständnis der Tatsache, daß er ein Gehirn besitzt.

Cleaver, S. 94f, 188, 218, 214

Die Empörung des Knechtes ist nicht mehr blind. Er erkennt, daß der Geist des Herrn selbst krank ist, daß dieser unmenschlich, unwissend und unfrei ist, so mächtig er auch noch sein mag. Steve Biko, der ermordete Wortführer der südafrikanischen Bewegung *Black Consciousness* («Schwarzes Bewußtsein») kann sagen:

Mit den Jahren haben wir die moralische Überlegenheit über den weißen Mann erhalten. Jetzt können wir dasitzen und über die ganze Unmenschlichkeit unserer mächtigen Herrn lachen, weil wir nur zu gut wissen, daß sie mit ihrem unverschämten Zynismus nicht uns, sondern sich selbst zerstören. Jetzt können wir einem Barnett Potters zuhören, wie er mit offensichtlicher Fröhlichkeit und einer Art sadistischem Triumph schlußfolgert, daß die Defekte des schwarzen Mannes in dessen Genen ihre Ursachen haben und wir können beobachten, wie vom Rest der weißen Gesellschaft das <Amen> zurücksschallt. Wir können dem allem zuhören und werden nicht mehr in diese reagierende Art von Wut getrieben. Wir werden beobachten, wie die Zeit die Papierfestungen des weißen Mannes zerstört und wir wissen, daß all diese kleinen Posse nur die irrsinnigen Versuche verängstigter kleiner Leute waren, einander davon zu überzeugen, daß sie fähig sind, für immer Geist und Körper der einheimischen Bevölkerung zu kontrollieren.

Albrecht, S. 239

## 4. Südamerika

Den Indios ist das Land geraubt worden, und dieser Raub findet auch heute noch statt. Sie werden von den Weißen schlechter bezahlt als ihre Arbeit wert ist. Was sie produzieren, wird ihnen billig abgekauft und teuer verkauft. An der Ausbeutung von Land und Leuten sind einheimische Firmen und internationale Konzerne beteiligt.

Die westliche Kultur dringt überall in das Bewußtsein des Indianers ein. Ihm wird klar gemacht, das sie die höchste ist und seine Kultur, wenn man überhaupt davon reden kann, die niedrigste. Der Indio wird physisch und psychisch unterdrückt.

Rassistische Vorurteile bestehen heute wie zur Zeit der Konquistado-

ren. In einem im Jahre 1971 in La Paz erschienenen Buch über Indianer heißt es über die Matakos, einen Indianerstamm in Bolivien:

Die Matakos von unstetem und reservierten Wesen, sind feige, gleichgültig, faul und stumpfsinnig. Als triebhafter Dieb lebt er in Armut. Jedes fremdartige Ding erregt seine Aufmerksamkeit und er möchte es besitzen. Wie ein Affe deichselt er alles mit lachendem Gesicht . . . Hier setzt Torrico [der Verfasser] den Indianer mit einem Affen gleich, weiterhin stellt er fest: Der Urwaldbewohner ist ein wahres menschliches Tier, wie gebildet er auch sein mag, es ist ihm niemals zu trauen, da er stets den Trieb des Bösen bewahrt.

«pogrom» 46/1976, S. 40

In solchen Worten wird der Genozid (Mord an nationalen, rassischen oder religiösen Gruppen) nur vorgedacht, er wird aber tatsächlich gegenwärtig vollzogen.

Ein Auszug aus dem Untersuchungsbericht . . . <In Paraná, im siebten Inspektionsbezirk (der SPI) wurden die Indianer dadurch gefoltert, daß man ihre Fußknöchel zwischen zwei in die Erde gerammten Holzpfählen zermalmte; die Frauen lösten sich bei der Ausübung dieser Folter mit ihren Männern ab.> In dem gleichen Untersuchungsbericht wird festgestellt, daß mitunter nackte Indianer mit Honig überstrichen und dann gefesselt den Ameisen zum Fraß vorgeworfen wurden (Der Spiegel 45 [1969]).

Im ganzen Lande müssen wir mit ansehen, wie den Indianern nach und nach ihre Jagdgründe geraubt werden. Die Menschenrechte der Indianer werden praktisch nicht anerkannt, was zum langsamsten kulturellen und biologischen Tod der brasilianischen Urwalmenschen führt (Erklärung der brasilianischen Bischofskonferenz, zitiert nach Frankfurter Rundschau vom 13. Januar 1972).

Münzel(Hg.), S.57

Während der Indio im eigenen Land wie ein Ausgestoßener lebt, erkunden inzwischen weiße Siedler aus Südafrika, denen dort der Boden unter den Füßen zu heiß wird, die Einwanderungsmöglichkeiten nach Südamerika. Eine Gruppe der rechtsnationalen südafrikanischen Herstigte Nasionale Party (HNS) faßte ihre Eindrücke über Bolivien auf folgende Weise zusammen:

Es ist zwar nicht gerade das Paradies, aber immerhin dem vorzuziehen, was jetzt in Südafrika zu beobachten ist. Ich sehe keine beson-

deren Probleme, besonders da die Leute dort genauso wie hier Rassendiskriminierung durchführen. Die ganze Wirtschaft wird von einer kleinen Minderheit weißer Emigranten aus Europa beherrscht, welche die Spanier und eingeborenen Indios auf den ihnen zustehenden Rang verweisen. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und uns liegt darin, daß sie das in aller Stille machen und es nicht aller Welt verkünden. Deshalb werden sich Südafrikaner dort auch wie zu Hause fühlen.

Weiter heißt es, daß die Indianer, örtlich auch als Inka bekannt, über einen «den Schwarzen in Südafrika vergleichbaren» Intelligenzgrad verfügen. Es können ihnen daher ohne Probleme manuelle Arbeiten beigebracht werden.

Sie sind zwar nicht die produktivsten Menschen, die mir je begegnet sind, bestimmt nicht. Sie haben nur wenig mehr Selbstachtung als unsere Schwarzen, aber halten sich ziemlich sauber und ordentlich.

Spiegel, 25/1978, S. 118

Es scheint aber, als würden in Südamerika auch, ähnlich wie in Südafrika und Nordamerika, die ehemaligen Sklaven aus ihrer jahrhundertelangen Ohnmacht und Bewußtlosigkeit erwachen und sich erinnern, was mit ihnen geschah. Sie gelangen zu einem neuen Bewußtsein der Geschichte und erblicken sie aus einer Perspektive, in die auch wir zwangsläufig gedrängt werden, wenn wir über die Sklaverei nachdenken. Sie vollziehen eine Umwertung, so daß Europa als der Ursprung der Barbarie erkennbar wird.

Minká, eine wichtige Indianerorganisation in Bolivien, entstanden aus dem Zusammenschluß zahlreicher indianischer Dorfgemeinschaften und Genossenschaften, äußerte sich in einem Artikel «Nein zur Invasion der Rassisten aus dem südlichen Afrika in indianisches Land» zu den Einwanderungsplänen:

In mehr als 300 Kolonialjahren und in mehr als 150 Jahren der Republik oder besser: in 500 Jahren von Ausbeutung und Raub, von Rassismus und Genocid haben die Spanier und ihre Anhänger unser Land in einen beschämenden Rückstand versetzt. Und jetzt, um ihre totale Unfähigkeit zu verbergen, setzt sich diese «herrschende Klasse, die sich ihrer spanischen und weißen Abstammung röhmt», zynisch eine neue Frist von 400 bis 500 Jahren für die Entwicklung Boliviens und zählt dabei auf die 150000 anglo-germanischen Familien, die aus Südafrika kommen sollen.

Dann wird «dieser hergelaufenen Generation, deren Haß gegen den Indio schon laut geworden ist» erklärt, warum Bolivien rückständig ist:

Unsere großzügigen Verleumder ignorieren die Geschichte Collasuyos und Boliviens; sie wissen nicht, daß Aymaras und Ketschua die Erbauer großer Imperien waren, die sich auf eine Philosophie der Gleichheit gründeten und die vom barbarischen Spanien zerstört wurden; sie ignorieren, daß indianische Fronarbeiter, Bauern und Werkführer für das kolonialistische Spanien und die bergbau-feudalistische Republik Reichtümer erwirtschaftet haben. Heute sind wir Indios in den Minen untergebracht und verloren auf den weiten Baumwollfeldern, wir werden in Zuckerfabriken ausgebeutet und in Fabriken gepfercht, in den Städten sind wir an den Rand gedrängt und im übrigen Land leben wir verbannt in unwirtlichen Grenzgebieten.

Der Stadt-Indio setzt die Maschinen in den Fabriken in Bewegung, pflastert und baut Straßen, Sportplätze, Wolkenkratzer, Chalets usw., und andere benutzen und mißbrauchen die Früchte unserer unterbewerteten Arbeit. In Wirklichkeit ist «in Bolivien der Indio der einzige, der arbeitet». Woher also röhrt der Rückstand Boliviens? - doch wohl von dem ständigen Zustrom von Kolonisatoren, die unter dem Titel hochspezialisierter Techniker eindringen, um unsere Reichtümer herauszuholen und unsere billige Arbeitskraft auszunutzen.

«pogrom» 50/51/1977, S. 25



## 11. Kapitel: Die Zukunft

Die Kritik an Europa ist jedoch noch viel weitreichender. Sie betrifft nicht allein das Verhalten der Europäer, die rücksichtslos die Erde unter ihre Herrschaft brachten, sondern auch ihr Verhältnis zu dieser. Es könnte sein, daß sich auch hierin die angeblich Zivilisierten als Wilde und Barbaren erweisen. Jedenfalls wird ihnen von den angeblich Wilden dieser Vorwurf gemacht. Ihnen erscheint die europäische Weltsicht als barbarisch und unmenschlich.

Der hinkende Doktor Goebbels sagte einmal, die Erde sei ein Wanderpokal und <wir>, womit er die deutschen Nazis meinte, würden ihn erobern. Sie war ein Platz, gemacht, daß sie die Stiefel und sich selbst darauf setzten, während für andere kein Platz sein sollte. Es war das Gegenteil von jeder Frömmigkeit und Andacht und zweifellos eine Perversion der Gedanken des Schöpfungsberichts. Dort heißt es:

. . . Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel im Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf der Erde kriecht.

AT Moses I, 26

Aber auch hier steht der Gedanke der Herrschaft über die Erde und die darauf wohnenden Tiere im Vordergrund, wenn auch nicht von Herrschaft über Menschen die Rede ist. Nun fiel es aber den christlichen Sklavenhaltern nicht schwer, die Sklaven unter das Vieh einzureihen, das man beherrschte. Der Sklave war ein Stück beherrschter Natur, mit dessen Hilfe man die Natur in einfacher Weise beherrschte. Er gehörte zur Erde und hatte sie zu bebauen, damit der Sklavenhalter herrschaftlich auf der Erde leben konnte. Für diesen war sie ein Eigentum, sie wurde von ihm besetzt und besessen.

Für indianische Kulturen ist die Erde nie Eigentum und kann daher auch nicht wie ein Gegenstand besessen und verkauft werden. Hier zeigt sich ein anderes Verhältnis zur Erde.

Typisch für indianisches Nachdenken über die Erde sind folgende Äußerungen, die so oder ähnlich Gemeingut vieler Indianerkulturen sind.

Man kann die Erde ebensowenig wie den Himmel oder die vier Himmelsrichtungen verkaufen.

Man verkauft nicht die Erde, auf der Menschen wandeln.

Stiller, S. 85, 88

Die unterschiedliche Art und Weise, auf der Erde zu sein und mit ihr umzugehen, wird an folgendem Beispiel deutlich: Der Indianersprecher Deloria schreibt:

. . . der Hauptgrund, warum die Weißen das Land der Indianer stehlen konnten, ist, daß sie meinen, ihre Methode, das Land zu benutzen, sei um vieles besser als die indianische. Es ist für sie ein göttlicher Auftrag, das Land zu bearbeiten. Als die Seneca gegen den Bau des Kinzua Dammes kämpften, wurde weißen Sympathisanten, die die legalen Rechte der Indianer verteidigten, von anderen entgegengeschrien, daß die Indianer über zweihundert Jahre in dem Land gelebt hatten und nichts daraus gemacht hatten . . .

Stiller, S. 83ff

Aus der Sicht der Weißen stehen sich hier Weiße und Indianer im Verhältnis des Könnens und des Nichtkönnens, das heißt des Beherrschens und des Nichtbeherrschens, des Vermögens und des Unvermögens gegenüber. Von alters her galt die Bebauung des Bodens als Stufe der Kultur, als Befreiung von der Wildnis. Man meint, die Indianer seien dazu nicht fähig, sie seien daher im Zustand der Barbarei verblieben. Man tut ihnen allerdings damit Unrecht, da viele indianische Gesellschaften Landwirtschaft betreiben.

Allerdings ist die Bodennutzung der Weißen etwas völlig anderes geworden. Der Mensch bebaut den Boden nicht mehr, wie ursprünglich, um darauf zu wohnen und sich davon zu ernähren; der Boden ist vielmehr eingespannt in eine vielfältige Industrie (Nahrungsindustrie, Bergbau, Wohnungsbau und so weiter).

Da der Indianer den Boden, auf dem er sitzt, nicht extrem ausnutzt, ist er selbst zu nichts nutze, er ist an sich nutzlos. Eigentlich kann und muß man ihm Land und Leben nehmen.

Aus indianischer Sicht erscheint gerade die totale Nutzbarkeit als Verwildierung und Barbarei. Dieser Gedanke ist uns heute nicht mehr so fremd. Deloria schreibt:

Die Erde ist nichts weiter als ein Rohstoff, den man zum Bau von neuen Stadtrandsiedlungen und Super-Highways benötigt. Das pflanzliche und tierische Leben wird von der industriellen Expansion überrollt. Flüsse sind nichts weiter als unbenutzbarer Raum,

der die einzelnen Stadtteile voneinander trennt. In vielen Gegen- den sind sie offen fließende Abwasserkanäle, die die Millionen Tonnen Abfall der städtischen Bevölkerung mit sich wälzen. Die Indianer lebten mit diesem Land. Sie hüteten sich davor, in die Natur einzugreifen, denn sie sahen in der Natur nicht nur einen Ge- genstand, den es galt, auszuplündern.

Stiller, S. 79

Ein äußerster Gegensatz zur europäischen Sichtweise ist in folgenden Sätzen erreicht:

Die Erde ist eure Altmutter und Mutter und heilig. Jeder Schritt, der auf ihr getan wird, sollte wie ein Gebet sein.

Stiller, S. 80

Für den Europäer sind diese Sätze von einer Poesie, die für ihn nicht mehr möglich ist. Es ist gewissermaßen eine poetische Rückständigkeit. Würden wir so reden, so wären es Phrasen. Es muß aber möglich sein, in den Sätzen den Gedanken aufzuspüren.

Zweifellos spricht aus ihnen ein ganz anderes Verhältnis des Menschen zur Erde. Sie erscheint nicht als etwas, was man beherrschen soll, sondern als Geschenk oder Gabe. Der Mensch kann den Fuß auf sie setzen. Dieses Können ist nicht so sehr ein Beherrschendes als ein Dürfen und Erlaubtsein. Daher sollte jeder Schritt wie ein Gebet, wie ein Dank für ein Gewährtes sein. Das Verhältnis von Mensch und Erde bekommt einen anderen Sinn.

In einer Überlegung, die sich auf die Weise bezieht, wie ein wesentlicher Teil unserer Geschichte in diesem Buch betrachtet wurde, soll zum Schluß versucht werden, diesen anderen Sinn zu entdecken. Es soll also der oben zitierte Satz (Jeder Schritt, der auf der Erde getan wird, sollte wie ein Gebet sein.) verstanden und gedacht werden.

Wie erschienen Welt und Erde in der vorliegenden Geschichtsbeschreibung? Sie waren Kulisse für Schicksale und Handlungen der Menschen. Das Vorhandene wurde mit dem Vergangenen bevölkert. Der Geschichtsschreiber ähnelte einem Fremdenführer, der mit einer Schar von Touristen über ein Ruinenfeld stolpert und ihnen erzählt: Hier ist dieses gewesen und dort hat sich jenes zugetragen. Die geschichtlichen Personen wurden als lebend vorgestellt.

Ein anderer Sinn zeigt sich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Menschen, von denen die Geschichte handelt, tot sind oder, sofern sie noch leben, sterben werden. Die Geschichte handelt von Toten oder Sterblichen. Das ist eine so selbstverständliche Tatsache, daß sie nicht weiter erwähnenswert zu sein scheint. Es scheint eine Erkenntnis zu

sein, die zu nichts taugt. Sie macht aber eine einfache Wahrheit offenbar.

Man darf nicht bloß an das denken, was die Menschen taten, als sie lebten, man muß auch daran denken, was sie nicht mehr tun können, da sie tot sind.

Cäsar konnte viel und auch Columbus. Cäsar war der Eroberer Galliens und soll eine Million Menschen versklavt haben. Er war ein Herrscher über viele Länder und Menschen. Columbus segelte als erster über den Ozean. Er war ein Beherrscher des Meers. Die Astronauten schließlich betraten den Mond.

Die Beispiele sind nicht ganz zufällig gewählt. Sie zeigen an, daß die Menschen sich aus immer anderen Bannkreisen befreien und daß die menschliche Geschichte Richtung auf ein immer wachsendes Beherrschenden von Techniken (aber wohl auch von Menschen) nimmt. In eine andere Richtung gehen wir, wenn wir uns erinnern, daß die Menschen, von denen wir hören, tot sind oder tot sein werden.

An dem toten Cäsar erscheint groß nicht, daß ihm die halbe Erde zu Füßen lag, sondern daß sie ihm vor den Füßen lag und er darauf gehen konnte. An dem toten Columbus erscheint bedeutend nicht, daß er die Weite des Meeres überquerte, sondern daß es an seine Füße reichte oder in seiner Nähe war. An den Astronauten erscheint schließlich gewaltig nicht, daß sie den Mond betrat, sondern daß sie zur nächsten Straßenecke gehen konnten, um einen Freund zu treffen.

Dieses einfachste und unscheinbarste Können, indem es mit dem Tod verweigert wird, erscheint nicht als ein Vermögen und Beherrschendes, sondern als ein Gewährtsein.

Es birgt keinerlei Aufforderung, loszugehen um zu beherrschendem. Wenn es auf diese Weise verstanden wird, könnte der vorhin zitierte Satz der Indianer (Jeder Schritt auf der Erde sollte wie ein Gebet sein.) für uns noch einen Sinn bekommen. Auch die selbstherrliche Weise, wie die Geschichte der Menschen von uns geschrieben wird, könnte sich ändern, und vielleicht würde das, was heute Weltgeschichte heißt, wie eine Art von metaphysischer Unangemessenheit und Größenwahn erscheinen.

Nach einer alten Definition ist der Mensch das vernünftige Lebewesen. Danach ist es das Vermögen der Vernunft, das ihn zum Menschen macht. Den vernünftigen Lebewesen kam es in den Sinn, anderen Menschen dieses Vermögen abzusprechen. Wenigstens wurde es, so sagten sie, ihnen nur unvollkommen zuteil. Da es ihnen daran mangelte, konnten sie sich nicht selbst leiten und beherrschend, vielmehr mußten sie geleitet und beherrscht werden. So rechtfertigten und rechtfertigen sie das Verhältnis von Herr und Knecht.

Der Herr über den Sklaven ist auch immer Herr über die Erde, die er

bebauen läßt. Er hält sich etwas darauf zugute, daß er die Erde kultiviert und sie kultivieren läßt. Er kann (beherrscht) etwas, was der Barbar nicht kann (nicht beherrscht). Aber auch hier vollzieht sich eine Umkehrung. Indem der Herr die Erde gewaltsam verändert und sie nie einfach sein läßt, stört er ihre Gesetzmäßigkeiten und trägt zu ihrer Verwilderng bei; wogegen der Wilde, indem er nicht ständig in Naturvorgänge und Menschenkulturen eingreift, nicht barbarisch handelt, sondern kultiviert. Er kann etwas, was der Herr nicht kann. Er versteht sich auf das Nichtbeherrschene, das Gewährenlassen.

Am Ende drängt sich eine Vermutung auf. Wenn der Mensch auch durch jenes andere Können, welches kein Vermögen oder Beherrschene, sondern ein Gelassensein, Gewährtsein ist, bestimmt wird und wenn ihn dieses zum Menschen macht, dann könnte es schließlich sein, daß die Verhältnisse auf der Erde nur in dem Maße menschlicher werden wie der Mensch ein anderes, befreites Verhältnis zur Erde gewinnt.

Die Herrschaft von Menschen über Menschen und die Verknechtung von Menschen durch Menschen wäre erst dann beendet, wenn sich die Menschen nicht mehr als Herrn über die Erde empfinden würden. Auch sie müßten aus der Herrschaft entlassen werden.

Der Sklavenhalter war Herr über die Erde und der Sklave, der sie bebaute, war an sie gefesselt. Dem einen lag sie als Eigentum vor den Füßen und dem anderen als dunkles Los. In beiden Formen kann die Erde nicht als Gewährtes, als schönes Anwesen und Heimat verstanden werden. Womöglich würde aber erst dann der Widerspruch sich auflösen und versöhnt werden: der Mensch, nicht Herr oder Knecht, sondern ein Sterblicher, der für sein Leben dankbar ist.

## Geschichte der Sklaverei in Daten

8.-6. Jahrhundert	Ausbreitung griechischer Pflanzstädte im Mittelmeer- und Schwarzmeergebiet	
753	Sagenhaftes Datum der Gründung Roms	
594	Solonsche Reformen in Athen	Loskauf der versklavten Bauern, Rückkehr versklavter Athener, Annulierung bestehender Schulden, Verbot persönlicher Haftung.
510	Rom wird Republik (bis 27)	Unterdrückung des Plebs durch die Patrizier, Errichtung der Schuldnechtschaft, Schuldner ist dem Gläubiger mit der Person ausgeliefert.
500-448	Zeitalter der Perserkriege	Zwölftafelgesetz in Rom. Unter bestimmten Voraussetzungen Verkauf des Schuldners als Sklave.
450		Höchste Blüte der Sklavenhaltergesellschaft. Vollkommene Versklavung der fremden Arbeitskraft, der Barbaren.
448-431	Zeitalter des Perikles. Demokratie erlebt ihre höchste Entfaltung. Volle Freiheit der Mitglieder der Bürgergemeinschaft.	
431-404	Peloponnesischer Krieg zwischen Athen und Sparta.	
429	Plato geboren (bis 347), Tod des Perikles.	
413		Flucht von Bergwerkssklaven aus Laurion
398	Tod des Sokrates	Milderung der Schuldengesetze in Rom. Erleichterung der Schuldzurückzahlung.
384	Aristoteles geboren (bis 322)	Lex Poetelia in Rom. Verbot, den Schuldner zu versklaven.
367		
326		

3. Jahrhundert	Rom bringt ganz Italien unter seine Herrschaft, außerdem Sizilien, Sardinien, Korsika und große Teile Spaniens. 2 Kriege zwischen Rom und Karthago um die Vorherrschaft.	Anwachsen der Fremdklaverei.
240	Cato geboren (bis 149)	
2. Jahrhundert	Vormachtstellung Roms im Mittelmeer, u. a. werden Makedonien, Griechenland und Ägypten römische Provinzen. Völlige Vernichtung Karthagos.	Massenversklavungen. Die fortwährenden Kriege ruinieren den Bauernstand. Anwachsen des Großgrundbesitzes (Latifundien) mit Sklavenwirtschaft.
146	Eroberung von Karthago und Korinth	
139		Erster Sklavenkrieg auf Sizilien.
136-132		Unruhen der Bergwerksklaven in Laureon.
133-121	Gracchische Unruhen. Die Gracchen versuchen, die Krise des italienischen Bauernstandes durch Reformen zu beheben.	
103-99		Zweiter Sklavenkrieg auf Sizilien. Etwa gleichzeitig Erhebung der Sklaven in Laureon und auf Delos.
1. Jahrhundert	Das Römische Reich erstreckt sich vom Atlantischen Ozean bis zum Euphrat.	
73-71		Sklavenaufstand des Spartakus.
58-51	Feldzüge Cäsars	Massenversklavungen
27	Rom wird Kaiserreich (bis 337) unter Augustus.	Allmähliche Verbesserung der Lage der Sklaven. Unter Claudius (41-54) Verbot, arbeitsunfähige Sklaven zu töten. Unter Nero (54-68) Verbot, Sklaven ohne gerichtlichen Entscheid in die Arena zu schicken. Unter Domitian (81-96) Verbot, sie zu verstümmeln.
		Unter Hadrian (117-138) Verbot, Sklaven ohne richterlichen Spruch zu töten.

		Vermehrte Freilassungen und allmähliche Verdrängung der Sklaverei durch das Kolonentum.
etwa 48	3 Missionsreisen des Paulus nach Kleinasien und Griechenland.	
etwa 50/51	Paulus in Athen und Korinth	
etwa ab 61	Wirken des Paulus neben Petrus in Rom.	
64	Christenverfolgung unter Nero. Märtyrertod des Petrus und Paulus.	«Haustafeln» sollen das Leben christlicher Sklaven und Sklavenhalter regeln. Religiöse, nicht soziale Gleichberechtigung der Sklaven.
324-337	Konstantin der Große. Das Christentum erhält volle Gleichberechtigung.	Lage der Sklaven ändert sich durch die Ausbreitung und Anerkennung des Christentums nicht.
354 440-461	Augustinus geboren (bis 430) Papst Leo I., der Große	Sklaven verlieren die religiöse Gleichberechtigung.
1225 oder 26	Thomas von Aquin geboren. (bis 1274)	
1415	Die Portugiesen nehmen Ceuta in Nordafrika. Beginn der portugiesischen Seefahrt an der Westküste Afrikas.	
1437	Portugiesen besetzen die Azoren	
1452		Portugal führt die ersten Sklaven von der afrikanischen Westküste ein.
1454	Papst-Dekret erklärt die afrikanische Westküste für portugiesisch.	
1456	Portugiesen im Golf von Guinea.	
1486	Bartholomäus Diaz erreicht das Kap der Guten Hoffnung.	
3. 8. 1492	Abfahrt Kolumbus' von Palos.	
12. 10. 1492	Landung auf den Bahama-Inseln.	
28. 10. 1492	Landung auf Kuba.	
6. 12. 1492	Landung auf Haiti (Hispaniola).	

15. 5. 1493	Wiederankunft in Spanien.
1493-1496	2. Fahrt des Kolumbus. Entdeckung mehrerer westindischer Inseln und Besiedlung von Haiti.
1494	Vertrag von Tordesillas. Teilung der Neuen Welt zwischen Spanien und Portugal.
1498	3. Fahrt von Kolumbus.
1499-1500	Der Portugiese Pinzon landet als erster Europäer in Brasilien (bei Recife).
1500	Beginn der portugiesischen Besitznahme Brasiliens durch Cabral.
1501-1502	Amerigo Vespucci erforscht im Auftrag der portugiesischen Krone die Küste Brasiliens.
1510	Spanien verbietet die Verschiffung indianischer Sklaven nach Europa.
1511	Westafrikaner werden zu Arbeiten in den Plantagen und Bergwerken nach Lateinamerika verschleppt, da die einheimischen Arbeitskräfte knapp werden.
1512	Die Dominikaner Montesinos und Las Casas verlangen die Abschaffung des Encomiendasystems.
1517	Abberufung Montesinos. Gesetze von Burgos bringen keine Verbesserung der Behandlung der Indianer. Verpflichtung der Indianer, 9 Monate bei den Spaniern zu arbeiten.
29. 4. 1519	Cortez landet in Veracruz. Beginn der Eroberung von Mexiko.
	Bischof Las Casas erwirkt die Einfuhr von 12 Negersklaven für jeden spanischen Siedler, um die Arbeitskraft und das Leben der Indianer zu schützen. Dadurch erhält allerdings die Versklavung der Afrikaner Auftrieb.
	Beginn der Vernichtung des Reiches und der Kultur der Azteken.

November 1519	Cortez erreicht die Hauptstadt Tenochtitlan	
13.8.1521	Eroberung von Tenochtitlan	Beginn der Entvölkerung Mexikos
1522		Sklavenaufstand auf Kuba
1524	Expedition von Panama nach Peru unter Francisco Pizarro	
1524-1527	Unter Pedro de Alvarado werden die Mayas in Guatemala unterworfen	
1526-1527	Entdeckung des Inkareiches und Gewißheit über reiche Goldschatze	
26.7.1529	Pizarro erhält in einem Vertrag mit der spanischen Krone das Recht zur Eroberung des Inkareiches	
1531-1533	Eroberung des Inkareiches unter Francisco Pizarro	Zerstörung des Inkareiches und seiner Kultur Beginn der Entvölkerung des Andenhochlandes
1538		Portugiesen führen die ersten afrikanischen Sklaven nach Brasilien ein
1545	Entdeckung reicher Silbervorkommen in Potosi, deren Ausbeutung wichtig für die Kapitalanhaufung in Europa wird 1573, 28 Jahre nach der Gründung hat die Stadt bereits 120000 Einwohner	Entvölkerung des Andenhochlandes durch die Mita, die Zwangseinziehung der Indios zu den Arbeiten in den Bergwerken
1550		Streitgespräch Las Casas mit Sepulveda
1552		Las Casas' «Kurzgefaßter Bericht über die Vernichtung Indiens» erscheint
1553		Aufstand der Araukaner unter Lautaro an der Grenze nach Chile
1562		Hawkms unternimmt die erste britische Sklavenfahrt an der Küste Guineas und bringt etwa 300 Sklaven nach Westindien
1576		Verschwörung des Sobce in Kolumbien
1603		Verschwörung des Nebsacadas in Kolumbien

1610		Jesuiten-Staat in Paraguay bis 1768 Ursprünglich zum Schutz der Indianer vor den Menschenjagden der Mamelucos, Sklavenjägern aus Sao Paulo, gegründet, bildet sich dort eine verfeinerte Art der Sklavenhaltung aus
1612	Holländische und französische Niederlassungen in Westafrika Engländer auf den Bermudas	Durch Gründung von Handelsniederlassungen und Handelsgesellschaften verschiedener europäischer Länder an der westafrikanischen Küste und die weitere Besitznahme der karibischen Inseln werden Menschenraub und Menschenhandel systematisiert und kommerzialisiert An die Stelle des Piraten tritt der «ehrbare» Kaufmann Die ersten 20 schwarzen Sklaven in Nordamerika (Virginia)
1619		
1620	Fahrt der Pilgervater auf der «Mayflower»	
1621	Gründung der Holländischen Westindien Gesellschaft	
1627	Engländer auf den Barbados	
1632	Holländer auf Curacao	
1635	Franzosen auf Martinique und Guadeloupe	
1644	Beginn des Zuckerrohranbaus auf den Antillen	Sprunghafte Zunahme der Sklavenbevölkerung auf den Inseln durch verstärkten Sklavenhandel
1652	Die ersten holländischen Siedler am Kap der Guten Hoffnung	
1653	Zusammenbruch des holländischen Reiches in Brasilien	
1655	Briten nehmen Holländern Jamaika ab	
1665	Franzosen auf St Domingo	
1673	Französische Senegal-Gesellschaft gegründet (Compagnie de Senegal)	

1685		Französischer Code Noir. In Südafrika verbietet die Holländische Ostindien Gesellschaft die Heirat zwischen einem Weißen und einer Sklavín, wenn diese zu farbig ist.
1695		Nach heldenhafter Gegenwehr Vernichtung des Negerstaates von Palmares im Nordosten von Brasilien, der von entflohenen Sklaven gegründet und gebildet wurde. Er konnte fast das ganze 17 Jahrhundert seine Unabhängigkeit bewahren
1697	Spanien tritt den Westteil von Hispaniola an Frankreich ab	
1701	Gründung der Guinea-Gesellschaft für den Sklavenhandel mit Amerika	
1703		Vertrag öffnet Brasilien dem englischen Sklavenhandel
1713		Vertrag sichert England das Vorrecht im Sklavenhandel
		In den nächsten Jahrzehnten erreicht die Massenverschleppung von Sklaven von der afrikanischen Küste nach Amerika ihren Höhepunkt
		Hochstehende Kulturen in Afrika werden endgültig vernichtet
		Der Dreieckshandel, dessen Basis der Sklavenhandel ist, trägt zur Anhäufung von Kapital zur industriellen Entwicklung in Europa, namentlich in England, bei, während eine eigenständige Wirtschaft in den Kolonien durch den Anbau von Monokulturen unmöglich wird
1750	England verbietet Metallindustrie in den amerikanischen Kolonien	
1761		Aufstand der Maya in Yucatan

1765	James Watt erfindet die Dampfmaschine. Rasche Industrialisierung Schnelles Anwachsen von Städten wie Liverpool und Bristol	
1774	Amerikanische Declarations of Rights	
1775	Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges	
1776	Unabhängigkeitserklärung Gründung der USA	
1777		Vermont verbietet als erster Bundesstaat der USA die Sklaverei
1780/1781		Aufstand des Túpac Amaru
1783	Ende des Unabhängigkeitskrieges Sieg der USA England erkennt die Unabhängigkeit an	
1787	Annahme der Verfassung der USA	Sklaverei wird in der Verfassung nicht direkt erwähnt Artikel IV, Abschnitt 2 der US-Verfassung besagt «Niemand, der in einem Staat für Dienstleistungen gehalten wird, darf, falls er in einen anderen Staat flüchtet, von diesen Dienstleistungen befreit werden, sondern soll über Antrag jener Partei, der diese Dienstleistungen gelten, ausgeliefert werden »
1789-1799	Französische Revolution	
1791		Beginn der Sklavenerhebung auf Haiti Boukman, der Anführer des 1. Aufstandes, fällt
1792		Die französische Nationalversammlung sanktioniert Gleichberechtigung der Farbigen
1794		Nationalkonvent beschließt die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien
1799	Konsulsverfassung mit Bonaparte als Erstem Konsul. Erklärung, daß die Revolution beendet ist	

1800		Gabriel Prossers Sklavenaufstand in den USA scheitert durch Verrat.
1801		Toussaint lässt auf Haiti eine Verfassung publizieren, die ihn zum Gouverneur auf Lebenszeit bestimmt, und setzt sie, ohne auf die Genehmigung aus Paris zu warten, in Kraft.
1802		Wiedereinführung der Sklaverei in den französischen Kolonien.
1803		Toussaint wird verhaftet und nach Frankreich deportiert. Toussaint stirbt als Gefänger der französischen Regierung. Dessalines führt das vereinigte Heer der Mulatten und Schwarzen gegen das französische Invasionsheer in Haiti.
1804		Gründung der Republik Haiti.
1806	Engländer besetzen Kapstadt.	
1807		England verbietet Sklavenhandel in allen Dominien. Im Gesetz vom 25. 3. heißt es: «Dieses Haus, in der Überzeugung, daß der afrikanische Sklavenhandel im Gegensatz steht zu den Prinzipien der Gerechtigkeit, der Humanität und einer gesunden Politik, wird alles daran setzen, diesen Handel abzuschaffen . . . »
1807-1835		Stadtaufstände der Moslemsklaven in Bahia.
1808	Beginn des Aufstandes in den südamerikanischen Kolonien.	Britischer Gouverneur führt in Südafrika Paßsystem ein.
1809	Beginn des Burenkrieges.	
1810	Chile und Kolumbien werden unabhängig.	
1811	Venezuela, Paraguay, Uruguay werden unabhängig.	

1817		Verbot des Sklavenhandels durch Frankreich, nachdem er 1802 durch Napoleon wieder eingeführt wurde.
1818		Verbot des Sklavenhandels durch die Niederlande.
1820		Verbot des Sklavenhandels durch Spanien.
1822	Gründung des Kaiserreiches Brasilien.	Verrat der Sklavenverschwörung unter Denmark Vesey in South Carolina.
1824		Verbot des Sklavenhandels durch Schweden.
1829		«Walkers Appell»
1831		Scheitern der größten Sklavenrevolte in der Geschichte der USA unter Nat Turner.
1833		England schafft Sklaverei durch Verbot der Sklavenhaltung endgültig ab.
1855		«Ein Stern weist nach Norden», Autobiographie von F. Douglass.
1857		Entscheidung des Obersten Gerichts verstärkt die Position des Südens. Der Oberste Gerichtshof der USA entschied in der Verhandlung gegen den Schwarzen Dred Scott: «Die Frage lautet: Kann ein Neger, dessen Vorfahren in dieses Land importiert und als Sklaven verkauft worden sind, Mitglied einer politischen Gemeinschaft werden, wie sie durch die Verfassung gewährleistet ist, und dadurch in den Genuss aller Privilegien, Rechte und Immunitäten kommen, wie sie durch dieses Instrument den Bürgern zuerkannt wird? Wir glauben nicht. Im Gegenteil, Neger wurden damals schon als Untergebene und als niedrigere Klasse von Menschen angesehen, vollkommen un-

		tauglich, sich mit der weißen Rasse zu assoziieren.» Überfall John Browns auf Harper's Ferry.
1859		
1861	Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges.	
1863		Befreiung der Sklaven durch Emanzipationsproklamation. Lincolns Emanzipations-Erklärung: «Ich befehle und erkläre, daß alle Personen, die als Sklaven in den erwähnten Staaten und Teilen dieser Staaten gehalten werden, frei sind und, in alle Zukunft, frei bleiben werden.» Verbot der Sklaverei. Sklavenbefreiung in Brasilien.
1865	Ende des Bürgerkrieges.	
1888		
1889	Kaiser Don Pedro II. zur Abdankung gezwungen.	
1900	Sieg der Engländer über die Buren.	
1910	Entstehung des britischen Dominions Südafrika.	
1913	Native Land Act (87% des Bodens für die Weißen, 13 % für die Schwarzen)	
30.1.1933	Hitler wird durch den Reichspräsidenten von Hindenburg zum Reichskanzler berufen.	Seit 30. 1. 1933 Errichtung von Konzentrationslagern.
27, 28. 2. 1933	Reichstagsbrand und Aufhebung der Grundrechte.	
1.4. 1933		Boykott jüdischer Geschäfte.
20. 4. 1934	Der «Reichsführer SS» Himmller wird stellvertretender Chef des Geheimen Staatspolizeiamtes (Gestapo) in Preußen.	
20. 7. 1934		Die SS wird selbständige Organisation. Konzentrationslager unter SS-Verwaltung.
15. 9. 1935		«Nürnberger Gesetze» gegen die Juden.
17. 6. 1936	Himmller wird Chef der deutschen Polizei, Heydrich der Sicherheitspolizei und der Gestapo.	

## Wolfgang Wimmer - Die Sklaven

---

9. 11. 1938		Terror-Aktion gegen die Juden: «Kristallnacht».
1.9. 1939	Angriff auf Polen.	Beginn der «Vernichtung unheilbar Geisteskranker».
3. 9. 1939		Englische und französische Kriegserklärung an Deutschland.
ab Oktober 1939		Gewalttaten gegen Juden und Polen. Beginn der Konzentration der Juden in Zwangslagern. Deportation von Polen nach Deutschland zur Zwangsarbeit.
10. 5. 1940	Angriff auf Belgien, Holland und Luxemburg.	
Mai 1941		Beginn der Bauarbeiten der IG-Farben in Auschwitz.
22. 6. 1941	Angriff auf die Sowjetunion.	Beginn der Deportation von Zwangsarbeitern aus der Sowjetunion. Mißhandlung der Kriegsgefangenen.
31.7. 1941		Heydrich mit der Vernichtung der Juden beauftragt.
ab September 1941		Beginn der Vergasung von Juden, zuerst in Auschwitz.
20. 1. 1942		«Endlösung der Judenfrage» beschlossen.
21. 3. 1942		Hitler ernennt Sauchel zum Generalbevollmächtigten des Arbeitseinsatzes.
13. 1./2. 2. 1943	Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad.	
4. 10. 1943		Rede Himmlers in Posen.
6. 6. 1944	Invasion in der Normandie.	
8. 5. 1945	Bedingungslose Kapitulation. Kriegsende.	

## Literaturliste

### 1. Kapitel: Athen

Aristoteles

Politik, Zürich und Stuttgart 1971

Burckhardt, Jacob

Gesammelte Werke, Berlin, Band V, Griechische Kulturgeschichte

Diels, Hermann

Die Fragmente der Vorsokratiker, rowohlts klassiker 10, Hamburg 1957

Furtado, Celso

Die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens, München 1975

von Hentig, Hartmut (Hg.)

Hellas, Klassisches Griechenland, München 1964

Nietzsche

Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, Stuttgart 1959

Platon

Sämtliche Werke, Band I-VI, rowohlts klassiker 1, 14, 27, 39, 47, 54

Schulz, Siegfried

Gott ist kein Sklavenhalter, Zürich 1972

Thomson, Georg

Die ersten Philosophen. Forschungen der altgriechischen Gesellschaft II

Berlin, DDR, 1974

Thukydides

Geschichte des Peleponnesischen Krieges, Zürich, Stuttgart 1960

Xenophon

Die sokratischen Schriften, hg. v. Ernst Bux, Stuttgart, 1956

### 2. Kapitel: Rom

Appian

Appian's von Alexandrien Römische Geschichte, Stuttgart, 1828

Apuleius

Metamorphosen oder der Goldene Esel, Berlin DDR 1956

Bornemann, Ernst

Das Patriarchat, Frankfurt a. M. 1975

Brentano, Lujo

Das Wirtschaftsleben der antiken Welt, New York 1970

Nietzsche, Friedrich

Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, Stuttgart 1959

Plautus

Antike Komödien Plautus/Terenz, München 1966

Plutarch

Große Griechen und Römer, Zürich und Stuttgart, 1954-1965

Seneca

Briefe an Lucilius, Rowohlt's Klassiker der Literatur und Wissenschaft,  
Lateinische Literatur Bd. 10, München 1965

Spranger, Peter

Historische Untersuchungen zu den Sklavenfiguren des Plautus und Terenz, Mainz 1960

### 3. Kapitel: Sklaverei und Christentum

Altes Testament

Jesus Sirach

Güldzow, Henneke

Christentum und Sklaverei in den ersten drei Jahrhunderten, Bonn 1969  
Hirsch, E.

Geschichte der neueren evangelischen Theologie im Zusammenhang  
mit den allgemeinen Bewegungen des europäischen Denkens II, Gütersloh 1951

Höffner, Josef

Kolonialismus und Evangelium, Trier 1969

Neues Testament

Brief des Paulus an die Korinther, Brief des Paulus an die Galater

Brief des Paulus an die Kolosser

Brief des Paulus an Timotheus

Brief des Paulus an Titus

Brief des Petrus

Stein, Stanley

Vassouvas. A Brazilian Coffee County, Cambridge 1957

Schulz, Siegfried

Gott ist kein Sklavenhalter, Zürich 1972

Schulte-Nordholt, J.W.

Das Volk, das im Finsternen wandelt, Bremen 1958

## 4. Kapitel: Indianersklaverei

Antkowiak, Alfred

El Dorado, Die Suche nach dem Goldland, Berlin, DDR, 1976

Chaves, J. Cesar

Túpac Amaru, Buenos Aires 1973

Cieza de Leon, Pedro de

Auf den Königsstraßen der Inkas, Stuttgart 1971

Columbus, Christoph

Bordbuch, Briefe, Berichte, Dokumente, Bremen T956

Diaz del Castillo, Bernal

Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Mexiko,  
Stuttgart 1971

Documentos sobre la rebelión de Túpac Amaru, Lima 1949-1952

Gargia, de Carvajal, Fritz

Die Eroberung von Peru. Pizarro und andere Conquistadoren  
1526-1712, Tübingen 1975

Konetzke, Richard

Entdecker und Eroberer Amerikas, Frankfurt 1963

Konetzke, Richard

Lateinamerika seit 1492, Stuttgart 1976

Las' Casas, Bartolomé de

Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der westindischen Länder,  
Frankfurt 1966

Lewin, Boleslaw

La rebelión de Túpac Amaru, Buenos Aires 1957

Zimmermann, G.

Briefe der indianischen Nobilität aus Neuspanien, Hamburg 1970

## 5. Kapitel: Negerhandel

Friedericci, Georg

Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Stuttgart/Gotha 1925-1936, Nachdruck 1970

Cadornaga

Historia Geral das Guerras Angolanas 1940

Paczensky, Gert von

Die Weißen kommen, Hamburg 1970

Schmidt, Fred

Jagd auf schwarzes Elfenbein, Hamburg 1957

Schulte-Nordholdt, J.W.

Das Volk, das im Finstern wandelt, Bremen 1958

Walsh, Robert

A Harrid Traffic, Life on a Slave Ship, in: Hanke, Lewis (Hg.), History of Latin Amerika Civilisation, London 1969

Williams, Eric

From Columbus to Castro, The history of the Caribbean 1492-1969, London 1970

## 6. Kapitel: Die Karibischen Inseln

Barnet, Miguel (Hg.)

Der Cimarrón. Die Lebensgeschichte eines entflohenen Negersklaven aus Cuba, von ihm selbst erzählt, Frankfurt a. M. 1976

Buch, Hans Christoph

Die Scheidung von San Domingo. Wie die Negersklaven von Haiti Robespierre beim Wort nahmen, Berlin 1976

Paczensky, Gert von

Die Weißen kommen, Hamburg 1970

Rothschild, Salomon de

A casual view of America, The Home Letters of Salomon de Rothschild 1856-1861, London 1962

Williams, Eric

Documents of West Indian History, London 1963

Williams, Eric

From Columbus to Castro, The Historian of the Caribbean 1492-1969, London 1970

## 7. Kapitel: Die Vereinigten Staaten

Bennett, Lerone Jr.

Before the Mayflower, A History of the Negro in America 1619-1964, Baltimore, Maryland 1970

Cleaver, Eldridge

Seele auf Eis, München 1969

Franklin, John Hope

From Slavery to Freedom, A History of Negro Americans, New York 1969

Freedman, Francis S.

The Black American Experience, New York 1970

Ihde, Horst

Von der Plantage zum Schwarzen Ghetto, Geschichte und Kultur der Afroamerikaner in den USA, Leipzig 1975

- Jacobs, Landau, Pell  
Brüder, sollen wir uns unterwerfen? Die verleugnete Geschichte Amerikas, München 1975  
Martineau, Harriet  
Retrospect of Western Travel, New York 1838, in: Austin (Hg.), Der amerikanische Bürgerkrieg in Augenzeugenberichten, München 1973  
Northup, Salomon  
Twelve Years a Slave, New York 1853, Sklavenmarkt, in: Austin (Hg.), Der amerikanische Bürgerkrieg in Augenzeugenberichten, München 1973  
Reavis, Edward (Hg.)  
Burn, Baby, Burn- Die schwarze Revolte, Darmstadt 1968  
St. John, J. Hektor  
Lettres from an american farmer, London 1782  
Thomson, Georg  
Die ersten Philosophen, Forschungen zur altgriechischen Gesellschaft II, Berlin DDR 1968  
Weld, C.H.  
A vacation tour in the U.S. and Canada, 1855

## 8. Kapitel: Brasilien

- Assis, Machado de  
Der geheime Grund, Meistererzählungen, München 1970  
Cardozo, Manoel  
Slavery in Brazil as described by Americans/The Americas 1961  
Ewbank, Thomas  
Life in Brazil, New York 1856  
Hanke, Lewis (Hg.)  
History of Latin Amerikan Civilisation, London 1969  
Koster, Henry  
Reisen in Brasilien, Weimar 1817  
Schmidt, Fred  
Jagd auf schwarzes Elfenbein, Hamburg 1957  
Stein, Stanley  
Vassouvas. A Brazilian Coffee Country 1850-1900, Cambridge 1957  
Tschudi, Johannes von  
Reiseskizzen in Peru, St. Gallen 1846

## 9. Kapitel: Der Nationalsozialismus

Binder, Gerhart

Epoche der Entscheidungen, Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts mit Dokumenten in Text und Bild, Stuttgart 1969

Drobisch, Klaus

Widerstand in Buchenwald, Frankfurt a. M. 1978

Hofer, Walter

Der Nationalsozialismus, Dokumente 1933-1945, Frankfurt a. M. 1957

Kogon, Eugen

Der SS-Staat, Frankfurt a. M. 1946

Kraus, Herbert (Hg.)

Das Urteil von Nürnberg 1946, München 1977

Kühnl, Reinhard

Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten, Köln 1977

Nietzsche, Friedrich

Jenseits von Gut und Böse, Zur Genealogie der Moral, Stuttgart 1959

Peukert, Detlev

Ruhrarbeiter gegen den Faschismus, Frankfurt a. M. 1976

Pfahlmann, Hans

Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945, Darmstadt 1968

Ploetz, Karl

Geschichte des Zweiten Weltkrieges, Würzburg 1960

Sator, Klaus

Großkapital im Faschismus, z.B. IG-Farben, Frankfurt a. M. 1978

Wandel, Paul

Wie es zur Oder-Neiße-Grenze kam, Berlin 1955

## 10. Kapitel: Die Gegenwart

Albrecht, Gisela

Soweto und der Aufstand der Vorstädte, Reinbek 1977

Aristoteles

Politik, Zürich und Stuttgart 1971

Cleaver, Eldridge

Seele auf Eis, München 1969

Gervasi, Scan

Industrialisierung, Fremdkapital und Zwangsarbeit in Südafrika, 1972

hg. v. Aktion Dritte Welt, 78 Freiburg/Lorettostr. 20a; Sozialistisches Büro, 6050 Offenbach 4, Postfach 591

Pogrom, Zeitschrift gegen Chauvinismus, Rassismus, Kolonialismus  
Gesellschaft für bedrohte Volker (Hg )

Holdt, Jacob

Bilder aus Amerika, Frankfurt a M 1978

Munzel, Mark (Hg )

Die indianische Verweigerung Lateinamerikas Ureinwohner zwischen  
Ausrrottung und Selbstbestimmung, Reimbek 1978

Paczensky, Gert von

Die Weißen kommen, Hamburg 1970

Wojcik, T /Domaranyk, Z

Vorhof der Hölle, Leipzig 1976

## 11..Kapitel: Die Zukunft

Stiller, Uwe

Das Recht, anders zu sein, Berlin 1977